Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume

7. Jahrgang
1 9 3 5

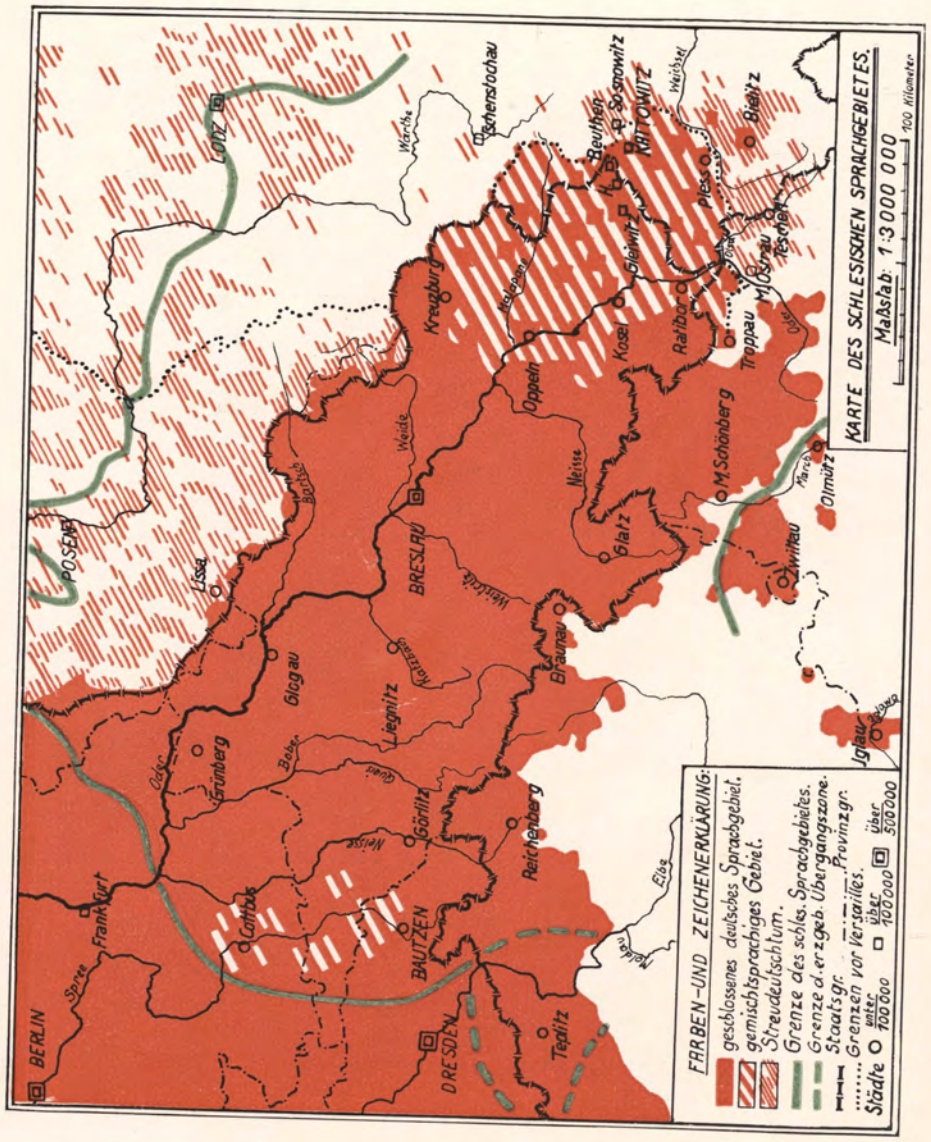
PHIL. KAM. DANZIG

Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1

Schlesisches Jahrbuch

7. Jahrgang

Biblioteka Wydziału Prawa



Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume

7. Jahrgang

Herausgegeben

vom

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

Mit 9 Karten und 3 Abbildungen

1935

Verlag von Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
Czytelnia
-w Opolu-

058(061.2):930.85(43:438)
+41(04):430-08:484/485-08 51
Schl Jahrb
3336 I/VII
E II 3
7375 „D"

Alle Rechte, besonders das des Nachdrucks, der Radioübertragung und Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany, Copyright 1935 by
Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1

Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
Leitsätze des Arbeitskreises 8

*

Univ.-Prof. Dr. Aubin-Breslau:
Grundlagen und Wege der wissenschaftlichen Forschung über den gesamtschlesischen Raum 9

Univ.-Prof. Dr. Schwarz-Prag:
Die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Sprachraumes 15

Priv.-Doz. Dr. Jungandreas-Breslau:
Die schlesische Mundart im Mittelalter 29

Prof. Dr. Mal-Breslau:
Zweisprachigkeit und Mischmundart in Oberschlesien 41

Dr. Kuhn-Bielitz:
Das schlesische Sprachgebiet in Polen 53

Dr. Kuhn-Bielitz:
Die Schlonsaken und ihre Sprache 57

Lektor Dr. Schieche-Breslau:
Die Morawzen und ihre Sprache 63

Prof. Dr. Hanika-Prag:
Die Entstehung der Kremnitzer Sprachinsel und ihrer Mundart . . . 75

Prof. Dr. Repp-Kesmark:
Die Zipser Schlesier und ihre Sprache 85

Lektor Dr. Schieche-Breslau:
Der „böhmische Winkel" in der Grafschaft Glatz 99

Graebisch-Kudowa:
Proben schlesischer Mundart zu beiden Seiten der Sudeten 109

Univ.-Prof. Dr. Schmitz-Breslau:
Stand und Aufgaben schlesischer Musikforschung 127

Dr. Petry-Breslau:
Die Mongolenschlacht bei Liegnitz in der neueren polnischen Geschichtsschreibung 141

Rektor Sczodrok-Oppeln:
Die Deutsche Eichendorff-Stiftung 157

Dazu 9 Karten und 3 Abbildungen.

Vorwort

Der Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur hatte die Absicht, im Sommer 1934 die 10. Schlesische Kulturwoche zu veranstalten, und es war auch schon die Einladung seitens einer sudetendeutschen Stadt erfolgt. Die dort zu haltenden Vorträge zur gesamtschlesischen Stammeskunde sollten den hauptsächlichsten Inhalt des 7. Bandes des Schlesischen Jahrbuchs bilden.

Leider gestattete die Haltung der tschechoslowakischen Behörden gegen unsere völlig unpolitische, rein kulturelle und wissenschaftliche Arbeit, die immer streng an unsere Leitsätze (S. 8) sich gehalten hat und weiterhin hält, die Veranstaltung einer solchen Tagung nicht, und wir sehen uns bis auf weiteres zu unserem großen Bedauern gezwungen, unsere Tätigkeit auf die Herausgabe des Schlesischen Jahrbuches zu beschränken.

Der vorliegende Band enthält zum größten Teil Vorträge, die bei wissenschaftlichen Tagungen im Jahre 1934 gehalten wurden, dazu einige Abhandlungen, die zur Abrundung des Ganzen hinzugefügt wurden. Den Hauptgegenstand bildet die schlesische Mundart, deren Untersuchung von verschiedenem Standpunkte her wir wesentlich gefördert und deren Ausbreitung wir durch die in gemeinsamer Bemühung mehrerer Mitarbeiter entstandene neue Karte des schlesischen Sprachgebietes zu klarer Anschauung gebracht zu haben hoffen. Leider mußte der Aufsatz über die Ausdehnung der schlesischen Mundart nach Westen und Norden, der zur Vollständigkeit der ganzen Darstellung notwendig gewesen wäre, ausfallen, weil der Bearbeiter ihn nicht geliefert hat.

Wir danken allen, die uns bei der Herausgabe dieses Buches so tatkräftig geholfen haben, und bitten unsere Gönner, Freunde und Mitarbeiter, uns auch weiterhin bei unserer Arbeit zu unterstützen.

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

i. A. Professor Dr. Schneck

Breslau 16, Hindenburgstraße 80.

Leitsätze des Arbeitskreises

1.

Es ist die gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volkswerdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatliche Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innerschlesien und Grenzlandschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zweck dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zwecke dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturarbeit und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Hermann Aubin:

Grundlagen und Wege der wissenschaftlichen Forschung über den gesamtschlesischen Raum

Im 19. Jahrhundert hat eine tiefe und starke Welle das Nationalbewußtsein hochgehoben, das von nun an als mächtige, bestimmende Kraft im Völkerleben zu wirken begann. In seinem Gefolge ist ein verwandtes Lebens- und Gemeinschaftsgefühl engerer Einheiten innerhalb der großen Nationen emporgekommen. In Frankreich kennt man es als „Regionalismus", als eine Bewegung, in welcher landschaftliche und zum Teil volkliche Sonderheiten, wie die Provence oder die Bretagne, ihre Eigenart betonen. Stärker noch hat es sich als „Stammesgefühl" bei den Deutschen zu Wort gemeldet. Hier, wo durch die willkürlichen Territorialgebilde der jüngeren Entwickelung eine Zerrissenheit der politischen Körper und ein Wirrwarr der Grenzen ohnegleichen entstanden war, hat es die bedeutsame Leistung vollbracht, große natürliche und altüberlieferte Zusammenhänge der Nachbarschaft, des Blutes und der kulturellen Prägung wachzuerhalten und zu pflegen. Auch daß die Reichsgrenzen alter oder junger Entstehung manche Stammeslandschaften durchschnitten, hat die Gemeinschaft in ihrem Bereich nicht aufgehoben. In der deutschen Schweiz wie im Elsaß ist das angeborene Alamannentum nicht vergessen worden, und der Tiroler hat seine Zugehörigkeit zum bayerischen Stamme mit sicherer Überzeugung bekannt. Gleichem Bewußtsein entstammen die Ziele, welche vor zehn Jahren den Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur zusammengeführt haben und deren Verwirklichung er auf den Schlesischen Kulturwochen von Reichenberg bis Ratibor wie mit dem Schlesischen Jahrbuch angestrebt hat.

Im Grunde handelt es sich bei dieser Bewegung um ein Doppeltes. Stammespflege ist einmal natürlich-aufgewachsene Freude an der vertrauten heimischen Art, Gefühl einer besonderen engen geburts- und erlebnisbestimmten Verbundenheit mit den Menschen, welche die gleiche Scholle treten und die gleiche Sprache reden, deren Leben sich unter den gleichen Zeichen des nachbarlich zusammenhängenden Raumes und der verwandten Sitte geformt hat. Sie findet ihre Höhepunkte wohl dann, wenn die Hand oder der Mund eines Künstlers die Stammesart im Bilde der Landschaft, der Menschen oder der Schicksale gesteigert und geklärt entgegentreten läßt. Dann wird mit zwingender Gewalt das Gemeinschaftsbewußtsein dieser besonderen Art mit- und neuerlebt, sei es in festlicher Versammlung, sei es in stiller Zurückgezogenheit. Der Arbeitskreis hat sich bemüht, in seinen Veranstaltungen und durch seine Veröffentlichungen solches Erleben zu vermitteln.

Stammespflege bedeutet zum andern sicher eindringendes Bewußtwerden jener Geschichts- und Naturbedingungen, welche die Stammesart geschaffen haben, jener Züge, welche ihr das Gesicht geben, jener Kräfte, welche sie erhalten oder auch bedrohen. Hier wandelt sich das instinktive Versenken und Nachempfinden in fragendes Forschen. Hier setzt das Verlangen ein, das Gefühl durch wissenschaftliche Arbeit zu vertiefen. Auch dieser Seite der Stammespflege hat der Arbeitskreis gerecht zu werden versucht, und von ihren Voraussetzungen und Wegen sei hier einiges gesagt. Wir stehen am Ende eines zehnjährigen Abschnitts, der zur Rückschau und zum Ausblick einlädt.

Die Zeit, welche solche Klärung und Bestimmung der Stammeseigenart von der Wissenschaft forderte, fand bei ihr mannigfache Vorbedingungen vor, welche diesem Verlangen entgegenkamen. Sie waren z. T. aus den eigenen Bedürfnissen der Forschung erwachsen, die in ihrem Streben nach vollkommenerer Einsicht gezwungen gewesen war, in immer weiter sich verzweigende Einzelstudien einzutreten. Diese Vorbedingungen waren aber z. T. eben demselben Geiste entsprungen, der das Stammesbewußtsein hatte lebendig werden lassen; denn die Wissenschaft nimmt stets die starken und zeitbewegenden Strömungen in der einen oder anderen Weise als Anregungen zu neuer Betrachtungsweise oder als vorwärtsdrängende Kräfte in sich auf. Altbewährte Fächer also hatten genugsam Zeit gehabt, Stoff zu sammeln und Einsicht zu gewinnen, und hatten dabei immer stärker die landschaftlichen und stammlichen Besonderheiten beobachten gelernt. Die Sprachforschung hatte sich der Mundarten angenommen, die Kunstgeschichte sich auch mit der Volkskunst, die Literatur- und Musikgeschichte mit dem Volkslied und dessen Weisen beschäftigt. Durch ihre Wendung zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte deckte die Geschichtswissenschaft im gesellschaftlichen Aufbau und den wirtschaftlichen Zuständen wesentliche Komponenten des landschaftlichen Lebens auf. Die Siedlungskunde schwang sich beinahe zu einer eigenen Disziplin empor, welche gerade solche Tatsachen sammelte und verstehen lehrte, die im Umkreis stammlichen Lebens eine besondere Bedeutung besitzen. Die Volkskunde aber konnte, aus vielen anderen Fächern die ihr gebührenden Beobachtungen zusammentragend und unter ihre eigene Betrachtungsweise stellend, eine Wissenschaft von den Lebensformen der einfachen Gemeinschaften begründen.

Während so die stofflichen Voraussetzungen geschaffen wurden, hatte die Forschung auf ihrem eigenen Entwickelungsgange auch diejenige Fragestellung aufgenommen, mit welcher die bewußte Stammespflege an sie herantreten muß. Von den verschiedensten Ausgangspunkten aus war man in ganz Deutschland darangegangen, die in sich zusammenhängenden Landschaften herauszuheben, in ihrer Eigenart und in ihren Beziehungen zueinander verstehen zu lernen und ihnen den Platz anzuweisen, welcher ihnen im Gesamtleben unseres Volkes zukommt. Die Geographie hat so in jüngster Zeit ihrem einen Zweige, der Landeskunde, eine früher kaum geahnte Beachtung geschenkt. Sie strebt darin die Vereinigung aller natur- und menschenkundlichen Betrachtungsweisen zum allseitigen Gesamtbilde eines Erdausschnittes an. Sie ringt gleichzeitig um den Begriff und die Lehre von der Landschaft, d. h. sie sucht nach den entscheidenden Merkmalen, nach welchen die Auswahl und Begründung eines solchen Erdausschnittes zu treffen ist, damit sie nicht willkürlich, sondern innerlich berechtigt sei. Nicht anders aber sind alle geschichtlich gerichteten Wissenschaften darauf ausgegangen, die historisch-kulturell begründeten Einheiten innerhalb des deutschen Volkes zu bestimmen. Sobald einmal der Grundgedanke gefaßt war, daß diese historischen Landschaften als Individuen zu begreifen seien, rissen die Fragen, ob und zu welchen Zeiten sie schöpferisch in unserer Geschichte aufgetreten sind, welche Kulturenergien sie ausgesandt, wie sie empfangene aufgenommen und verarbeitet haben, nicht mehr ab. Auf dem einen Felde der Literaturgeschichte hat bereits 1925 Josef Nadler, Ideen seines Prager Lehrers August Sauer aufnehmend, in einem großen und umfassenden ersten Wurf diesen Grundgedanken durchgeführt und den Anteil „der deutschen Stämme und Landschaften" an der gesamten Hervorbringung unseres Volkes dargestellt.

Für eine exakte Bearbeitung solcher Aufgaben sind zugleich neue und ertragreiche Methoden ausgebildet worden. Sie erlaubten eine weitgehende Verfeinerung der Betrachtungsweise und dennoch eine große Bildhaftigkeit der Ergebnisse. Der stärkste Anstoß ist hier von der Mundartenforschung ausgegangen, in der sich eine eigene Mundartengeographie entwickelte. An dem „Sprachatlas des Deutschen Reiches" (der heute auch das sudetendeutsche Gebiet mitumfaßt), hat sich der gesunde Optimismus der Forscher bewährt, daß groß und planvoll angelegte wissenschaftliche Arbeiten, wenn sie durchgehalten werden, ihre sicheren Früchte tragen. Von dem weitgesteckten Unternehmen, das 1878 begründet wurde, hat sich besonders seit dem Weltkriege ein Strom von Erkenntnissen und Anregungen ausgegossen. Unsere Anschauungen von den Stammesmundarten, ihrer Verbreitung und ihren Lebensvorgängen wurden tiefgehend verändert. Das Wesentlichste war, daß man lernte, nicht mehr im vorhinein mit fest gegebenen, geschlossenen Mundartgebieten, etwa der Schwaben und Bayern, zu rechnen, sondern die einzelnen Spracherscheinungen, Laut- Wortformen und Wortschatz, zunächst einmal in ihrer Verbreitung über den ganzen Volksraum zu verfolgen und erst aus der Summierung kennzeichnender Merkmale die zusammengehörigen Gebiete als Mundartgebiete festzustellen. So darf man sie auch weiter nennen, wenn man auch erkannt hat, daß sie keineswegs gleichmäßig und völlig von allen Erscheinungen der einen Mundart erfüllt sind. Vielmehr sind oft breite Randgürtel zu beobachten, in denen Übergänge zu den Nachbargebieten stattfinden. Vor allem aber wurde klar, daß die Mundartgebiete keineswegs uralt und unveränderlich seien — ein Gedanke, der für ein Kolonialland, wie Schlesien, mit einer Bevölkerung, deren Vorfahren aus ihrer Heimat vielerlei Mundarten mitgebracht haben, überhaupt keine Geltung beanspruchen konnte. Man sah, daß Mundartenformen sich über ihr ursprüngliches Geltungsgebiet hinaus verbreitet haben, daß andere in ihrem Geltungsbereich eingeschränkt worden sind.

Dies waren Erkenntnisse, die mehr oder minder auch für die verwandten Gebiete maßgebend, also für die Stammesforschung insgesamt von höchstem Belange sein mußten. Sie lockerten auf der einen Seite den alten, strengen und feststehenden Stammesbegriff auf, sie zeigten ihn in gewissem Umfange wandelbar im Laufe der Geschichte und im Flusse der Kulturströmungen. Sie gaben aber auch auf der anderen Seite die Gewißheit seiner Bildsamkeit und das Vertrauen auf seine ewig neue Schöpferkraft.

Am Sprachatlas hat sich nebenher auch die Karte als wesentliches Hilfsmittel für das Festhalten und die Verdeutlichung der Verbreitung von kulturellen Erscheinungen erprobt, und zwar wurde erkannt, daß man für Forschungszwecke jede einzelne Erscheinung auf einem eigenen Blatte darstellen müsse. Erst am Ende steht die Zusammenfassung zu einem Gesamtbilde. Diese Vorgänge haben allgemein Nachahmung gefunden. Weitgehend bedienen sich heute die kulturwissenschaftlichen Fächer der Karte als Hilfsmittel für Forschung und Darstellung. Die landschaftlichen, historischen oder kulturkundlichen Atlanten, welche im letzten Jahrzehnt für das Rheinland und Elsaß-Lothringen, die Pfalz und die Saarlandschaft, für Westfalen und Niedersachsen oder Pommern entstanden sind, bieten bereits eine reiche Auswahl von Beispielen dafür. Man arbeitet an kunstgeschichtlichen Atlanten. Am wirkungsvollsten aber ist der Anstoß des Sprachatlas dadurch geworden, daß nach seinem Muster 1928 ein allgemeiner „Atlas deutscher Volkskunde" in Angriff genommen wurde.

Das sind einige der Bedingungen, unter denen der gesamtschlesische Arbeitskreis die Wissenschaft zur Mitarbeit aufrief. Ihre Aufgabe in diesem Kreise mußte vornehmlich die sein, den schon zu Tage geförderten Stoff unter dem zusammenfassenden Gesichtspunkte der schlesischen Gemeinschaft zu sichten und zur Darstellung zu bringen. Es war selbstverständlich, daß erst aus solcher Überschau die Stellen erkannt werden konnten, an denen das Wissen Lücken aufwies, und daß daraus in immer neuer Zeugung weitere Fragen zu erwarten waren, welche die Forschung vorwärts und tiefer treiben würden.

Die zu leistende Arbeit mußte sehr groß sein. Wenn schon ein einzelnes Fach durch die Zerlegung der Erscheinungen in ihre einzelnen Komponenten eine Unsumme von Vorarbeit verlangt, um wieviel mehr die Stammesforschung, welche alle aussagebereiten Fächer heranzuziehen hat. Manchen Disziplinen war der ausrichtende Gedanke neu. Der Gesichtspunkt des typisch Schlesischen erwies sich aber auch ihnen als fruchtbar. Kaum eine Wissenschaft, welche nicht etwas unter diesem Gesichtspunkt beizutragen hätte.

Die Methode des Aufspaltens der Erscheinungen und die Fülle der noch zu bewältigenden Arbeit birgt eine Gefahr in sich. Durch das Bestreben, auf dem festen Boden abgeschlossener Vorstudien zu stehen, wird der Forscher leicht verführt, die Endleistung, das abschließende Bild, hinauszuschieben. Dieser Gefahr zu begegnen, ist es notwendig, von Zeit zu Zeit wenigstens für den jeweiligen Forschungsstand gültige Gesamtbilder vorzulegen. Ihre Notwendigkeit rechtfertigt ihre Unfertigkeit. Der Arbeitskreis hat seinen zehnjährigen Bestand für den Zeitpunkt angesehen, an dem er ein solches Zwischenergebnis für dasjenige Gebiet vorlegen sollte, auf welchem aus den allgemeinen Voraussetzungen die Arbeit bereits am weitesten fortgeschritten ist und welches, wie wenige andere, die Gemeinschaft innerhalb des gesamtschlesischen Raumes dokumentiert: Der Mundart.

In einer Reihe von Aufsätzen ist die Umgrenzung des schlesischen Sprachraums gegeben und begründet worden. Ein Kartenentwurf, sorgsam durch die Arbeit der vergangenen Jahre auf Grund früherer Versuche verbessert, stellt diesen Raum dem Auge mit einem Blicke faßbar dar. Diese

Karte bedeutet das weitestgehende Entgegenkommen der Wissenschaft gegenüber dem Verlangen, ihre Ergebnisse eindringlich und leicht faßlich vor sich zu sehen. Sie darf aber nur aus den Voraussetzungen beurteilt werden, mit denen sie gezeichnet worden ist. Jede Karte bietet nur eine Abkürzung dessen, was das Wort zu sagen vermag. Dieses Blatt stellt lediglich das Gebiet der schlesischen Mundart dar. Sie will keine Nationalitätenkarte sein und darf nicht an den Ansprüchen gemessen werden, die man an eine solche anzulegen befugt ist. Sie zeigt die Verbreitung lediglich eines Merkmals, der Mundart, und diese sowohl dort, wo sie geschlossen herrscht, als dort, wo sie inselhaft oder untermischt mit fremden Sprachen auftritt. Die Zeichen, welche die Karte dabei anwendet, bringen daher keineswegs exakt die Stärke der Nationalitäten zum Ausdruck, sondern deuten nur annähernd die Nationalitätenverteilung an. Sie berücksichtigen nicht die Unterschiede unter den Fremdsprachen, unterscheiden das Polnische nicht vom Tschechischen noch die Besonderheit der polnischen Sprachform des Oberschlesischen und die Spracheigentümlichkeiten der Schlonsaken, obwohl diese beiden stark vom Deutschen beeinflußt sind.

Daß der dargestellte Sprachraum nicht von einer gänzlich einheitlichen Mundart eingenommen wird, obwohl er eine einheitliche Farbengebung aufweist, ist nach dem Obengesagten selbstverständlich. Mischformen und Übergänge kommen auch dort vor, wo ihre Häufung nicht so groß ist, daß sie zur Heraushebung einer Mischmundart Veranlassung gegeben hat. Trotz dieser Einschränkungen hat die Arbeit ergeben, daß die Grundkonzeption eines gesamtschlesischen Sprachraums richtig gewesen ist.

Mit der Herstellung dieses Bildes ist die Erforschung dieses Raumes nicht abgeschlossen, selbst nicht auf dem Felde der Mundart. Welch umfassende Forschung darin noch zu leisten und welche bedeutsamen Ergebnisse noch zu gewinnen sind, hat eben das Werk von Ernst Schwarz, Sudetendeutsche Sprachräume (Schriften der Deutschen Akademie, Heft 21, Ernst Reinhard, München 1935), bewiesen. Auf den Materialien des Deutschen Sprachatlas beruhend bietet es gerade für die Erfassung der Schattierungen auch der schlesischen Mundart sehr wertvolle Hilfen. Darüber hinaus zeigt es, wie die Sprachforschung aus ihren eigenen Antrieben tief in die Fragen der Bildung und der blutsmäßigen Gemeinschaft des gesamtschlesischen Raumes hineinführt und selber zu einem der vornehmsten Mittel zu ihrer Lösung wird. So liegt eine besondere Berechtigung vor, eine Karte des Mundartgebietes als Zwischenergebnis der Bemühungen des Arbeitskreises und als Plattform vorzulegen, von welcher weitere Studien ausgehen können. Für die übrigen an der gesamtschlesischen Kulturforschung beteiligten Fächer möge sie eine Hilfe und zugleich ein Ansporn sein, ihr Vergleichsmaterial zu ähnlicher Anschaulichkeit geläutert darzubringen. Es wird nicht allenthalben mit der gleichen Deutlichkeit und Vollständigkeit zu erfassen oder auch nur gegeben sein, wie das allgemein verbreitete Kennzeichen der Sprache. Es wird oft einer subtileren Ausdeutung unterworfen werden müssen, um seinen spezifisch schlesischen Charakter festzustellen. Wie immer aber es gewonnen oder beschaffen ist, es wird einschmelzen in ein immer klareres und gesicherteres Bild des gesamtschlesischen Kulturraumes. Das ist ja die Eigenart der Landschafts- und Stammesforschung, daß ihr die schöne Kraft innewohnt, die verschiedenen Wissenschaften zur Zusammenschau hinzuleiten. Grund dafür ist nicht nur, daß der Mikrokosmos

ihres Betrachtungsfeldes einen noch eben zu übersehenden Abschnitt aus unserer täglich komplizierter werdenden Welt darbietet, sondern die Forschung vermag solche schöpferisch-einigende Kraft auch deshalb auszuüben, weil ihr der Gemeinschaftsgedanke, der ihr Kern ist, die Fähigkeit verleiht, die Teilerscheinungen im innersten Bewußtsein ihres gemeinsamen Urgrundes zusammenzuordnen. Hier berührt sich die Intuition, ohne welche auch die exakteste Forschung brach liegen bleibt, mit der künstlerischen Erfassung des Stammeswesens, welche die andere Hälfte unseres Arbeitskreises darstellt.

Ernst Schwarz:

Die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Sprachraumes

Unter dem gesamtschlesischen Sprachraum wird hier im Sinne der schlesischen Kulturwochen das zwischen Polen und Tschechen nach Südosten vorgeschobene deutsche Sprachgebiet verstanden ohne Rücksicht auf die Staatsgrenzen, also Preußisch Schlesien mit Teilen der Provinz Posen, soweit sie mitteldeutsch sind, die beiden Lausitzen samt den Kreisen Krossen und Schwiebus, aber auch die entsprechenden Striche südlich der Sudeten, also nicht nur das frühere Österreich-Schlesien, sondern auch die deutschen Anteile von Nordmähren samt dem halbinselartig nach Osten vorgeschobenen Kuhländchen, der deutsch-böhmische Anteil des Adlergebirges samt dem Grulicher und Schildberger Ländchen, Ostböhmen südlich vom Riesengebirge samt dem Braunauer Ländchen, aber auch Nordböhmen bis gegen Brüx, dem auf sächsischer Seite das Osterzgebirgische entspricht. Diese letzteren Gebiete stellen bereits Übergangszonen zu verwandten Sprachlandschaften im Westen, dem Obersächsisch-Meißnischen, Westerzgebirgischen und Nordwestböhmischen dar. Vorgeschoben sind nach Süden und Osten alte und junge Sprachinseln, auf die noch besonders einzugehen sein wird. Dieser so umrissene gesamtschlesische Sprachraum ist wohl vom gesamtschlesischen Kulturraum zu unterscheiden, der im Osten und Süden weiter greift. Besonders polnische, aber auch tschechische Nachbargebiete sind mit Kulturformen übersät, die vom schlesischen Sprachraum ausgegangen sind; Kenntnis der hochdeutschen Sprache in schlesischer Färbung, schlesischer Hausbau, Waldhufendörfer usw. zeigen, daß deutsche Kulturformen von Schlesien aus auch losgelöst von deutscher Sprache und schlesischer Mundart ihren Weg nach Osten gefunden haben.

Dieser gesamtschlesische Raum ist ein Teil des ostmitteldeutschen Kolonialraumes, d. h. des östlich der Saale liegenden, nach dem Abzug der Germanen dünner oder dichter von Slawen besetzten Landes, das seit dem 12. Jahrhundert in Ablösung deutschslawischer Grenzbeziehungen durch deutsche Bauern in anstrengender Rode- und Ausbauarbeit zurückgewonnen worden ist. Die Auswanderung der letzten Germanenstämme im 6. Jahrhundert (vor allem der Langobarden, die Heruler und Gepiden vernichtet hatten) setzte den Schlußstrich zur Entvölkerung des ostelbischen Landes. Sie war vom heutigen Standpunkt aus betrachtet ein Unglück für das deutsche Volk, denn im Süden sind Burgunder, Wandalen, Quaden, Langobarden, Goten untergegangen, wenigstens sprachlich und

völkisch. So war der Weg frei geworden für die slawischen Stämme der Tschechen und ihrer Verwandten, der Mährer und Slowaken, Sorben und Polen, die noch sechs Jahrhunderte nach der Landnahme (die nach 568, dem Abzuge der Langobarden, anzusetzen ist) so große Striche unbesiedelt gelassen hatten, daß die im 12. Jahrhundert beginnende deutsche Wiederbesiedlung durch Rodung großer Wälder sich dazwischenschieben, die slawischen Stämme zum Teil trennen, aber auch slawischen schütter bewohnten Boden ausbauen und zum Teil wieder in deutsches Volksland verwandeln konnte.

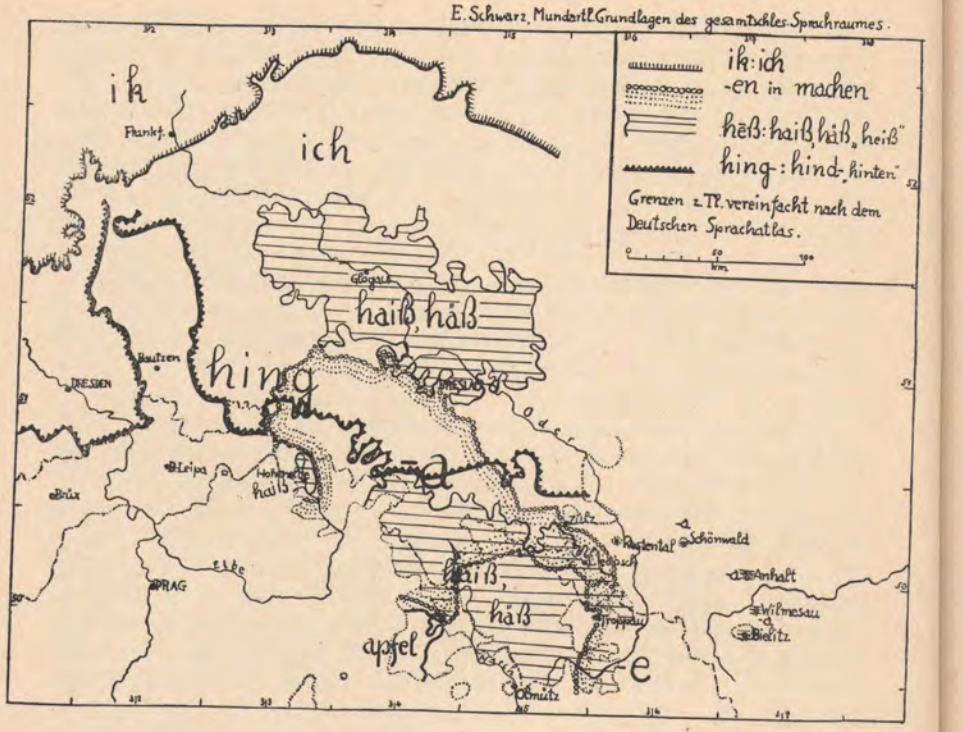
Die Ursachen dieser deutschen Ostwanderung sollen hier nicht untersucht werden. Aber ihre Tatsache muß betont werden, denn sie gibt die Erklärung dafür, daß wie die Bevölkerung auch die deutschen Züge ihrer Kultur, Mundarten, Volkskunde, Kunst usw. aufs stärkste durch diese Ostwanderer bestimmt und geschaffen worden sind. Wir haben also im gesamtschlesischen Raume keine Stammesmundarten vor uns, wie etwa die ostfränkischen, rheinfränkischen, hessischen, thüringischen Mundarten, sondern Kolonial- oder Siedlungsmundarten. Diese könnten es nur dann an Einheitlichkeit ihrer Grundlage mit den westsaalischen Mundarten aufnehmen, wenn sie durch einen einheitlichen Stoß etwa aus dem Lande westlich der Saale in das Neuland übertragen worden wären. Daß dies unwahrscheinlich ist, folgt nicht nur aus allgemeinen Erwägungen, sondern auch aus dem Stande der Mundart, wie sie sich noch heute darbietet, vor allem wenn man sich die Frage vorlegt, wie die einzelnen Sprachelemente zu erklären sind.

Die besonders von W. Schulte vertretene Ansicht, daß Schlesien erst im 13. Jahrhundert deutsche Einwanderer gesehen hat, ja in der Hauptsache erst nach dem Mongolensturm von 1241 die Grundlagen für das schlesische Deutschtum gelegt worden seien, ist heute im Wanken. Schon 1187 erhält nach neueren Untersuchungen Leobschütz als östlichste Grenzstadt des Przemyslidenreiches deutsches und zwar flämisches Recht, wobei Anwesenheit Deutscher in der Nachbarschaft schon einige Zeit vorher wahrscheinlich ist. Der Kampf um Echtheit oder Unechtheit der Leubuser Stiftungsurkunde, in der man früher den Beginn der deutschen Besiedlung sah, der schon zu Gunsten der Unechtheit entschieden schien, flammt jetzt wieder auf. Wie er auch entschieden werden mag, das Deutschtum hat sicher schon in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts mit Ansiedlungsversuchen eingesetzt. Mit der Feststellung, daß Erzbischof Wichmann von Magdeburg das erste deutsche Weistum nach Schlesien mitgeteilt hat, ist der Beginn der deutschen Einwanderung nach Schlesien für den Ausgang des 12. Jahrhunderts auch urkundlich erwiesen. Mit der Tatsache, daß schon um 1220 im Breslauer Bistumsland um Neiße ein erster Höhepunkt der deutschen Kolonisation erreicht ist, trifft die Beobachtung zusammen, daß auch im Przemyslidenreich die Ansetzung der Deutschen zielbewußt und in offenkundigem Wettbewerb mit den Piasten und dem Breslauer Bischof durchgeführt wird. 1213 erfolgt die Gründung von Mährisch-Neustadt, 1223 wurde sie mit ihrem Recht an Freudenthal gewiesen, das also schon bestanden hat. Beide Orte waren Handelspunkte nördlich und südlich des Gesenkes an der alten Straße nach Krakau. Durchaus glaubwürdig ist die aus einer Urkunde von 1263 erschließbare Nachricht, daß unter Bischof Lorenz (1207—1233) deutsche Ansiedler von

Lokatoren in die Berge bei Zuckmantel und Freudenthal geführt worden sind. Als Zuckmantel, ein durch neu entdeckte Bergschätze wichtig gewordener Ort, vom mährischen Markgrafen besetzt wurde, erhob sich 1224 als Trutzstadt Ziegenhals. 1221 war vom mährischen Markgrafen Wladislaw Heinrich auch die Stadt Jägerndorf bereits angelegt. Zur selben Zeit war Troppau eine deutsche Stadt. Wie stark das Deutschtum um 1220 im Breslauer Bistumslande und in Oberschlesien bereits war, ersieht man daraus, daß schon in dieser Zeit wanderlustige Kolonisten um Ujest und in Kostenthal angesiedelt werden. Neumarkt, Breslau, Löwenberg und andere Städte waren weitere frühe Stützen für das Deutschtum, das das ganze 13. Jahrhundert nördlich und südlich der Sudeten mit der Anlegung von Dörfern und Städten, der Rodung der Wälder, der Umlegung von bebautem Boden in deutsche Hufen, der Verbreitung der deutschen Rechte beschäftigt war.

So sind die Grundlagen zu einem deutschen Volkstum gelegt worden, dessen weiteren Ausbau wir hier nicht zu erörtern brauchen. Im einzelnen ist die Geschichte dieser deutsch-slawischen Auseinandersetzung, der Vorstöße und Hemmungen, der Entwicklung von nationalen Mischgebieten zu klarer völkisch abgegrenzten, der gegenseitigen Auffaugung von Volkstum, bis sich immer deutlicher eine Sprachgrenze herausspiegelte, noch nicht geschrieben worden. Aber es ist selbstverständlich, daß diese Siedlerwanderung auch die deutschen Mundarten ins Land gebracht hat, daß damals die verschiedenen Sprachelemente durch Ausgleich und Kampf die Grundlagen zu einer neuen Siedlungsmundart, zum Schlesischen, gelegt haben.

Die Grenzen des heutigen gesamtschlesischen Raumes sind nur im Norden, Osten und Süden mehr oder weniger leicht zu ziehen. Im Norden ist die Lautverschiebungsgrenze, die freilich schon nach Berlin ausgreift, die auch einem Laien recht fühlbare Scheide zwischen Mitteldeutsch und Niederdeutsch (s. die ik/ich-Linie auf der Abb. S. 18). Im Süden ist die deutsch-tschechische Sprachgrenze auch die der schlesischen Mundart, im Osten ebenso die deutsch-polnische Sprachgrenze, die freilich wegen des zahlreichen städtischen Deutschtums, des Übergewichtes der deutschen Kultur, des Streudeutschtums, der Anderungen nach dem Kriege nicht leicht zu ziehen ist, wo besser mit Übergangszonen gearbeitet werden müßte. Im Westen lag viele Jahrhunderte die Sorbenbarriere, die ein starkes Hindernis für unmittelbare Beziehungen des Schlesiertums mit Obersachsen und Thüringen war. In der Besiedlungszeit durchbrochen wirkte sie doch als Hemmstelle für ein Herüberfluten sprachlicher Neuerungen in breiter Front. Sie waren auf die Handelsstraßen und den Verkehr der Städte angewiesen. Doch schrumpfte das Sorbenland, ringsum von deutschem Volksboden umgeben und mit deutscher Kultur durchtränkt, im Laufe der Zeit immer mehr zusammen. Die Oberlausitz hat schon Unwerth mit Recht zur schlesischen Sprachlandschaft gezählt, wenn auch bereits Übergänge zum Obersächsischen deutlich werden. Es ist im Charakter der erzgebirgisch-nordböhmischen Staffellandschaft, die im Zusammenstoß verschiedengerichteter Siedlerbewegungen entstanden ist, gelegen, daß die Westgrenze des schlesischen Raumes schwieriger zu ziehen ist. Am besten kann durch verschiedene Färbung oder Schraffur das allmähliche Aufhören gemeinschlesischer Eigenheiten und Auftauchen anderer



Züge veranschaulicht werden. Schon Unwerth ist es aufgefallen, wie viele Gemeinsamkeiten noch im Osterzgebirgischen aufzufinden sind. Das Westerzgebirgische weicht schon so deutlich ab, nimmt so klar immer mehr ostfränkischen Charakter — wenn auch auf mitteldeutschem Boden — an, daß es ausscheidet. Dasselbe gilt von seiner Entsprechung auf böhmischer Seite, vom Nordwestböhmischen, wie die Sprach-, besser Übergangslandschaft zwischen Brüx und Duppau-Graslitz genannt wird. So sind am besten das Osterzgebirgische und seine böhmischen Verwandten, die nordböhmischen Mundarten bis Brüx, nicht mehr aber das Meißnische dem Schlesischen als eng verwandt zuzuzählen, gleichzeitig aber ist ihre Rolle als Übergangszonen — vom schlesischen Standpunkt gesehen — zu betonen.

Welches sind die Gemeinsamkeiten, die zum Aufstellen eines so großräumigen gesamtschlesischen Sprachraumes berechtigen? Unwerth hat sie zusammengestellt: der Zusammenfall von mhd. ā mit gedehntem o (vgl. gebirgsschles. šôf Schaf, bôdn Boden = mhd. schâf, boden), mhd. ō mit gedehntem u (vgl. gebirgsschles. grûs groß, pûš Busch, Wald = mhd. grōz, busch), mhd. ē oe mit gedehntem i ü (vgl. tsîne Zehe, bîze böse, wîze Wiese, mîle Mühle = mhd. zēhe, boese, wise, müle). In anderen Untermundarten des Schlesischen besteht ebenfalls dieser Zusammenfall, wenn auch zum Teil in anderen Lautungen. Gemeinsam ist durchwegs der ostmitteldeutsche Verschiebungsstand, d. h. Unterbleiben der Verschiebung von mp, pp. Es heißt also štrump Strumpf, tôp Topf. Wir finden, von geringfügigen Unterschieden abgesehen, dieselben Dehnungs- und Kürzungsregeln. Kurzer mhd. Selbstlaut ist in offener Silbe gedehnt, aber auch in geschlossener Silbe vor ursprünglich auslautendem Doppelmitlaut ist Dehnung eingetreten, vgl. gebirgsschles. šnōbl Schnabel, lîja liegen, zōk Sack, nûs Nuß. Gekürzt sind die mhd. Zwielaute uo üe ie vor inlautendem stimmlosen Geräuschlaut (gebirgsschles. rufa rufen, šlisa schließen = mhd. ruofen, sliezen). Statt zu erwartenden b, d finden sich p, t in bestimmten, aber landschaftlich an Zahl wechselnden Wörtern wie pauer Bauer, pukl Buckel, putr Butter, pûš Busch, Wald, priln brüllen, tauznt tausend, tôcht Docht u. a. Die Aufgabe des Stimmtones im Auslaut und inlautend neben stimmlosen Mitlauten (z. B. gebirgsschles. lôp Lob: lôwe Lobe, tāk Tag: tāge Tage, lāva leben: lāpt lebt) ist zum Teil dem mhd. Nebeneinander von lop: lobe, tac: tage (leben: lept) zu vergleichen. Das Schlesische bewahrt also alte Züge, freilich nicht durchaus, denn das mhd. Auslautsgesetz ist dort nicht mehr zu beobachten, wo auslautendes -e abgefallen ist. Die Fähigkeit, solche Unterschiede, die bekanntlich die deutsche Bühnenaussprache verlangt, wenigstens zum Teile deutlich auszudrücken, verdankt das Schlesische dem Umstande, daß es die Stimmhaftigkeit von b, d, g, z bewahrt hat. Das Zentralmitteldeutsche hat im An- und zum Teil auch Inlaute b und p, d und t, g und k (dieses aber nur vor Mitlauten), s und z zusammenfallen lassen, kann darum weder im Auslaute noch im Satzzusammenhange ähnliche Unterschiede wie das Schlesische erkennen lassen. Auch im Satzzusammenhange zeigt sich nämlich ein Wechsel von Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit, indem anlautende Media nur nach Vokalen und stimmhaften Lauten bleibt, nach stimmlosen aber zur stimmlosen Lenis (nicht Fortis!) wird, z. B. gebirgsschles. dār štôb is mr tsû dine der Stab ist mir zu dünn, aber dr štôb is dine der Stab ist dünn. Es ist dasselbe Gesetz, das vor tausend Jahren bereits der St. Galler Mönch Notker mit gutem Gehör beobachtet und in der Schrift wiedergegeben hat.

Zu diesen und anderen noch zu besprechenden Gemeinsamkeiten kommen solche des Wortschatzes. Im gesamten Raume herrscht ništ nichts, troige (abgesehen von lautlichen Abweichungen) trocken, ock bzw. och als Flickwort im Sinne von „nur", Sünnabend (mit Umlaut in der ersten Silbe) für Sonnabend wenigstens im größten Teile, Born Brunnen und pûš Wald ebenfalls auf dem größten Teile, durchaus wieder die Bach u. a. Es ist ganz klar, daß der gesamte Raum mehr oder minder unter den gleichen Einflüssen gestanden hat und wir berechtigt sind, von einer großräumigen Sprachlandschaft zu sprechen.

Es wäre freilich falsch, wollten wir mit Unwerth der Ansicht huldigen, daß am Anfange des Schlesischen eine relativ einheitliche Mundart gestanden habe, die sich erst im Laufe der Zeit in mehr oder minder abweichende Untermundarten getrennt habe. Das Umgekehrte ist richtig. Die Untermundarten, selbständige Kolonialmundarten, stehen am Beginn der schlesischen Sprachgeschichte und gleichen sich immer mehr aus. Diese Ausgleichung hat aber nicht nur bereits in den ersten Jahrzehnten der deutschen Besiedlung eingesetzt, sondern zum Teil schon vorher. Man darf nicht vergessen, daß etwa ein Jahrhundert vor der deutschen Besiedlung Schlesiens und Nordböhmens-Nordmährens die Deutschwerdung des Landes östlich der Saale liegt. Dieses Jahrhundert wird die Mundarten der ostsaalischen Kolonisten angeglichen haben. Zu merken ist das daran,

daß manche der genannten Eigenheiten trotz der Sorbenbarriere auch im Ostsaalelande vorkommen. Wenn es sich um Formen wie ništ handelt oder um die Bach, so ist das Verbreitungsgebiet immerhin so groß, daß viel Spielraum zur Erklärung übrig bleibt. Aber eine Form wie troige trocken, die (von Osten betrachtet) an der Saale aufhört und erst in Westmitteldeutschland wieder auftaucht, kann nur von westmitteldeutschen Kolonisten übertragen sein. Wir stellen fest, daß unter Umständen auch eine rheinische Form die Alleinherrschaft östlich der Saale erringen konnte. Wir können daraus schließen, daß in diesem 12. Jahrhundert bereits eine *ostsaalische Kolonistensprache* ausgebildet worden ist, indem sich verschiedene Formen durchgesetzt haben. Es ist ein sehr fruchtbarer Gedanke, sich diese Durchsetzung an den einzelnen Elementen aus- und durchzudenken. Wir werden im folgenden zu überlegen haben, wie sich diese Kolonistensprache auf dem schlesischen Raume durchsetzt bzw. warum trotzdem merkliche Verschiedenheiten von Anfang an geblieben sind.

Denn sie sind da und ermöglichen eine Unterteilung des Schlesischen, je nach den einzelnen Lauten, aber auch, da sich ganze mehr oder minder klare Linienbündel ergeben, zu Unterlandschaften. Beziehungen zwischen ihnen lassen sich herausarbeiten, ja sogar Staffellandschaften treten auf, sowohl von West nach Ost wie von Süd nach Nord. Nur eine Betrachtungsweise, die *sowohl die Gemeinsamkeiten wie die Unterschiede* gleichermaßen würdigt, die auch die Unregelmäßigkeiten und Abweichungen zu verstehen trachtet, die die Gemeinsamkeiten von größerer Warte in den Kampf der einzelnen Mundartzüge hineinstellt, kann zu tiefer schürfenden Ergebnissen gelangen.

In der Gruppe nd ist, nach Wörtern verschieden, in einem Nordteil des Schlesischen eine sogenannte Gutturalisierung eingetreten z. B. Übergang von hindn hinten in hingen. Voraus liegt eine Palatalisierung hińden, die man noch in Teilen des Gebirgsschlesischen und Glätzischen hört. Gefungen, –nga ist nicht so weit verbreitet. Die Ausdehnung des ng in hinten zeigt die Abbildung. Man bemerkt Zusammenhang mit einem quer durch Mitteldeutschland ziehenden Streifen, der an der französischen Ostgrenze einsetzt. Nur um Bautzen ist eine Unterbrechung sichtbar, die einen größeren Raum einnimmt als das heutige Sorbenland. Die eingedeutschten Sorben haben nicht die mundartliche, sondern die hochsprachliche Form hinten übernommen. Noch der Friedländer Zipfel in Nordböhmen spricht hingn (nicht aber hinger hinter), sonst kennt der sudetendeutsche Anteil des schlesischen Raumes — abgesehen von einigen Restwörtern — nur die nd-Form. Man fragt sich, warum das Schlesische in eine gutturalisierende Nordhälfte und in eine dies unterlassende Südhälfte geteilt ist. Die Antwort kann nur lauten: im Süden sind hindn-Sprecher stärker gewesen, d. h. mit ihrer Lautform durchgedrungen. Es ist in der Hauptsache der sudetendeutsche Anteil, der abweicht. Hier stellen wir also ostfränkische oder bairische Siedler in stärkerer Anzahl fest, welche, werden andere Beobachtungen zu lehren haben.

Eine ähnliche Folgerung ist aus dem Verhalten des anlautenden pf– zu ziehen. Der Nordteil des Schlesischen spricht dafür f– in Übereinstimmung mit dem thüringischen Lande westlich der Saale, bis im Westmitteldeutschen dafür anlautendes ph– auftritt. Es handelt sich wieder um eine mitgebrachte Lautung, die diesmal auch südlich Leitmeritz, in einem

Teile des Freiwaldauer Bezirkes, in Oberschlesien, der Hotzenplotzer Enklave, im Freudenthaler Bezirke und im Kuhländchen vorkommt. Sonst gilt aber nördlich des Riesengebirges und im übrigen sudetenschlesischen Gebiete pf–. Auch hier kann die Antwort nur lauten: pf-Sprecher, also Ostfranken oder Baiern, sind stärker gewesen. Trotzdem f– gewiß ein Bestandteil der ostsaalischen Kolonistensprache gewesen ist, vermochte es sich im Schlesischen nicht überall durchzusetzen. Wir sehen, daß die Deutschen nicht alle aus der ostsaalischen Ausgangslandschaft zugewandert sind, daß andere Zuschübe besonders im Südteile ihre eigene Lautung durchdrücken konnten.

Die Frage, ob es bairische oder ostfränkische Elemente waren, die wir im Süden des schlesischen Raumes so nachhaltig wirken sehen, kann entschieden werden, wenn wir die Einzahl der Verkleinerungen und die Entwicklung der Endung –en beobachten. Für „Stückchen" z. B. spricht das Bairische štikl, das Ostfränkische aber štikla, bis westlich der Rhön die Endung –chen einsetzt, die bis südlich Dresden herrscht. Warum, fragen wir zunächst, hat sich nicht die mitteldeutsche Endung im schlesischen Raume durchgesetzt? Doch offenbar deshalb, weil Sprecher mit –l(a) so stark waren, daß sie ihre südliche Verkleinerungsendung durchzudrücken vermochten. Es hat einen Kampf gegeben zwischen mitteldeutschem –chen und südlichem –l, denn Additionsbildungen wie wîzlichn „Wieslein" und mätchl „Mädchen" sind in Nordböhmen, štäenichla „Steinchen" a. u. in der Hotzenplotzer Enklave, andere ähnliche Formen auch sonst, Restformen auf –chen in Ortsnamen (wie Hanichen, Schönichen) im ganzen Raume bekannt. Auch sind unverkennbare Anzeichen von –chen nicht nur im schriftlichen, auch im mündlichen Gebrauche bis ins 17. Jahrhundert nachzuweisen. Wir haben also diesmal in einer in jahrhundertlanger Auseinandersetzung durchgedrungenen ostfränkischen Form den Sieger zu sehen. Denn nicht das bairische –l, sondern das ostfränkische –la ist im Gebirgs- und Sudetenschlesisch östlich Friedland-Hohenelbe zur Herrschaft gelangt. In einigen Strichen des Nordschlesischen ist Stückang aus *stückln entstanden, das wohl, in einem Gebiete, das mitteldeutsches Stückchen und ostfränkisches Stückla nebeneinander ursprünglich gesehen hat, zunächst als Additionsform entstanden ist. Ähnlich wird das nordböhmische štikl zu erklären sein. Das Alter von štikla wird dadurch verbürgt, daß es auch die im 13. Jahrhundert losgelösten oberschlesischen Sprachinseln kennen.

Nicht im ganzen schlesischen –la-Gebiet wird –a für –en gesprochen, z. B. khôla Kohlen, macha machen (s. Abb.). Da die Aussprache nach –r nicht vorkommt, hier immer ôrn Ohren (ûrn, ōrn) gesprochen wird, fällt das ōra-Gebiet südlich Würzburg als möglicher Anreger und etwaiges Heimatland weg. Wohl aber kommt ein großes westostfränkisches (nördlich Würzburg) hessisch-rhönisches Heimatgebiet in Frage. Da in Nordmähren — abgesehen vom Kuhländchen — wohl –la, aber –n für –en herrscht, werden wir für dieses Gebiet die Gegend östlich Würzburg, wo dasselbe Nebeneinander von –la und –n besteht, verantwortlich machen. Das Kuhländchen und die Gegend von Katscher sprechen –le, die andere ebenfalls alte Abweichung. Beide, –la und –le, im Altlande heute fast unscheidbar, hält das Neuland säuberlich auseinander, was kaum ursprünglich, eher ein Ergebnis der Ausgleichung ist. Wir stellen fest, daß

nördlich des Riesengebirges, ohne aber die Oder zu erreichen, rhönisch-hessisch-westostfränkische Kolonisten Formen durchgedrückt haben, die in Nordmähren ihrerseits zurückweichen mußten, wie sie sich auch im Nordschlesischen und in Nordböhmen nur in Kompromissen durchsetzen konnten.

Der Abfall des auslautenden –e z. B. im dritten Fall Tische kommt nur in Teilen des schlesischen Neiderlandes, im Friedländer Zipfel in Nordböhmen und seiner reichsdeutschen Nachbarschaft, ferner in Nordmähren samt Kuhländchen und der Gegend von Katscher vor. Im mitteldeutschen Altlande stellt der Thüringerwald eine ungefähre Scheide zwischen dem nicht abstoßenden Mittel- und dem abstoßenden Oberdeutschen dar. Da auch das niederdeutsche –e abfällt, ist das Mitteldeutsche in dieser Erscheinung beharrsamer als der Norden und Süden. In den Teilen des schlesischen Raumes, wo –e-Abfall gilt, kann deshalb nur, da niederdeutscher Einfluß ausscheidet, süddeutscher zur Geltung kommen. Daß es sich dabei nicht um bairischen, sondern um ostfränkischen handelt, sieht man daraus, daß die schlesischen Abfallgebiete im dritten Fall Tische eine Dehnung zu tîš, teiš, têš, tîeš eintreten lassen, die sich nicht im Mittel- und Südbairischen, wohl aber im Ostfränkischen und einem von ihm beeinflußten Nordstreifen des Nordbairischen findet.

Dieses Zusammengehen von Teilen des schlesischen Neiderlandes, besonders der Kreise Glogau und Grünberg, mit solchen von Oberschlesien, Nordmähren, Kuhländchen, ist schon längst aufgefallen, ohne daß eine einleuchtende Erklärung versucht worden wäre. Wir finden dunkles (velares) ł im schlesischen Raume im Neiderlande, im Friedländer Zipfel, um Mährisch-Altstadt und im Teßtal, in Oberschlesien und im Kuhländchen, außerdem in den alten oberschlesischen Sprachinseln bis Bielitz. Es kann keineswegs auf polnischem Einfluß beruhen, denn im Friedländer Zipfel in Nordböhmen sind keine Polen und nur sehr wenig Sorben zur Zeit der deutschen Einwanderung vorhanden gewesen. Dieses dunkle ł ist dazu in Altdeutschland weit verbreitet, so im Nieder- und Mittelfränkischen, im Hessischen, an der Rhön. Diese beiden letztgenannten Landschaften werden die Heimat des schlesischen dunklen ł sein, das vielfach zurückweicht und in manchen Gegenden schon im 13. Jahrhundert dem alveolaren l gewichen sein wird.

An der Saale hatte sich schon im 12. Jahrhundert ein großes Gebiet gebildet, in dem, verstärkt durch die gleiche Aussprache der rheinischen Kolonisten, î û für mhd. ē oe ō eingetreten war, z. B. hûch für mhd. hōch hoch. Diese Lautung ist in einer breiten Zone nach Schlesien übertragen worden. Im Neiderlande aber und in Nordmähren, Oberschlesien und im Süden der Grafschaft Glatz stießen diese î û mit mitgebrachten ostfränkisch-rhönisch-hessischen ê ô bzw. daraus entwickelten Zwielauten îe ûo (ei ou) zusammen. Die Folge waren Abweichungen, Mischformen und Neuerungen, vgl. hauch im Neiderlande, hôch, hûech, houch in Nordmähren und Umgebung.

Ähnliches ist bei der Verteilung der Entsprechungen für mhd. ei zu beobachten (s. Abb.). Die ostsaalisch-ostthüringische, wieder mit dem Rheinischen übereinstimmende Aussprache z. B. hêß für mhd. heiz „heiß" ist in einem breiten Bande wieder nach Schlesien übertragen worden, aber im Neiderlande und im ganzen sudetenschlesischen Gebiete vom Elbegebiete Ostböhmens ab einschließlich der Grafschaft Glatz und von Oberschlesien

gelten Lautungen wie häß, häiß, häeß, d. h. die alten nicht zusammengezogenen Zwielaute, die sich in der Rhön finden, bzw. häß, das in deren Nachbarschaft auftritt. Man hat den Eindruck, daß ein großer westostfränkischer-rhönischer Siedlerstrom nach Schlesien in der Mitte durch einen thüringisch-obersächsischen durchstoßen worden ist, so daß erst an den Rändern, im Neiderlande und in Sudetenschlesien, wieder die westostfränkisch-rhönischen Merkmale mehr oder weniger zum Sieg gelangen konnten.

Im größten Teile des schlesischen Raumes herrscht die Eigenart, daß die Verdumpfung des mhd. a zu o vor l + Dentalverschluß, n + Verschlußlaut und vor folgendem Kehllaut unterblieben ist. Schon westlich der Saale gilt ōle für „alte". Wieder dürfte es eine rheinische Lautung gewesen sein, die sich in der ostsaalischen Kolonistensprache durchgedrückt hat. Genauer handelt es sich um feine Aussprachverschiedenheiten der Mitlaute, die die Verdumpfung des a verhindern. Da im Mitteldeutschen zur Abwanderungszeit d nach l und n noch erhalten und nur nach r bereits zu t geworden war, konnte sich aus alde durch Dehnung vor der Lenis d und Angleichung des d an l die Form āle entwickeln, die wieder mit großer Durchsetzungskraft nach Schlesien übertragen worden ist. Nur am Ostrande konnte das daneben ebenfalls vorkommende ālde sich behaupten. Im Neiderlande sind in diesem Falle ostfränkische olta-Formen unterlegen, aber im Elbegebiet Ostböhmens und in Nordmähren (nicht im Kuhländchen) hat sich olda (als Kontamination zwischen olta und āle) durchsetzen können.

Wir sehen, daß die Grundlagen der schlesischen Mundartgestaltung durch sich durchkreuzende und verschieden ausgleichende Siedlerstöße geschaffen worden sind. Die ersten Jahrzehnte der deutschen Kolonisation sind entscheidend geworden. Die Grundfrage, zu deren Lösung die Urkunden fast stets versagen, ist, woher die Lokatoren ihre Leute geholt haben. In Ermangelung anderer Quellen muß hier die Mundartenforschung eintreten, wenn es gelingt, aus den heutigen Mundarten heraus gewisse zutrauenerweckende Folgerungen für die Einwanderungszeit zu ziehen. Mit Hilfe der beim Zusammenprall verschiedener Mundarten entstehenden Staffellandschaften, durch regelmäßige Vergleichung mit dem Altlande nicht von Ortsmundarten, sondern von Sprachräumen, durch Einschätzung der jeweils erkennbaren Entwicklungs- und Veränderungsneigungen können manche Fragen der Lösung näher gebracht werden. Die Hauptmasse der Siedler muß von den ostsaalischen Gebieten gekommen sein, darauf deutet das Dasein einer schlesischen Kolonistensprache, die eng mit der obersächsischen ostsaalischen zusammenhängt. Ostfranken und Flämen sind östlich der Saale urkundlich nachweisbar, Thüringer als nächste Nachbarn sicher, Rheinländer bestimmt zu erschließen. Ihre Mundarten haben den Grundstock zur ostsaalischen Kolonistensprache geliefert, die infolge ihrer relativen Ausgeglichenheit in Schlesien ein Übergewicht über die durch selbständige Stöße hereingetragenen Mundarten besessen hat. Wo diese kräftiger waren, wie im Neiderlande und im sudetenschlesischen Gebiete, sind kräftige Untermundarten eigener Prägung durch jeweils verschiedene Mischung, aber auf der Grundlage der schlesischen Kolonistensprache zustande gekommen.

Wie stark die Ostfranken sich unter Umständen auch östlich der Saale durchsetzen konnten, wird am Verhalten des mhd. iu deutlich. Trotzdem

Teile des Obersächsischen schon früh mhd. iu und ī haben zusammenfallen lassen, haben die Ostfranken der Würzburger Gegend, deren Wanderung an die Mulde Wiprecht von Groitzsch im Anfange des 12. Jahrhunderts hervorgerufen hatte, ihr gerundetes oi durchdrücken können. Für „euch" reicht heute vom schlesischen oich-Raume ein eigenartig verzahnter, offenbar von allen Seiten bedrohter Zipfel nach Obersachsen hinein. Von hier ist oich offenbar nach Schlesien gebracht und durch westostfränkische gleiche Aussprache verstärkt worden, während vom Elbegebiete Ostböhmens ab in der Grafschaft Glatz, Nordmähren mit Kuhländchen und Oberschlesien aich gilt, auf Sieg einer östlicheren ostfränkischen, offenbar im Süden des schlesischen Raumes auch in der Kolonistensprache geltenden Form beruhend.

Ist die Sonderentwicklung des schlesischen Neiderlandes durch einen starken rhönisch-westostfränkischen Stoß bedingt worden, der in Fortsetzung der schon im 12. Jahrhundert ausgelösten Stoßrichtung von Würzburg bis Meißen gewiß mit neuen Kolonisten weitergriff, die sich dann mit den in breiter Front einrückenden Thüringern auseinanderzusetzen hatten, so ist die Sonderstellung des südschlesischen Teiles, unter dem wir den sudetenschlesischen samt der Grafschaft Glatz und Oberschlesien zusammenfassen, nur durch die politische Lage der Einwanderungszeit erklärlich. Der gesamtschlesische Raum, der heute in der Hauptsache unter zwei Staaten, das Deutsche Reich und die Tschechoslowakei, aufgeteilt ist, umfaßte im 13. Jahrhundert die piastischen Fürstentümer einer-, die przemyslidischen Länder, zu denen auch die Grafschaft Glatz und ein Teil von Oberschlesien gehörte, andererseits. Die Rivalität bei der Ansetzung der Kolonisten, die schon in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts um Leobschütz, Neiße, Zuckmantel beobachtet werden kann, die im Zehentstreit des Breslauer Herzogs mit dem Breslauer Bischof die Klagen auslöste, daß die deutschen Kolonisten fortzögen, wirft ein schönes Licht auf die Kolonisationsunternehmungen. Es war ein Wettkolonisieren zwischen Piasten und Przemysliden bzw. ihren Grundherren. Die Przemysliden haben selbständig hauptsächlich vom Obermain stammende Kolonisten, die sie bereits von Westböhmen und Vogtland kannten und die gute Kolonisationserfahrungen besaßen, seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in steigender Zahl eingesetzt. Von Norden kamen die von den Piasten, dem Breslauer Bischof und anderen herbeigerufenen Thüringer und Hessen, vom Süden die Obermainfranken. Wenn sich der früher von den Przemysliden beherrschte Raum, zu dem also die Grafschaft Glatz und ein Teil von Oberschlesien östlich Zülz zu zählen sind, bisweilen auf den Mundartkarten recht deutlich vom piastischen Schlesien abhebt, der Bezirk Freiwaldau z. B. als Teil des Breslauer Bistumslandes gern mit dem Norden geht, so ist das die Nachwirkung der Kolonisation durch Deutsche aus verschiedener Gegend. Wenn heute aber auch Ostböhmen, Glatz, Oberschlesien und Nordmähren die Züge nördlicher Mundarten und einer schlesischen Kolonistensprache zeigen, also die Ausbildung einer selbständigen Kolonialmundart im przemyslidisch-schlesischen Lande verhindert worden ist, so beruht das darauf, daß die Przemysliden und ihre Grundherren ihr Land keineswegs den im Piastenraume wirkenden deutschen Kolonisten abgesperrt, sondern im Gegenteil sehr gern geöffnet haben. So ist durch die Mischung der von Süden nach Norden vorstoßenden Obermainfranken

mit den von Norden kommenden Hessen-Rhönfranken-Thüringern eine großartige Staffellandschaft entstanden, die daran merklich ist, daß sich in Nordmähren und im Elbegebiete Nordmährens südlichere Züge — so von der geographischen Lagerung im Altlande übertragen — immer deutlicher durchsetzen.

Das Kuhländchen zeigt diese Abweichungen weniger stark. Es ist von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab hauptsächlich aus Oberschlesien besiedelt worden, wie man aus der häufigen Verleihung des Leobschützer Rechtes sieht. Die nächsten Beziehungen bestehen mit der Gegend von Katscher. Das Zusammenleben, aber auch das Durcheinandersiedeln mit anderen Elementen in Nordmähren hat dazu geführt, daß eine Staffellandschaft zwischen dem mittleren Nordmähren und dem Kuhländchen entstanden ist, daß sich manche Südnordgegensätze in die Richtung West-Ost verlegt haben. Das Kuhländchen ist deshalb in mancher Hinsicht „schlesischer" als das mittlere Nordmähren und berührt sich manchmal mit dem Teil Nordmährens, der auch schwächer von den Südzügen überflutet worden ist, mit dem Becken von Mährisch-Altstadt und dem Theßtal. Die altertümlichsten Formen finden sich am Südostrande des Kuhländchens.

In Nordböhmen hat der Zusammenprall der Ostfranken, mit denen Nordbaiern aus dem Egerlande zum Teil gemeinsam vorgingen, mit den Thüringern zwei sehr starke Linienbündel, an denen sich die Mundartgrenzen ballen, hervorgerufen. Das erste Linienbündel, die Brüxer Hemmstelle, leitet von Nordwestböhmen, einer ostfränkischen Koloniallandschaft auf mitteldeutschem Boden, zu einer immer deutlicher schlesisch gefärbten Kolonialmundart über. Der Abfall des auslautenden –e, ā für mhd. ei, gesōcht für „gesagt", die durchgängige Verdumpfung des mhd. a, der Abfall des auslautenden –n bei vorausgehender Dehnung des Selbstlautes hören auf. Eine zweite weniger scharfe Hemmstelle findet sich bei B.-Kamnitz – B.-Leipa. Weitere südliche Erscheinungen finden nun ein Ende. Das ā für mhd. ou, aich „euch", o für mhd. a vor Kehllauten hören auf. Östlich Brüx spricht man hause Hause, sêfe Seife, gesôt gesagt, alde alte, Monn Mann statt südlicherem haus, sāf, gesōcht, olt, Mô, östlich B.-Kamnitz–B.-Leipa oich euch, ôgen Augen, nacht Nacht statt westlicherem aich, āgen, nocht. Nördlich des Erzgebirges sind diese nordböhmischen Hemmstellen in ein Gewirr von Linien aufgelöst, in dem nur die ost-erzgebirgisch-westerzgebirgische Scheide deutlicher hervortritt. Der thüringische Stoß, der die südlichen Eigenarten gegen das Erzgebirge gedrückt und der zur Entstehung einer schönen obersächsisch-ostfränkischen Staffellandschaft geführt hat, ist in der Neuzeit durch die starke Durchsetzungskraft der in Leipzig und Dresden herrschenden obersächsischen Verkehrssprache abgelöst und verstärkt worden. So sind nördlich des Erzgebirges die alten Mundartgrenzen in voller Auflösung begriffen. Sie sind, geschützt durch die Staatsgrenze vor der obersächsischen Verkehrssprache, in Böhmen sehr rein erhalten, d. h. hier sind die Verhältnisse, die sich im 13. Jahrhundert in der Zeit der deutschen Wiederbesiedlung durch Siedler- und Mundartausgleich herausgebildet haben, relativ gut bewahrt. Dadurch erklären sich die am Eingang geschilderten Schwierigkeiten, deutliche Westgrenzen des gesamtschlesischen Raumes zu ziehen.

Einige der von Oberschlesien schon im 13. Jahrhundert gegründeten Sprachinseln im polnischsprachigen Gebiete haben sich bis heute be-

hauptet, während die meisten im fremden Volkstum versunken sind. Kostenthal im Kreise Kosel ist schon bald nach 1220 entstanden. Es hat Zülzer Recht bekommen, gewiß deshalb, weil die Kolonisten von Zülz gekommen sind. Denn es ist Altzülzer Mundart der Abwanderungszeit, die heute noch in Kostenthal gesprochen wird. Recht alte Züge sind darunter, die in Oberschlesien nicht mehr anzutreffen sind, d. h. die hier nach 1220 ausgestorben sind, so die Verwendung einer Verkleinerungsendung –ken nach gewissen Lauten wie s š ts, die wir ähnlich im Siebenbürgischen antreffen und die deshalb Mittelfranken angehören wird, von –û für auslautendes –an bei Dehnung, z. B. mû Mann, wofür um Hotzenplotz-Leobschütz mûn vorkommt, eine Mischform zwischen älterem ausgestorbenen mû und mōan, b für inlautendes v in štîbl, das um Leobschütz noch nicht ganz verklungen ist. Es sind um Leobschütz-Zülz wirklich Mittelfranken und wohl auch Flämen ansässig gewesen, die die Träger des flämischen Leobschützer Rechtes waren, nicht allein freilich, sondern gemischt mit anderen deutschen Kolonisten. Um 1220 aber waren ihre Mundarteigenheiten noch stärker, so daß sie sich in der damals losgelösten Kostenthaler Insel deutlicher behaupten konnten.

Um 1270 sind vermutlich aus der Gegend von Neustadt in Oberschlesien südwestlich von Zülz Kolonisten in die Gegend von Gleiwitz gezogen, wo sich Schönwald bis heute rein deutsch erhalten hat mit einer Mundart, die in die genannte Gegend führt. Das alte Nebeneinander von –lein und –chen prägt sich in der Insel so aus, daß –cha und daneben –echa aus –ełchen herrschen. Auch sonst ist die Mundart reich an altertümlichen Zügen. Diese altoberschlesischen Sprachinseln sind wahre Schatzkästlein für den Sprachforscher, denn sie ersetzen ihm fehlende Sprachdenkmäler des 13. Jahrhunderts. Wenngleich aus den Inseln Schlüsse zunächst nur auf die Mundart der engeren Heimat zur Abwanderungszeit gezogen werden dürfen, sie lassen sich bisweilen verallgemeinern. Wir gewinnen so die Möglichkeit, feste Ansatzpunkte im schlesischen Raume des 13. Jahrhunderts zu gewinnen und die schlesische Sprachgeschichte auf einer sicheren Grundlage aufzubauen.

Die in der Mitte des 13. Jahrhunderts um Bielitz entstandene größere Sprachinsel weist am deutlichsten in die Gegend von Ratibor. Aus dieser Lage der Heimatlandschaft heraus dürften sich die mehrfach vorkommenden Gemeinsamkeiten mit dem Kuhländchen erklären. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß die Kolonisten aus mehreren Orten gekommen sind, denn es wurden schon im 13. Jahrhundert mehrere Dörfer begründet. Besonders die Mundart von Wilmesau, das heute von der Bielitzer Insel isoliert ist, ist durch die Arbeiten von Kleczkowski jetzt genauer bekannt. Die Verbindung ist gerissen, als die Seibersdorfer 1770 Anhalt im Kreise Pleß gründeten und ihr Heimatort polnisch wurde. Recht altertümlich ist z. B. die Erhaltung von ei für mhd. ī, eine Zwischenform auf dem Wege zu ai, die im 13. Jahrhundert im Schlesischen sehr verbreitet gewesen sein muß, heute aber nur noch um Bielitz anzutreffen ist. Auch das Vorkommen von dat, et für „das, es“ ist lehrreich, denn es zeigt, daß diese unverschobenen Formen, die im 13. Jahrhundert von Mittelfranken bis Thüringen gereicht haben, auch in Teilen des Schlesischen im 13. Jahrhundert gesprochen worden sind. Hier sind sie untergegangen, in der Insel leben sie noch.

Pädagogische Bibliothek Beuthen Oppeln

1234 sind in den Wäldern am Dunajec Oberschlesier angesiedelt worden, von denen schon einige Jahre darauf Kolonien von den polnischen Grundherren an den Popper vorgeschoben wurden, offenbar um der arpadischen Ansiedlung der Oberzipser einen ähnlichen Grenzschutz entgegenzustellen. Durch Abwanderung und Polonisierung ist das Dunajecdeutschtum wieder verschwunden, aber von den ins Poppertal vorgeschobenen Außenposten hat sich Hobgarten fast rein mit schlesischer Mundart behauptet, während Kniesen, Pudlein und andere Orte des sogenannten Zipser Niederlandes, d. h. des ursprünglich zu Polen gehörenden Teiles der heutigen Oberzips, so stark mit Oberzipser Merkmalen, die auch in Hobgarten schwächer sichtbar sind, durchtränkt sind, daß Hobgarten eine einsame Insel des Popperschlesischen geworden ist. Die übrige Oberzips darf nicht als schlesisch bezeichnet werden. Es gilt eine ostmitteldeutsche Kolonialmundart, die sich in mehreren Zügen vom Schlesischen entfernt. Es sind westmitteldeutsche und flämische Einflüsse deutlich. Vermutlich sind schon im 12. Jahrhundert mitteldeutsche Flandrenses, d. h. in der Leipziger Bucht angesiedelte Flämen, vermischt mit mitteldeutschen Kolonisten und im Begriff, ihre flämischen Züge abzustreifen, denselben Wanderweg, den die Siebenbürger Sachsen gezogen sind, benützend, von den Arpaden als Grenzschutz angesetzt worden.

Aus Galizien, vielleicht vom Dunajec, dürften die schlesischen Elemente stammen, die in der Kremnitzer und Deutsch Probener Sprachinsel in der Slowakei neben bairischen Elementen im 14. Jahrhundert in den Bergstädten Kremnitz und Deutsch Proben und den sogenannten Haudörfern in wirtschaftlich ungünstiger Lage eine bis heute zäh bewahrte neue Heimat gefunden haben. Es bildete sich eine neue schlesisch-bairische Kolonialmundart von sehr altertümlichem Gepräge. Am reinsten sind die schlesischen Merkmale in Münichwies bewahrt geblieben.

Von den zahlreichen anderen schlesischen Mundarten in Galizien, sowohl dem kleinpolnischen wie rotreußischen Gebiete, hat keine Gruppe ihr Volkstum bis heute behaupten können. Doch wird es möglich sein, an Hand der alten Schöppenbücher, von denen das von Krzemienica vorzüglich herausgegeben worden ist, von Familien-, Flur- und Ortsnamen und einigen wenigen Resten der zuletzt im 18. Jahrhundert verklungenen Mundart die Elemente festzustellen, aus denen sich das früher gesprochene Schlesisch zusammengesetzt hat, und die Heimatsgegenden der Auswanderer wenigstens zum Teile zu bestimmen.

Im großen Schönhengstgau herrschen ostfränkische Kolonialmundarten, im Osten schwach von der schlesischen Kolonistensprache mit Appel, Strump, stärker im Südwesten von nordbairischen, im Südosten von mittelbairischen Elementen beeinflußt. Die obermainfränkischen Mundarten, die zum Aufbau der sudetenschlesischen Landschaften besonders im Elbegebiet Ostböhmens und in Nordmähren beigetragen haben, sind hier ziemlich rein geblieben, da der schlesische Zuzug weggeblieben ist. Nur die Dörfer Schönwald und Lichtenstein im Nordosten haben im 14. Jahrhundert vom Friesetal (bei Schildberg) her schlesische Kolonisten erhalten und ihre schlesische Mundart bis heute rein bewahrt.

In der bei Konitz liegenden kleinen Wachtler-Deutschbrodeker Sprachinsel, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf Wüstungen entstanden ist, ist Wachtl eine Nordschönhengster Kolonie. Die

anderen Dörfer sind aus Orten östlich Mährisch Neustadt gegründet worden, wenn man der hierher weisenden Mundart glauben darf, können also mit einigen Vorbehalten als schlesisch erklärt werden.

In der Olmützer Sprachinsel trafen mittelbairische und schlesische Einflüsse zusammen. Das westlichste in der Mitte des 13. Jahrhunderts angelegte Dorf Nebotein spricht heute noch eine altertümliche mittelbairische Mundart mit ostmitteldeutschem Konsonantenstande, während die übrigen Dörfer vom Schlesischen bereits mehr oder weniger überflutet sind.

Die mundartlichen Grundlagen des gesamtschlesischen Raumes sind die einer auf Neuland entstandenen Kolonialsprachlandschaft. Sie aufzuhellen bedeutet, neue Einblicke in die Geschichte des schlesischen Stammes zu erhalten, der schon im 13. Jahrhundert Menschen nach Polen, Reußen und Ungarn abgeben konnte. Seine Kulturleistungen haben sich, wie schon am Eingang erwähnt, nicht auf Schlesien beschränkt, um das sich, von Schlesiern getragen, ein breiter Gürtel deutscher Dorfanlagen, deutschen Rechtes, deutschen Hausbaues gelegt hat[1]).

[1]) Eine ausführlichere Darstellung bietet mit reichlichen Literaturangaben mein im Jänner 1935 in den Schriften der Deutschen Akademie in München erschienenes Buch „Sudetendeutsche Sprachräume" (mit 39 Karten).

Wolfgang Jungandreas:

Die schlesische Mundart im Mittelalter

Beim Anblick der alten schlesischen Kirchen und Rathäuser wird auch dem Schlesier selbst erst so recht bewußt, daß Schlesien genau wie der Westen ein deutsches Mittelalter erlebt hat. Zum deutschen Mittelalter gehört die deutsche Sprache. Auch diese war und ist bezeugt durch reiche Handschriftensammlungen, wie eine solche z. B. die Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek besitzt. Am bekanntesten sind da natürlich diejenigen Denkmäler, die zugleich literarische Bedeutung haben, wie die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig, der Kreuziger des Johannes von Frankenstein, der Wiener Oswald, das Wiener Osterspiel, der Borte des Dietrich von der Glezze usw., deren Handschriften allerdings leider in der Hauptsache auswärtigen Bibliotheken angehören. Wie steht es nun mit der Sprachform dieser schlesischen Handschriften des Mittelalters? Heinrich Rückert, dem Sohne des Dichters, verdanken wir den Nachweis, daß alle diese Denkmäler der schlesischen Sprachlandschaft angehören, nachdem Hoffmann von Fallersleben noch gezaudert hatte, z. B. das Wiener Osterspiel als schlesisch anzuerkennen. Gewiß, all diese Literaturdenkmäler gehören nach Schlesien. Aber sind sie in schlesischer Mundart geschrieben? Rückert scheint dies anzunehmen, wenn er sie in seinem „Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter" (Paderborn 1878) sprachlich untersucht. Auch die anderen von Rückert behandelten Quellen sind den obengenannten sprachlich gleichwertig. Der Herausgeber des Rückertschen Werkes Paul Pietsch fügt im Anhang noch einige Proben aus diesen Denkmälern bei. Er nennt sie vorsichtig „Proben altschlesischer Sprache". Warum nicht „altschlesischer Mundart"? Jeder, der das Rückertsche Buch aufschlägt und die altschlesischen Proben im Anhang durchsieht, ist enttäuscht, wenn er Mundart zu finden hoffte. Was sich hier bietet, ist zwar schlesisch, aber doch eine Art Hochsprache, ein Kanzleischlesisch, das manche Merkmale seiner engeren Heimat trägt und doch keine eigentliche Mundart darstellt. Aber ist das, was wir hier haben, nicht vielleicht damals allgemein in Schlesien gesprochen worden, ist es nicht das „Gemeinschlesisch", das Wolf von Unwerth als Grundlage für die heutigen schlesischen Untermundarten voraussetzt? Bekanntlich ist es doch die Ansicht des Verfassers der „Schlesischen Mundart in ihren Lautverhältnissen", daß sich die heutigen Teile des Schlesischen, z. B. das Glätzische, Lausitzische und die Diphthongierungsmundarten, aus einer gemeinsamen Grundlage entwickelt haben, daß also zuerst eine Einheit war, die sich später zur Vielfalt wandelte. Aber dem seien die Worte von Georg Baesecke entgegengehalten, die dieser in seiner Einleitung (S. XCIII) zu seinem „Wiener Oswald" (Heidelberg 1912) schreibt: „Jedenfalls sollte man sich über die Einheit nicht zu sehr verwundern, wenn man zuvor die

Vielheit ausgeschlossen hat. Oder gibt es etwas so unbegreiflich Selbstverständliches, wie daß dieser angeblichen Einheit auf dem Boden buntester Kolonisation eine sichere Verschiedenheit vorausliegen müsse?“ So ausgezeichnet und so unentbehrlich auch heute noch die v. Unwerthsche Arbeit über die schlesische Mundart ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß eine gründliche Umarbeitung und Ergänzung dieses Werkes dringend notwendig geworden ist. Ganz abgesehen davon, daß die dialektgeographische Einzelforschung[1]) manche Korrekturen für die Unwerthschen Ansetzungen ergäbe, daß die Kenntnis von den Sprachinseln wie Schönwald, Anhalt, Wilhelmsau große Fortschritte gemacht hat, auch der historischen Beurteilung der schlesischen Mundarterscheinungen muß mehr Raum gegeben werden. Dann würde es sich zeigen, daß manche Ansetzungen v. Unwerths einfach unmöglich sind. Es geht nicht an, einen Wandel ch > k bei nọkvr „Nachbar“ anzusetzen (vgl. v. Unwerth § 76, Anm. 1), wenn man das Altschlesische kennt. Aus md.* nā(h)gebūr wird altschlesisch nokebur (sprich: nōkəbur) und nockbir, wie auch* hō(h)geczīt über* hūkətsīt > schlesisch hukst gegangen sein mag. Ebenso stimme ich auch nicht der Erklärung v. Unwerths (§ 77, Anm. 1) für kegen „gegen“ aus *entgegen > *entkegen bei, weil meines Wissens[2]) im Altschlesischen neben dem ungemein häufigen kegen die Zusammensetzung entgegen nur selten vorkommt[3]). Wenn man das Altschlesische kennt, wird man die Diphthongierungsmundarten keineswegs so ausschließlich, wie es bei v. Unwerth (S. 6 u. a.) geschieht, in ihrem Vokalismus als sekundär betrachten. Denn das au des Randgebietes für mhd. o ist ebenso in altschlesisch jawch, lawp, hawfe „Joch, Lob, Hofe“ bezeugt wie für mhd. â in daw, Sonnawbinde, nawlde „da, Sonnabende, Nadel“, während das Glogau-Wohlauer Mittelstück, das heute in den entsprechenden Fällen ein å zeigt, im Altschlesischen bereits mit wanet, geczagen, genamen, hafe „wohnt, gezogen, genommen, Hofe“ aufwarten kann[4]). Andererseits sind manche Rückzugserscheinungen wie das ey/e für mhd. ie und üe, das o für mhd. uo im Neiderländischen — heute ē bzw. ai und au (vgl. „Bruder“ auf dem Sprachatlas!) — von v. Unwerth ganz übergangen worden, obwohl er einmal ein dächsēgln „Dachziegeln“ (§ 68) bringt und obwohl Weinhold in seinem Büchlein „Über deutsche Dialektforschung“ (Wien 1853) näher auf diese Erscheinung eingeht. Eine Kette älterer Belege führt von diesen neiderländischen ē/ai und au (z. B. špēgl, raip, šauch „Spiegel, Rübe, Schuh“) ins schlesische Mittelalter zurück, wo sich altschlesisch breyf, wey, leyber „Brief, wie, lieber“, Reideger, demewticklich, demotticklichen „Rüdeger, demütig-

[1]) Ich denke hier an die Arbeiten von Graebisch über das Glätzische, an die der Schüler von Friedrich Ranke über bestimmte Landschaften.

[2]) Ein reiches Material an mundartlichem Stoff lieferten mir für meine „Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter“, die demnächst als Band 3 der Reihe B der Sammlung „Deutschkundliche Arbeiten“ (Veröffentlichungen aus dem Deutschen Institut der Universität Breslau) erscheinen wird, vor allem die Briefe an die Stadt Breslau im 14. und 15. Jahrhundert, aufbewahrt im Breslauer Stadtarchiv, die mir Heinrich Wendt zugänglich gemacht hat.

[3]) Außerdem liegt ahd. ingagan zugrunde. Das t ist neueren Ursprungs. Übrigens kennt auch die moderne Mundart die Zusammensetzung entgegen so gut wie gar nicht.

[4]) Freilich, so einfach geht die Rechnung nicht überall auf, wie das nach den hier herausgestellten Beispielen den Anschein haben könnte.

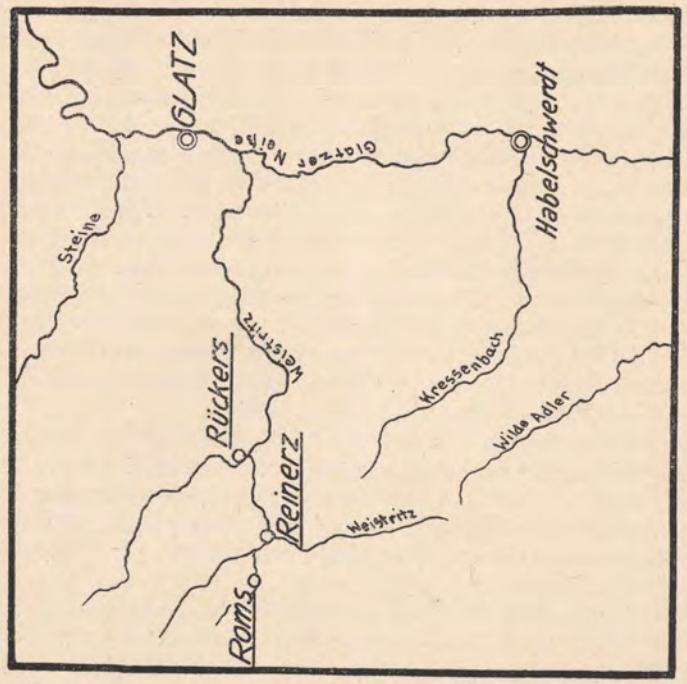
lich(en)“, thoen, gefort, rohe „tun, geführt, Ruhe“ finden. Hier wie bei dem obengenannten a für mhd. o (heute å im Mittelstück) kann man den Zusammenhang zwischen dem Neiderländisch-Nordschlesischen und dem Niederdeutsch-Brandenburgischen erkennen. Der Zusammenhang gibt sich ferner kund in der bei v. Unwerth ebenfalls nicht besonders erwähnten nordschlesischen Vokalzerdehnung (saiət, hauəs „Zeit, Haus“), die sich ins Brandenburgische fortsetzt und im schlesischen Mittelalter ihre Vorläufer in nordschles. bohem, ktehen, awus „Baum, Stein, aus“ hat. Es sind hier eben doch niederdeutsche Sprachströmungen feststellbar, die von Brandenburg aus in südöstlicher Richtung gegangen sein müssen. Das Fünftel niederdeutscher Siedler, das durch die etwa 129 nd. Herkunftsnamen in meiner „Besiedlung“[5]) vertreten ist und in der Hauptsache den schlesischen Nordrand, das Neiderland und die Gegend von Breslau und Brieg besetzt hat, wird sprachlich doch nicht so bedeutungslos für Schlesien gewesen sein, wie ich in meiner „Besiedlung“ (S. 180 ff.) annahm.

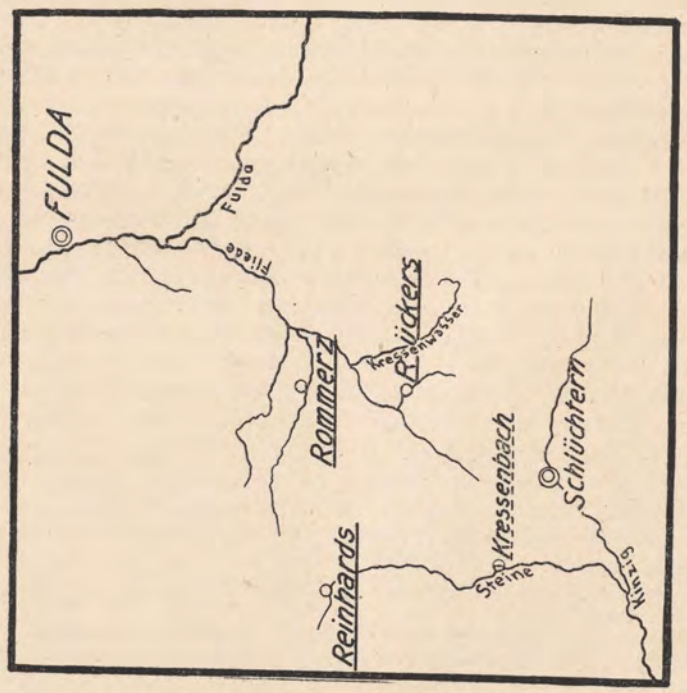
Jedenfalls sieht es im Mittelalter nicht so aus, wie v. Unwerth (Das Entwicklungsgebiet der Schlesischen Mundart, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde, Bd. 13/14, S. 158 ff.) es annimmt: eine gemeinsame Grundlage, ein Gemeinschlesisch als Mundart gibt es im Mittelalter nicht. Wir haben es auch damals nicht mit einer schlesischen Mundart, sondern mit schlesischen Mundarten zu tun.

Wenn wir die mundartlichen Unterschiede im schlesischen Mittelalter nach den handschriftlichen Quellen festlegen und — soweit das möglich ist —, die Überlieferungsorte mit gemeinsamen Sprachmerkmalen untereinander verbinden, erhalten wir eine Art mittelalterlicher schlesischer Dialektgeographie. Im allgemeinen steht da immer der Norden dem Süden mit anderen Lauterscheinungen gegenüber. Die Trennungslinie geht in der Regel von Westen nach Osten, doch verläuft sie nicht immer in gleicher Höhe, wie das ja in der modernen Mundart genau so ist. Mehr ins Neiderländische gehört ei für mhd. ê in Eirberen, zeir, weyning, steit „ehrbaren, sehr, wenig, steht“, gegenüber dem irst, gy, Grite, my „erst, geh, Grete, mehr“ der weiteren Umgebung. Die nördliche Hälfte der heutigen preußischen Provinz Schlesien nehmen Palatalisierungen ein, wie hinger, engelich, allengen, entczungtten „hinter, endlich, allenden, entzündeten“ genau so wie die Kürzungen von mhd. ei > i in wistu, littern, ylf, Rinner „weißt du, Leitern, elf, Reinher“. An der Sudetengrenze trennen sich nördliches ē für mhd. î in dobene, lchreber, lecht „dabei, Schreiber, leicht“, nördliches ō für mhd. ou in bom, oge, tob „Baum, Auge, taub“, nördliches ē für mhd. öu in hetman, Vredental, glebin „Hauptmann, Freudental, glauben“, nördliches ē für mhd. ei in czechen, menege, reen „Zeichen, Meinung, rein“, nördliches ur für mhd. or in lturch, durt, vorburgen „Storch, dort, verborgen“ — und südliches ai für mhd. î in dayn, czayt, villaicht „dein, Zeit, vielleicht“, südliches a für mhd. ou in ach, unglabe, Kaffman „auch, Unglaube, Kaufmann“, südliches ai für mhd. öu in haytman, drayende, Fraydintal „Hauptmann, dräuend, Freudental“, südliches ai für mhd. ei in lait, ayne, czaiger „leid, eine, Zeiger“ (auch wohl gar an, brate, ofgeracht „ein, Breite, aufgereicht“), südliches ar für mhd. or

[5]) Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart (Sammlung Wort und Brauch, Heft 17, Breslau 1928).

So entsprechen sich Ortsnamen im Hessen und im Glatzer Land



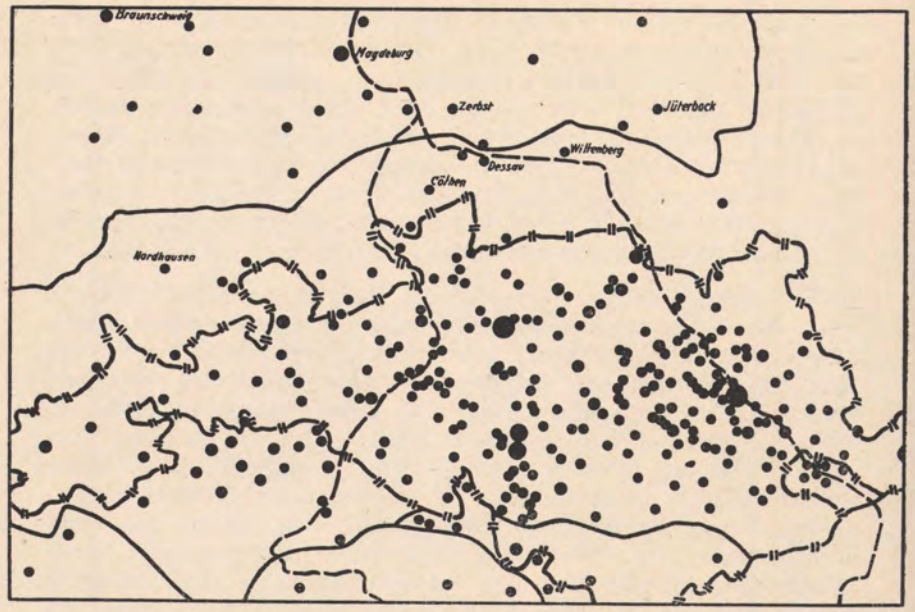


Zu Jungandreas: „Die schlesische Mundart im Mittelalter"

in dirfarscher, warden, vorsargen „Erforscher, worden, versorgen". Im Norden findet sich neben gult, hulcz, sult „Gold, Holz, Sold" ein au in Schaulcze, haulcze, gegaulden „Scholze, Holze, gegolten", im Süden der e-Abfall in sach, bet, bryw „Sache, bitte, Briefe". Über die Sudeten hinaus nach Süden reicht f für mhd. pf in funt, farde, feyl „Pfund, Pferde, Pfeil" etwa bis zu der Höhe, wo stimmhaftes b im Anlaut stimmlos wird: pyn, priff, prengen „bin, Brief, bringen". Mehr auf den Osten beschränkt ist ĕ für mhd. i in mech, selber, hender „mich, Silber, hinter", das man offenbar als Zwischenlaut zwischen e und i verstehen muß, wie dies vielleicht
e e e
die Schreibungen milch, wyssen, bitten „Milch, wissen, bitten" andeuten sollen. Deutlich zu trennen sind auch ē und ī für mhd. i, einerseits in feyl, scheelt, ehn „viel, schielt, ihn", andererseits in hien, wieder, geschrieben „hin, wieder, geschrieben". Nebeneinander haben wir ferner pulkinhan, wane, sat „Bolkenhain, Wagen, sagt" und wayne, beclain, sayn „Wagen, beklagen, sagen", oder beze, gresser, heeren „böse, größer, hören" und hwret, Ssumberg, grussirs „hört, Schönberg, größers", Gras, hachgeborne, sa „groß, hochgeborne, so" und grusser, cluster, Lurencz „großer, Kloster, Lorenz", aich, layte, traye „euch, Leute, Treue" und eyer, leyche, heyte „euer, Seuche, heute". Wenn daneben einige Lauterscheinungen für alle Gegenden des mittelalterlichen Schlesien gleich charakteristisch sind, ich nenne nur a für mhd. ë in har, gan, namen „er, geben, nehmen" und o für mhd. a in votir, gor, glos „Vater, gar, Glas", so verdeutlichen uns doch die obengenannten landschaftlich beschränkten Lauterscheinungen, die sich mit bestimmten westdeutschen, vor allem thüringisch-obersächsischen[6]), niederdeutschen und bayrischen Mundartausstrahlungen verknüpfen lassen, die Siedlungszusammenhänge. Einiges läßt sich davon auch mit hessischem Mundarteinfluß verbinden, wie den hessischen Einfluß in der Besiedlung die beigefügte Skizze (S. 32) veranschaulicht, die eine verbesserte Wiedergabe derjenigen in meiner „Besiedlung" (S. 146) darstellt. Da die geographische Verteilung der obengenannten mittelalterlichen Lauterscheinungen ungefähr den heutigen Mundartverhältnissen entspricht, da allgemeinschlesische Erscheinungen wie a für mhd. ë u. a. damals wie heute da waren, dürfen wir in der Tat die in meiner „Besiedlung" hingestellte These wiederaufnehmen, daß die Grundlagen des Schlesischen schon im Mittelalter zu finden sind. So bringt auch meine demnächst erscheinende Arbeit „Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter", die alles mir zugängliche Material verarbeitet, eine Bestätigung der meisten in meiner „Besiedlung" gewonnenen Ergebnisse[7]).

[6]) Die Stärke der thüringisch-obersächsischen Einwanderung in Schlesien wird am besten durch die Kartenskizze auf Seite 34 „Herkunftsorte schlesischer Siedler in Mitteldeutschland" gekennzeichnet: — die ostfränkisch-mitteldeutsche und mitteldeutsch-niederdeutsche Grenze. ‖ — ‖ — Umgrenzung der im 13. Jahrhundert vereinigten Landgrafschaft Thüringen und Markgrafschaft Meißen (nach Putzger, Hist. Schulatlas). — — — Flußlauf der Elbe und Saale. . . . In den Urkunden genannte Herkunftsorte schlesischer Siedler, die je nach der Stärke der Punkte ein- oder mehrmals in den verschiedenen Gegenden Schlesiens bezeugt sind.

[7]) Daß ich den deutschen Mundarten nicht Eigenleben und lebendigen Wandel abstreite, geht schon aus einigen Abschnitten meiner „Besiedlung" „Die Festigkeit bzw. Veränderlichkeit der Mundarten" (S. 4 bis 8) und „Die Entstehung der Diphthongierungsmundarten" (bes. S. 252 bis 254), hervor.

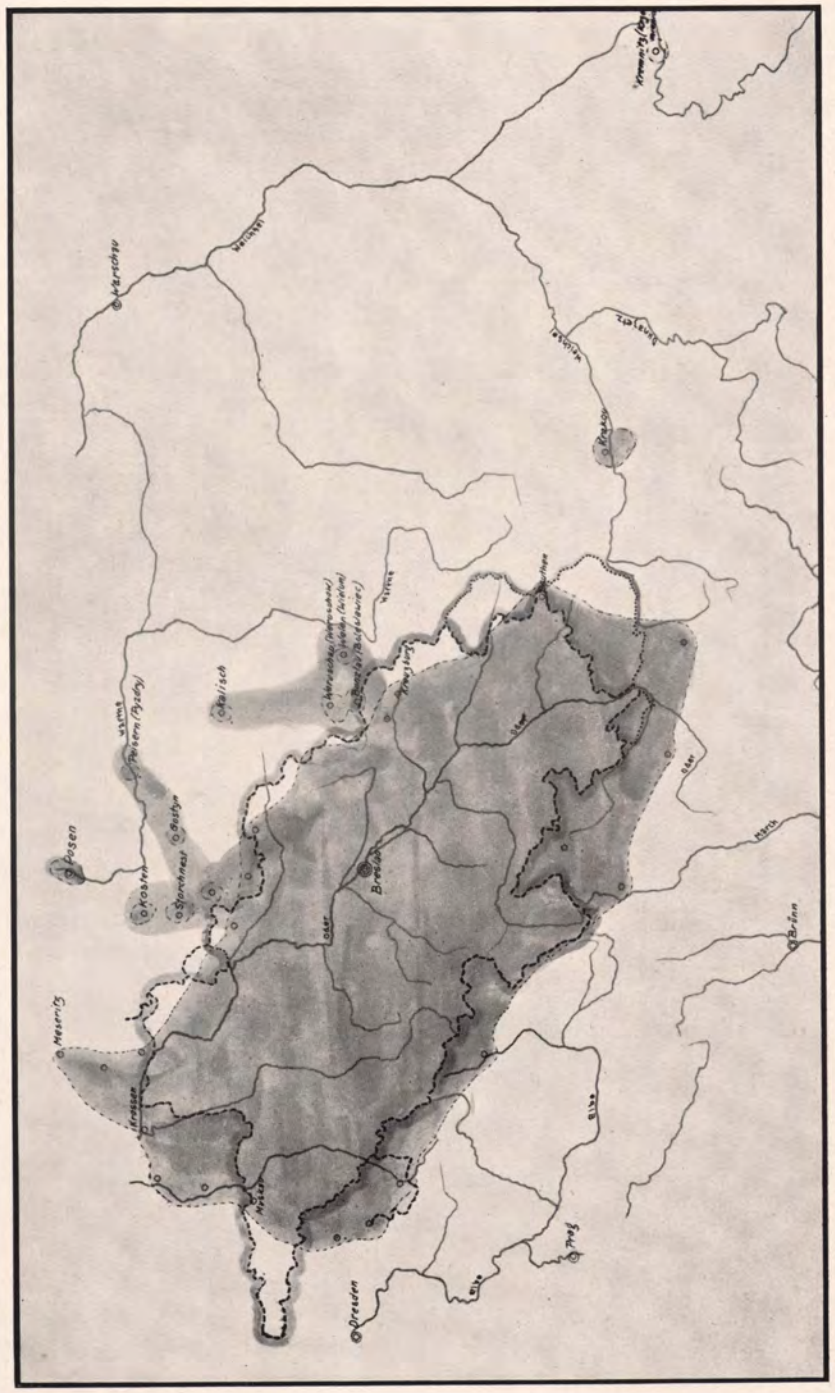


Herkunftsorte schlesischer Siedler in Mitteldeutschland (vgl. S. 33 Anm. 6)

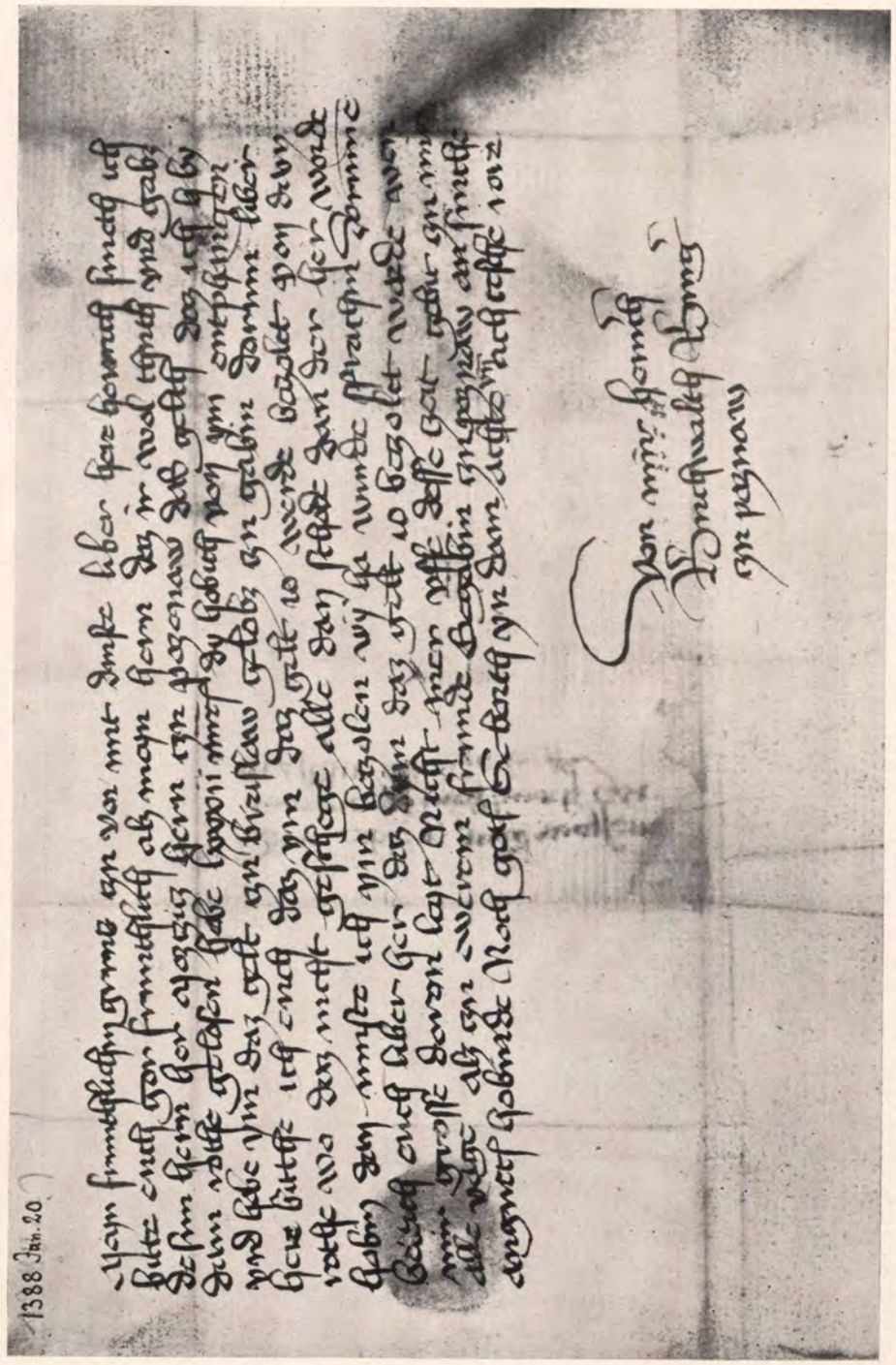
Bei der großen Menge von Einzelorten, aus denen die mundartlich gefärbten Schriftstücke stammen, war es mir möglich, eine ungefähre Skizze von der Verbreitung der schlesischen Mundart im Mittelalter zu entwerfen (Abb. nach S. 34). Maßgebend war dabei für mich das Zeugnis des grobmundartlichen a für mhd. ë. Die Unsicherheit im einzelnen, wieweit die Mundart des Ausstellungsortes mit der Mundart des Schreibers zu identifizieren ist, muß natürlich in Kauf genommen und berücksichtigt werden. Als Aussteller der mundartlichen Briefe — in manchen Fällen kann man geradezu sagen: als Mundartsprecher — sind alle Stände vertreten, vom kleinen „Hofemann" bis zum großen Herzog, Bauern, einfache Bürger, Patrizier, Geistliche, Ritter und Edelfrauen, Hauptleute und Hofrichter. Die von Juden gesandten Briefe sind mit großer Wahrscheinlichkeit nicht von den Auftraggebern selbst geschrieben worden (s. meine Arbeit). Nichts zeigt so die Verflechtung aller Stände durch die gleiche Sprache, durch die lebendige Mundart wie diese unendlich vielen bodenständigen schlesischen Sprachdenkmäler. Wir haben es eben hier nicht mit einem dem Slawen aufgepfropften westdeutschen Junkertum, einem Ostelbiertum in der üblen Bedeutung des Schlagwortes zu tun, sondern hier sehen wir deutsches Volk in organischem Aufbau.

Zeigen bestimmte schlesische Landschaften schon im Mittelalter bestimmte mundartliche Eigentümlichkeiten, so prägt sich auch im Schreibgebrauch hier und da eine landschaftliche Besonderheit heraus, so daß wir vielleicht von „Schriftprovinzen" reden könnten. Ich erinnere an die räumlich gebundene Verwendung z. B. des i als Dehnungszeichen, an den Gebrauch von cz und z für mhd. z und ähnliches. Es wird nicht immer ent-

Verbreitung der schlesischen Mundart im Mittelalter



Zu Jungandreas: „Die schlesische Mundart im Mittelalter"



Pädagogische Bibliothek Wien Opava

schieden werden können, ob nur Schreibtraditionen im einzelnen vorliegen, oder ob sich hinter manchem Schreibgebrauch sprachliche Landschaftsmerkmale verbergen. Es ist auf jeden Fall für die schlesische philologische Forschung von größter Bedeutung, daß Leo Santifaller nach Übereinkunft mit den hiesigen Germanisten die Herausgabe seiner schlesischen Urkundentexte unter genauer Beobachtung der handschriftlichen Feinheiten in der Zeichengebung in Angriff nimmt. Die große Genauigkeit, die Friedrich Wilhelm bei der Drucklegung seines „Corpus der altdeutschen Originalurkunden" beobachtet hat, mag manchem Historiker übertrieben und pedantisch scheinen. Wir Germanisten jedoch wissen ihm Dank.

Historische Sprachforschung und Geschichtswissenschaft sind beide aufeinander angewiesen und ergänzen sich gegenseitig, und wir dürfen es begrüßen, daß diese Zusammenarbeit in Breslau in starkem Maße vorhanden ist zwischen jüngeren Historikern und Germanisten, und im besonderen noch zwischen Ranke, mir und Aubin, dem Anreger und Bahnbrecher in Fragen der mittelalterlichen Kolonisation. Auch die Frage der Verfasserschaft bei den Urkunden und Briefen, über die der Historiker den Germanisten in den meisten Fällen unterrichten kann, ist wesentlich für die Beurteilung der Sprache. Denn gerade auf das Auseinanderhalten der Sprachschichten kommt es an. Was in dem einen Fall als Hochsprache erscheint, ist anderswo Mundart. Über Verfasserschaft und historische Grundlagen bei der mittelalterlichen Korrespondenz der Stadt Breslau konnte ich mich des Rates von Heinrich Wendt erfreuen, während handschriftliche, literarische und Verfasserfragen bei den deutschen Beständen der hiesigen Universitätsbibliothek durch Joseph Klapper und Willy Göber geklärt werden konnten.

Ehe wir etwas über die gesprochene Sprache, das ist die Mundart, im Mittelalter aussagen können, müssen wir Klarheit darüber haben, was von dem Überlieferten eigentlich Kanzlei und was Mundart ist. Eine reinliche Scheidung ist hier sehr notwendig und wird trotzdem nicht immer vorgenommen. Wodurch kennzeichnet sich die mittelalterliche Mundart? Sie kennzeichnet sich erstens dadurch, daß sie Laute und Formen enthält, wie sie für die moderne Mundart in der gleichen Gegend charakteristisch sind, zweitens, daß sie die Kennzeichen niederen Sprachniveaus[8]) trägt.

Also würde, wie ich das durch Beispiele belegen kann, ein in bayrischer Mundart geschriebener Brief aus dem mittelalterlichen Liegnitz wegen der mangelnden Übereinstimmung mit der heutigen Mundart jener Gegend ebensowenig für die dort wirklich gesprochene Mundart besagen wie ein grobdialektischer schlesischer Brief aus Wien oder Westfalen für die Wiener oder westfälische Mundart der gleichen Zeit. Ebenso geringen Aufschluß über die an Ort und Stelle wirklich gesprochene Sprache gibt uns ein den landschaftlichen Kennzeichen nach unbedingt nach der Gegend von Breslau weisender Brief oder die Urkunde in Kanzleideutsch des bischöflichen oder des Stadtschreibers. Um zu veranschaulichen, wie ein solches schlesisches Mundartdenkmal des Mittelalters ausgesehen hat, füge ich vor S. 35 die Kopie des bisher nachweislich ältesten schlesisch-mundart-

[8]) Über die „Kennzeichen niederen Sprachniveaus" spreche ich eingehend in meiner bereits erwähnten Arbeit über die schlesische Mundart im Mittelalter.

[9]) Vgl. meinen Aufsatz „Altschlesisches aus dem Breslauer Stadtarchiv" (Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde Bd. XXXIII, S. 173).

lichen Schriftstücks bei, eines Briefes des Posener Bürgers Heinrich Buchwald vom 20. Januar 1388[9]).

Der Text lautet in unsere Schrift übertragen folgendermaßen:

Dam erbern vnd weysem manne hein*r*ich smeth czu braslaw sol dar brff (!)

Meyn frunthlichin grrus (!) czu vor mit dinste liber here henrich smeth ich bitte euch gor frunthlich alz meyn hern daz ir wol thut vnd gab*et* desim hern her Mozczicz hern czu pozenaw das gelth daz ich by dam rothe gelosen hobe LXXXII m*arc*is dy hobich von ym entphangen vnd hobe ym daz gelt czu braslaw gelob*et* czu gabin dorum liber here bitthe ich euch daz ym daz gelt io werde beczolet von dam rothe wo daz nicht geschege alle dan schode dan der her worde hobin dan muste ich ym beczolen wy ha wurde sprachin dor*u*mme bettich euch liber her daz ym daz gelt io beczolet warde wen mir grosse doron leyt Nicht mer vffe desse czeit gebit czu mir alle vage alz czu ewerem frunde Gegabin czu poznaw an sinthe angnet*is* hobinde Noch got*is* Geborth yn dam achte vn*d* achtesche iore

Von mir hein*r*ich Buchwalth Burg*er* czu poznaw.

Die wörtliche Übersetzung ins Neuhochdeutsche lautet etwa:

„Dem ehrbaren und weisen Manne Heinrich Schmidt zu Breslau soll [= gilt] der Brief. Meinen freundlichen Gruß zuvor, mit Dienst, lieber Herr Heinrich Schmidt! Ich bitte Euch gar freundlich als meinen Herrn, daß ihr wohl tut [= so gut sein möget] und gebet diesem Herrn Herrn [von] Muschitz[10]), Herrn zu Posen, das Geld, das ich bei dem Rate gelassen habe, 82 Mark. Die habe ich von ihm [sc. Muschitz] empfangen und habe ihm das Geld zu Breslau gelobt zu geben [= habe gelobt, ihm . . .]. Darum, lieber Herr, bitte ich Euch, daß ihm das Geld ja werde bezahlt von dem Rate! Wo das nicht geschähe, all den Schaden, den der Herr würde haben, den müßte ich ihm bezahlen, wie er würde sprechen [= so, wie er das anordnen würde]. Darum bitte ich Euch, lieber Herr, daß ihm das Geld ja bezahlt werde. Denn mir groß [= viel] daran liegt. Nichts (?) mehr auf diese Zeit! Gebietet (zu) mir allewege [= immer] als (zu) Eurem Freunde. Gegeben zu Posen an St. Agnes' Abende nach Gottes Geburt in dem achten und achtzigsten Jahre. Von mir Heinrich Buchwald, Bürger zu Posen."

Die auffälligsten Mundartmerkmale in diesem Briefe sind die in der schlesischen Kanzleisprache ganz unerhörten a für mhd. ë (und e) sowie o für mhd. a: Dam, braslaw (2 mal), dar, gabet, dam (3 mal), gabin, dan (3 mal), ha, sprachin, warde, alle vage, Gegabin — gor, hobe (2 mal), hobich, beczolet (2 mal), schode, hobin, beczolen, doron (wahrscheinlich auch sol für das übliche sal). Daß die Mundart innerhalb des schlesischen Sprachraumes im besonderen auf die Posener Gegend weist, lassen folgende Momente erkennen: here (2 mal) „Herr" (auch brandenburgisch) für übliches schlesisch herre/hirre, achtesche (nd. achtich „achtzig") (?), desse (auch nd.) statt üblichem dese/diese, alle vage (= allewege) auch sonst in Posen bezeugt, statt ymmer, yn statt aschles. mda. eyn „in" und der h-Vorschlag in hobinde, der sich häufiger in schlesischen Schriftstücken aus deutsch-slawischen Grenzgebieten findet.

[10]) Vgl. das Rittergeschlecht von Muschitz in meiner „Besiedlung" S. 45.

Zwar haben wir in der Stadt Posen heute ebensowenig wie in Liegnitz oder Breslau eine Mundart mehr, aber die Mundart der Gegend von Meseritz, Fraustadt und kleiner Sprachinselchen in der ehemaligen Provinz Posen um Samter, Mogilno u. a. herum ist schlesisch. Wir dürfen daher annehmen, daß wir in dem Brief des Posener Bürgers Buchwald ein schlesisches Mundartdenkmal aus jener Zeit und Gegend erhalten haben.

Wenn aber z. B. im Rheinland des Mittelalters tlw. das Niederfränkisch in den Handschriften durch ein dem heutigen Dialekt nahestehendes Mittelfränkisch abgelöst wird, so haben wir noch kein Recht, von einem Sprachenkampf am Niederrhein zu sprechen, solange nicht erwiesen wird, daß es sich bei dem Niederfränkisch um wirklich gesprochene Sprache und nicht um die von Flandern her reichende niederländische Hoch- und Kanzleisprache gehandelt hat. Denn wir dürfen, so sehr auch heute auf reichsdeutschem Boden das niedersächsische oder niederfränkische Platt gegenüber dem Hochdeutschen zur reinen Mundart herabgesunken ist, nicht vergessen, daß Niederfranken im Mittelalter die Brücke zwischen Frankreich und Deutschland bildete, daß die höfischen Stoffe ihren Weg durch Niederfranken genommen haben, daß es im Hochmittelalter vornehm war zu vlæmen. Wir werden doch auch nicht daran denken, wenn nach der Hussitenzeit in Oberschlesien das Tschechische in Urkunden hervorgetreten ist, daß damals in Oberschlesien vom Volke etwa tschechisch gesprochen wurde. Oder sollte das Österreichische im Ausgange des 15. und im 16. Jahrhundert zu einem Sturmangriff gegen das Mitteldeutsche in Schlesien ausgeholt haben, weil die schles. Kanzlei jener Zeit ein wienerisches Gepräge hat?

Wenn die Jauerschen Stadtbücher des 16. Jahrhunderts genau wie die Breslauer Wörter wie kayn aynziges guetes aufweisen, so hat man trotzdem damals in Jauer ebenso wie heute kee eenziges gudes gesagt. So ist auch die Untersuchung von Luise Berthold im Teuthonista über den Cod. theol. et philos. 4°. Nr. 190 (Teuthonista II, S. 180 ff.) nur deshalb unbefriedigend, weil sie Schriftsprache und Mundart nicht auseinanderhält. Wenn man nach einem Schnittpunkt zwischen Mundart und Mundart oder zwischen Kanzlei und Kanzlei auf dem Atlas sucht, wird man mit etwas Glück zu einem Ergebnis kommen. Aber Schriftsprache und Mundart treffen sich eben nicht räumlich nebeneinander, sondern auf dem gleichen Punkt übereinander. So ist es im Schlesien des Mittelalters durchaus möglich, daß an ein und demselben Ort gute, gutte und gude geschrieben und unter Umständen auch gesprochen werden. Vielleicht hat der Geistliche oder der Herzog im Umgang mit Bauern oder in seiner Familie gude gesagt, in der Umgangssprache gutte und bei offiziellen Anlässen gute. Für eine derartige Schichtung von gute, gutte, gude haben wir sichere handschriftliche Belege. Da liefern sich nicht etwa alle drei Formen eine Schlacht und liegen sich wild in den Haaren, nein, jedes Wort hat seinen Platz, wie jedes Kleid vom Hauskleid bis zum Prunkrock seine Zeit hat, wo es getragen wird.

So verschafft uns die mittelalterliche Korrespondenz der Stadt Breslau die Möglichkeit, eine wirklich gesprochene echt schlesische Mundart des 14. und 15. Jahrhunderts kennenzulernen. Bei Ordnung der lautlichen Besonderheiten gelangen wir, wie bereits erwähnt, zu einer Art mittelalterlicher Dialektgeographie. Es ist selbstverständlich, daß die modernen

dialektgeographischen Arbeiten durch die alten Belege wirksamste Begründung erhalten, daß andererseits durch die mannigfachen Veränderungen und Verschiebungen der dialektgeographischen Linien wichtige Schlüsse für die Sprachgeschichte gezogen werden können. Aber auch für das Schlesische Wörterbuch, das von Theodor Siebs seit Jahrzehnten vorbereitet wird — wofür ihm unsere schlesische Heimat zu großem Dank verpflichtet sein muß —, ergibt sich großer Nutzen aus den Ergebnissen der Erforschung der schlesischen Mundart des Mittelalters. Es ist natürlich nicht unwesentlich, wenn wir die Möglichkeit haben, z. B. neben die modernen schlesischen Belege für „geben" = gān auch die entsprechende Form des 15. Jahrhunderts gan (Partizip gegan „gegeben") zu setzen. Wenn solche alten Belege sich überhaupt auftreiben lassen, ist es unsere Pflicht, ihnen nachzugehen und sie fürs Wörterbuch nutzbar zu machen. Aber auch für die Ansetzung von Stichworten (Lemmata) erweist sich das Altschlesische als höchst bedeutungsvoll: Für das obengenannte schlesische nukwr „Nachbar" dürfen wir als Stichwort nicht mehr „Nachbar", sondern müssen wir *Nahgebur (û früh gekürzt?) im Hinblick auf altschles. nokebur ansetzen. Gerade für das Schlesische Wörterbuch ist die Kenntnis des Altschlesischen, überhaupt die der Geschichte der schlesischen Mundart, eine unerläßliche Vorbedingung. Das Wichtigste bei der Bearbeitung eines Wörterbuchs scheint mir die richtige Ansetzung der Stichwörter zu sein. Bei neuschlesisch Rahme „Ranke" hatten Paul Drechsler und andere an eine Herleitung von lat. ramus „der Ast" gedacht. Wie sollte da das Stichwort aussehen? Wahrscheinlich „Rahme"!? Das Altschlesische lehrt, daß wir ein *rëme (winreme „Weinrebe") zugrundelegen müssen. Das Stichwort lautet demnach „Reme" (das Dehnungs-h können wir uns schenken). — Nicht unwesentlich ist die Feststellung, daß das -l- Diminutiv des Flachlandes (Stickl) mit dem -la des Gebirges einen Ursprung hat. Beiden liegt nach Ausweis des Altschlesischen ein omd. *stücklīn, das zu *stücklen gekürzt ist, zugrunde. Hier wurde *stücklen > štikla, dort = *štikln = štikl. Das Stichwort muß also Stücklein lauten. Bei gebschles. geluffa „gelaufen" liegt keine Kürzung eines langen Vokals oder Diphthongs vor (so v. Unwerth, Schles. Mundart, § 103), sondern altschlesisch geloffen (mhd. geloffen), das sich auch in dem Spruch in der Hertz-Postilla des Valerius Herberger (aus Fraustadt) widerspiegelt:

Weil die Tasche hat Schmeer,
und das Glaß gut Bier,
so spricht der Freund: Gut Herr.
Aber wenns Schmeer ist vertroffen,
und das Bier außgesoffen,
so hat sich auch der Tellerlecker verlauffen.

Es ist ferner wesentlich, daß wir altschlesische Belege mit ich wiß, wistu „ich weiß, weißt du" haben. Da sehen wir, daß hier eine Kürzung von mhd. ei vorliegt, wie wir sie in altschlesisch und neuschlesisch littern „Leitern" haben. Die Erklärung aus ich wüsst (v. Unwerth, Schles. Mda. § 37, Anm. 1) darf man demnach ablehnen.

Ein Rätsel geben uns die e-Laute auf in „Messer" und „jener". Obwohl „Messer" als e-Laut ein frühumgelautetes a, „jener" ein germanisches ë zugrundeliegen hat und mhd. e im Schlesischen allgemein ein e-Laut bleibt, mhd. ë aber durchgängig zu a wird, heißt es

heute Masser und jerr, jess (jener, jenes). Zwar gibt uns das Altschlesische noch nicht des Rätsels Lösung, aber es zeigt immerhin mit Masser und jener (in einem reinen a-Text, wo jedes mhd. ë > a wird), daß wir es mit einer sprachlichen Tradition von wenigstens 500 Jahren zu tun haben.

Genau so ist es mit „Hobel" und „oben", die gebirgsschlesisch hūwl und ūwa lauten. Das Altschlesische kann bereits mit den Entsprechungen hubil und vben (ebenso mit wul und vul „wohl, voll") aufwarten.

Das Altschlesische lehrt uns ferner, daß glogauisch halts „Holz" nicht etwa besondere Wege geht (so v. Unwerth § 15, Anm. 1), sondern daß das Nordneiderländische und Posensche auch sonst mit galtsmed, lchalczin usw. dem mittelschlesischen hawlcz, gawlt, lchawlczin usw. gegenübersteht.

Für die „Ahnentafel" unserer verschiedenen modernen Dialekterscheinungen und Dialektwörter ist es wesentlich, daß wir schon als „Vorfahren" im 15. Jahrhundert für neuschlesisch Hof, Hauf, Håf („Hof") nebeneinander hof, hauf und haf haben. So stehen sich auch bereits im Altschlesischen hetman und haitman („Hauptmann"), age und oge („Auge"), houch und huch („hoch"), hem und haym („heim") gegenüber. All diese verschiedenen Formen gehören als Vorstufen zu den modernen in das Schlesische Wörterbuch.

Warum ist in der schlesischen Mundart mhd. o vor Guttural (ch und ck) so selten zu u geworden (anders ufte, durf usw.)? Weil das Altschles. bereits durch die Schreibung a in gebrachin, glacke, tachter andeutet, daß der Guttural dem Übergang von o > u hinderlich war.

Auch die Vokaldehnung vor Doppelkonsonanz in neiderländisch štrēk „Strick" hat im Altschlesischen ihre Vorstufe mit neiderländisch ltreig.

Im Laufe der Jahrhunderte wechseln die Wortformen. So gilt heute für die Mehrzahl „Räder" im Flachland Rader, am Gebirge Reeder, jenes zeigt sekundäres, dieses primäres mhd. e. Statt des sekundär umgelauteten a in Rader scheint früher allgemein Rade mhd. *rade gegolten zu haben (mundartlich rådə), eine Bildung, die Karl von Holtei noch kennt und die in alten Namen wie Vierradenmühle, Siebenradenohle und dgl. weiterlebt. Diese sprachgeschichtlich bedeutsamen Veränderungen müssen im Wörterbuch verzeichnet werden.

Warum heißt es heute im Glätzischen der Raach „der Rauch", aber Raufangkehrer „Rauchfangkehrer"? Die schlesische Sprachgeschichte gibt uns Aufschluß. Bildungen wie age, ach, rach „Auge, auch, Rauch" kennzeichnen schon im Mittelalter das südschlesische (auch glätzische) Mundartgebiet. Also Raach ist alt. Ein Blick in die Libri definitionum der Breslauer Stadtbibliothek, die Breslauer Handwerksbücher des 16., 17. Jahrhunderts, belehrt uns dahin, daß der Name „Rauchfangkehrer" erst im 17. Jahrhundert[11]) mit der Verleihung des Rechtes, einen Rauchfangkehrer zu halten, von Österreich her über das Gebirge zu uns gekommen ist. Wir sehen, wie unerläßlich die Kenntnis der älteren schlesischen Sprachverhältnisse für die richtige Beurteilung des Wortschatzes im Schlesischen Wörterbuch ist. Ohne das ältere Schlesisch ist die moderne Mundart nur der

[11]) Vorher kannte man (allerdings in größeren Städten) die Bezeichnung Feuermauerkehrer für „Schornsteinfeger".

Rinde eines Baumes vergleichbar, hinter der sich der eigentliche Kern, das Holz des Baumes, die früheren Sprachschichten verbergen. Zwar läßt die Rinde die Beschaffenheit und Art des Baumes durchaus erkennen, aber die Geschichte und das Alter des Baumes verrät uns nur das unter der Rinde liegende Holz.

Für die Geschichtswissenschaft hat natürlich eine altschlesische Dialektgeographie, die historische Siedlungsvorgänge widerspiegelt, großes Interesse. Aber auch für die Lokalisierung von Handschriften, deren Verfasser und Herkunftsort unbekannt geblieben sind, wird unsere altschlesische „Dialektgeographie" sich nützlich zeigen. Auch manche falsche Ansetzung der Heimat wird sich berichtigen lassen, so daß hiermit jedenfalls für Schlesien ein kritisches Hilfsmittel für die Erkenntnis des Mittelalters mehr gewonnen worden ist.

Wilhelm Mak:

Zweisprachigkeit und Mischmundart in Oberschlesien

Von polnischer und von deutscher Seite ist die starke Schrumpfung der polnischen Minderheit in West-Oberschlesien festgestellt worden. Szramek gibt in seiner Broschüre der Verwunderung über den erheblichen Schwund der polnischen Stimmen Ausdruck[1]): „... Noch bei den Parlamentswahlen im Jahre 1922 erhielt die polnische Liste 51437 Stimmen. Diese polnischen Stimmen fielen im Verlaufe der folgenden zehn Jahre ständig, so daß es im Jahre 1930 nur noch 36866 waren, im April 1932 28043, im Juli diesen Jahres 14534, und im November 1932 sanken sie bis zur minimalen Zahl von 12098." Zu dieser Entwicklung sagt Nicolai in seinem Buch „Oberschlesien im Ringen der Völker", das die Ortsgruppe Oppeln des Kampfbundes für deutsche Kultur 1930 herausgegeben hat: „... Ich möchte hier ausdrücklich bemerken, daß das Fehlen einer faßbaren polnischen Minderheit, vom deutschen Standpunkt gesehen, nicht erfreulich, sondern höchst bedauerlich ist... Gäbe es in Oberschlesien wirklich noch eine polnische Minderheit, man müßte gerade zum Schutze des Deutschtums ihre Erhaltung und Absonderung fordern."

Diese politische Entwicklung hat natürlich auf sprachlichem Gebiete bedeutende Auswirkungen. Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist, auf diese hinzuweisen.

Will man den oberschlesischen Verhältnissen gerecht werden, so muß man mit Kuhn[2]) die vier Stufen der Verdeutschung annehmen, und zwar die abstammungsmäßige oder kolonisatorische, die sprachliche oder volkliche, die gesinnungsmäßige oder nationale und die kulturelle. Die erste Gruppe ist die blutmäßige, aber auch die Angehörigen der drei anderen Gruppen haben in Oberschlesien sehr viel deutsches Blut in ihren Adern. Die Bewohner des zweisprachigen Oberschlesien sind nicht nur sprachlich, sondern auch dem Blute nach ein Mischvolk. Dafür zwei Beispiele. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ist der Industrieort Trockenberg bei Tarnowitz entstanden. In Heft 4 der Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins berichtet Knosalla darüber. Nach seiner Ansicht ist Trockenberg von eingewanderten polnischen Bergarbeitern gegründet worden. Er muß aber andererseits auch feststellen, daß von Anbeginn der Gründung an viele Deutsche in Trockenberg gewohnt haben. Sie hatten

[1]) Dr. Emil Szramek, Śląsk jako problem socjologiczny, Kattowitz 1934, S. 50.
[2]) Walter Kuhn, Die deutsche Besiedlung Oberschlesiens, Schaffen und Schauen, 10. Jahrg. Nr. 4/5, S. 2.

Namen wie Mai, Schuster, Grund, Rapstein usw. Im ersten Menschenalter des Bestandes von Trockenberg sind neunzehn nationale Mischehen geschlossen worden. Die Folge war eine Polonisierung der Deutschen. Wir sehen an diesem Beispiel, wie stark die deutsche Blutmischung selbst im östlichen Teile Oberschlesiens ist. Der deutsche Einschlag auf der linken Seite der Oder ist natürlich noch bedeutender. Auf Grund der Wahllisten des Dorfes Lenschütz, Kreis Cosel, habe ich festgestellt, daß im Jahre 1928 über 40 Prozent der Wähler Träger deutscher Namen gewesen sind. Darunter 28 Rockstein, 26 Hampf, 16 Gottschalk, 14 Pohl, 11 Breitkopf, 8 Scheithauer usw. Szramek[3]) weist darauf hin, daß seit dem 12. Jahrhundert deutsche und polnische Oberschlesier nebeneinander wohnen. Er bezweifelt allerdings, daß die Blutmischung in einem Verhältnis von 1 : 1 stattgefunden habe, wie das Nicolai[4]) annimmt.

National ist unsere Heimat in der preußischen Zeit seiner Gesinnung nach völlig deutsch geworden. Die Bezeichnung Polake galt als ein Schimpfwort, das oft genug Anlaß zu einer Beleidigungsklage gab. Sprach der Oberschlesier von den Großpolen, so sagte er stets „Die Polen" und niemals „wir". Seine Treue zu Deutschland hat er in allen Kriegen erwiesen, die Deutschland zu führen hatte. Bereits in den Napoleonischen Kämpfen standen die Oberschlesier mit ihrem Herzen auf der Seite Deutschlands. In einem Liede aus dieser Zeit kommt die deutsche Einstellung ganz klar zum Ausdruck. Der Feind Deutschlands ist auch der Gegner der Oberschlesier[5]).

Daß unsere Heimat sich der deutschen Kultur völlig zugewandt hat, ist so offensichtlich, daß man darüber nicht viel Worte zu verlieren braucht. Die gesamte geistige und materielle Kultur ist deutsch. Nicht bloß die gewaltigen Industrieanlagen und Städte, auch die einfachsten Dinge gehen auf deutschen Ursprung zurück. Vielleicht darf ich ein ganz drastisches Beispiel anführen. Wie uns das oberschlesische Wort hajziel — die Bezeichnung für ein gewisses Örtchen — zeigt, ist selbst diese Einrichtung von den deutschen Siedlern übernommen worden, denn hajziel ist das deutsche „Häusel".

Die nationale und kulturelle Einstellung des Oberschlesiers hat auch den Übergang zur deutschen Sprache zur Folge. Selbst in der gärenden Zeit zwischen dem Weltkrieg und der Abstimmung hielt Pfarrer Kapitza den Typ des Kulturdeutschen für den häufigsten in Oberschlesien[6]). Er stellt ihn folgendermaßen dar:

Gesicht: rein slavisch (?)
Überzeugung: vor dem Kriege deutsch, zur Zeit unsicher
Sprache: deutsch, Akzent polnisch
Großmutter: kein Wort deutsch
Der Sohn: spricht deutsch und polnisch
Der Enkel: kein Wort polnisch.

Nach der Teilung des Landes setzte in Westoberschlesien ein so lebhafter Übergang zur deutschen Umgangssprache ein, daß es heute nur noch Rest-

[3]) a. a. O.
[4]) a. a. O.
[5]) W. Mak, Das slawische Volkslied in Oberschlesien, Schlesisches Jahrbuch 1928, S. 129.
[6]) Szramek, S. 20.

gebiete der slavischen Mischmundart gibt. Bei einer kreisweisen Betrachtung der Sprachverhältnisse ergibt es sich, daß auf der linken Oderseite die Kreise Neisse, Grottkau, Falkenberg, Leobschütz und der Stadtkreis Ratibor deutschsprachig sind. Im Kreise Falkenberg sind nur einige wenige Dörfer an der Kreisgrenze noch zweisprachig. Wenn die Karte des Krakauer Mundartenforschers Nitsch, die er seiner Arbeit über die schlesisch-polnischen Dialekte vom Jahre 1909 beifügte[7]), richtig gewesen wäre, dann hätte in diesem Gebiet die deutsche Sprache die gewaltigsten Fortschritte gemacht. Nach Nitsch sind die Orte Bielitz, Lamsdorf, Wiersbel, Woistrach und Floste oberschlesisch-polnisch. Ebenso die Ortschaften nördlich davon zwischen der Neisse und Steine wie Tillowitz und andere. Von den Dörfern dieses Gebietes ist heute nur noch Sabine zweisprachig. Die Angaben von Nitsch sind aber auch im Jahre 1909 nicht zutreffend gewesen; denn Bielitz war niemals polnischsprachig, ebenso ist Lamsdorf eine deutsche Gründung, Wiersbel ist bereits in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zur Deutschsprachigkeit übergegangen.

Auch der Kreis Leobschütz ist heute ganz deutschsprachig. Die wenigen früher mährischsprachigen Dörfer dieses Gebietes sind von der deutschen Sprache völlig aufgesaugt worden. Diese Tatsache stellt auch Dr. Steuer fest, der 1932 über die Mundart eines dieser Dörfer, nämlich Branitz, in der Zeitschrift des Olmützer Museumsvereins eine Monographie herausgegeben hat[8]). In der Einleitung sagt Dr. Steuer über die Sprachverhältnisse von Branitz: „Von den heutigen Einwohnern spricht nur noch die ältere Generation mährisch, die mittlere Generation versteht mährisch, spricht es aber nur selten, die Jugend ist fast ausschließlich in der deutschen Sprache und im deutschen Geiste erzogen." Ähnlich wie in Branitz liegen die sprachlichen Verhältnisse auch in den wenigen anderen Dörfern des Kreises Leobschütz, in denen früher die mährische Mundart gesprochen wurde.

Der Kreis Neustadt zerfällt in einen westlichen Teil, in dem wir durchweg die deutsche Mundart antreffen, und in ein östliches Gebiet. Im letzteren hält sich wie auf einer weit vorgeschobenen Halbinsel die oberschlesische Mischmundart.

In dem restlichen Teil der Kreise Ratibor, Cosel, Oppeln wird gleichfalls oberschlesisch gesprochen, soweit nicht einzelne Familien zur Deutschsprachigkeit übergegangen sind. Auf der linken Oderseite liegen außer dem Stadtkreise Oppeln noch drei geschlossene deutsche Sprachgebiete. Zunächst ragt in das Waldgebiet des Kreises Oppeln eine deutsche Zunge aus Mittelschlesien hinein. Das sind die friderizianischen Siedlungen.

Das zweite Gebiet ist der Kreis Kreuzburg mit dem Nordzipfel des Kreises Rosenberg. Hier ließ der Wille zum Deutsch-Sein unsere Hochsprache die größten Fortschritte machen. Dieser Kreis zeigt uns, daß die Sprachgrenze nicht nur von Westen nach Osten fortschreitet, sondern daß ganz Westoberschlesien eine Zone ist, die sich im Übergange zur deutschen Sprache befindet. Der Kreis Kreuzburg hat den Wechsel der Sprache nicht unter dem Einfluß eines benachbarten Gebietes vollzogen, sondern aus der freien Erkenntnis heraus, daß der deutschen Gesinnung auch durch

[7]) Materyały i Prace B IV.
[8]) Dr. Felix Steuer, Branické podřeči, Olmütz 1932.

die deutsche Sprache Ausdruck gegeben werden müßte. Es sollte sogar der Anschein vermieden werden, als ob die Kreisinsassen nicht Deutsche wären. Dem Nachbarstaat sollte jeder Vorwand zu Ansprüchen auf das Gebiet genommen werden. Deswegen begannen in den zweisprachigen Dörfern in der Nachkriegszeit die Eltern mit den Kindern deutsch zu sprechen, auch wenn sie selbst zum großen Teil bei der gewohnten Hausprache blieben. Der Vorgang ist in den einzelnen Orten verschieden weit gediehen. In manchen Dörfern spricht die Jugend bis zum 15. Jahre, in den anderen schon bis zum 20. Jahre deutsch. Dabei kann man die Wahrnehmung machen, daß vielfach die Orte in der Nähe der Landesgrenze größere Fortschritte gemacht haben als die weiter entfernteren. In einem Dorfe nahe der polnischen Staatsgrenze konnte bereits kein Kind der Unterstufe mehr das Oberschlesisch-Polnische verstehen. Dieser Prozeß der Zuwendung zur deutschen Sprache wurde in dem Nordzipfel des Kreises Rosenberg durch deutsche Siedler unterstützt.

Auf der rechten Oderseite wird nicht bloß in allen Städten deutsch gesprochen, sondern wir haben neben den bereits erwähnten Gebieten der deutschen Sprache eine starke Zusammenballung des deutschsprachigen Elementes im Industriegebiet. Das Dreieck Gleiwitz—Beuthen—Hindenburg ist ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet; denn auch in den dazwischen liegenden Orten hat sich das Deutsche durchgesetzt. Die Einwohnerzahl ist allein in den drei genannten Großstädten auf über 300 000 gestiegen.

Bei der Betrachtung der Sprachverhältnisse auf der rechten Oderseite darf man nicht übersehen, daß neuerdings auch in den Waldgebieten, in denen sich die oberschlesische Mischmundart noch hält, die deutsche Sprache in raschem Vordringen ist. Selbst hier ist der allgemeine Vorgang zu beobachten, daß die Eltern anfangen, mit den Kindern deutsch zu sprechen, allerdings noch nicht in dem großen Maße wie auf der linken Oderseite und im Industriegebiet. Den Anfang machen immer die Arbeiter. Diese wissen, daß sie in der Welt mit der deutschen Sprache besser fortkommen, und da sie ihren Kindern das Leben leicht machen wollen, so sprechen sie mit ihnen deutsch. Der Vorsatz wird aber nicht immer konsequent durchgeführt. Zunächst ist zu beobachten, daß, sobald die Kinder ein gewisses Alter erreicht haben, die Eltern zu ihnen wieder in der bisherigen Hausprache sprechen. Der Zeitpunkt dieser Umkehr ist in den einzelnen Orten und Familien verschieden. Oft fällt er mit dem Schulbesuch zusammen, manchmal ist es aber auch erst das zehnte oder zwölfte Lebensjahr. Weiterhin können wir häufig feststellen, daß die Eltern z. B. mit den ersten vier Kindern deutsch sprechen, mit den folgenden aber wieder die oberschlesische Mundart. Diese Erscheinung erklärt sich aus der Tatsache, daß die Eltern mit dem zunehmenden Alter immer stärker zu der gewohnten Hausprache zurückkehren. Deswegen jubelt auch die polnische Schriftstellerin Kossak-Szczucka in ihren Reisebriefen über Oberschlesien: „Die Jugend wird wohl eingedeutscht, aber die Alten gehören uns, und die Alten sterben nicht aus." Diese Erscheinung tritt besonders dort auf, wo keine Gelegenheit zum Besuche deutscher Gottesdienste gegeben ist. Die polnische Predigt und der polnische Gesang bewirken mit der Zeit eine Stärkung der oberschlesischen Mundart. Bei dieser Gelegenheit muß darauf hingewiesen

werden, daß im deutschen Gottesdienst in Oberschlesien vielfach nicht der deutsche Volksgesang gepflegt wird, sondern es herrscht oft das Streben, große Messen mit Musikbegleitung aufzuführen. Dabei kommt die deutsche Sprache zu kurz.

Es ist aber auch möglich, daß außer dem Einfluß der Kirchensprache bei dem Umfall zur Hausprache auch die menschliche Eitelkeit eine Rolle spielt. Ich bin darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Dinge auf niederdeutschem Gebiete ähnlich liegen. Die Eltern sprechen mit den Kindern zunächst Hochdeutsch, was sie für vornehmer halten, und verfallen erst später wieder in das Plattdeutsche.

In welchem Maße die Landgemeinden zweisprachig sind, das geht aus folgender Tabelle hervor.

Mit om werden die oberschlesischen Mischmundarten bezeichnet, mit P das Hochpolnische, mit D die deutsche Hochsprache.

Zweisprachigkeit in Oberschlesien:

	I	II	III	IV
Familie	om	om	D om	D om
Straße	om	om	om D	D om
Gasthaus	om	om	om D	D
Unterrichtssprache	P	D	D	D
Pausen	om	om D	D	D
Zeitung	P D	D	D	D
Literatur	P	D	D	D
Briefe	D om	D	D	D
Beichtunterricht	P	P D	D	D
Gebetbuch	P	P D	D	D
Gottesdienst	P	P	P D	D (P)
Volkslied	—	D	D	D
Dichtung	—	—	D	D

Man kann vier Gruppen der Zweisprachigkeit in Oberschlesien unterscheiden. Diese zeigen uns den allmählichen Übergang zur deutschen Umgangssprache. Hochpolnisch sprechen in Westoberschlesien nur die wenigen Eingewanderten.

Die erste Gruppe spricht in der Familie, auf der Straße und im Gasthaus das oberschlesische Polnisch oder eine mährisch-polnische Übergangsmundart. Die Unterrichtssprache ist Hochdeutsch, Polnisch nur bei wenigen Kinder, die eine Minderheitsschule besuchen. In den Pausen herrscht die oberschlesische Mundart. Eine kleine Anzahl aus dieser Gruppe liest eine polnische Zeitung. Überwiegend werden deutsche Blätter gehalten. Als Literatur finden wir zumeist Heiligenlegenden, Kalender, in seltenen Fällen Geschichten im Volkston, wie etwa die im Miarka-Verlag erschienenen. Seine Briefe schreibt der Oberschlesier in deutscher Sprache, nur wenige sind imstande, polnische Schreiben zu verfassen. Zur Beichte lassen sich die Kinder dieser Gruppe zumeist noch in polnischer Sprache vorbereiten. Der Pfarrer muß ihnen aber die religiösen Begriffe mit Hilfe der entsprechenden deutschen Wörter klarmachen. Das Gebetbuch

ist polnisch wie der Gottesdienst. Das polnische Volkslied ist verklungen, man hört es nicht mehr. Es wird auch nicht in der polnischen Mundart gedichtet.

In dieser Gruppe haben wir ein Nebeneinander beider Sprachen. Die Zahl der Oberschlesier, die zur ersten Gruppe gehört, ist verhältnismäßig gering. In den folgenden drei Gruppen wird aus dem Nebeneinander der Sprachen ein Durcheinander.

In der zweiten Gruppe hören wir als Sprache der Familie, der Straße und des Gasthauses die oberschlesische Mischmundart. Diese Mundart zeichnet sich im Vergleich zu der vorhergehenden Gruppe hauptsächlich durch stärkere Entlehnungen aus dem Deutschen aus. Die Unterrichtssprache ist Deutsch, in den Pausen werden beide Sprachen nebeneinander gesprochen. Zeitung, Literatur und Briefe sind deutsch. Der Beichtunterricht deutsch oder polnisch. Die Zahl der Kinder, die sich heute noch in der polnischen Sprache vorbereiten lassen, ist gering und nimmt ständig ab. Das Gebetbuch ist deutsch und polnisch, während der Gottesdienst zumeist noch polnisch abgehalten wird. Die Leute singen nur noch deutsche Volkslieder.

In der dritten Gruppe sprechen die Eltern zu den kleinen Kindern zunächst deutsch. Sie selber bleiben aber weiter bei der oberschlesischen Mundart. Auf der Straße herrscht gleichfalls die Mischsprache, ein Teil der Jugend spricht aber hier schon deutsch. Im Gasthaus überwiegt wohl noch die oberschlesische Mundart, in Vereinssitzungen wird aber nur noch deutsch gesprochen. Unterrichtssprache, Pausen, Zeitungen, Literatur, Briefe, Beichtunterricht deutsch, das Gebetbuch deutsch und polnisch. In einem Dorfe des Kreises Groß Strehlitz haben die Leute in der Kirche deutsche und polnische Gebetbücher liegen. Je nach der Messe singen sie wochentags deutsch oder polnisch. Sonntags ist der Gottesdienst örtlich verschieden, zumeist deutsch und polnisch abwechselnd. Die Volkslieder sind deutsch. Das Eigenartigste ist die Tatsache, daß Menschen, deren Hayssprache die Mischmundart ist, in der deutschen Hochsprache dichten.

Vierte Gruppe: Die deutsche Sprache hat sich fast ganz durchgesetzt. Die Eltern sprechen mit den Kindern deutsch, und dieser Zustand bleibt oder dauert zum mindesten länger als in der dritten Gruppe. Wenn die ältere Generation die oberschlesische Mundart spricht, so verwendet sie nicht nur sehr viele deutsche Lehnwörter, sondern fügt auch gelegentlich ganze deutsche Sätze ein. Wollen sich die Menschen dieser Gruppe genau ausdrücken, so sprechen sie deutsch. Auf der Straße hört man die Mischmundart seltener als bei den anderen Gruppen. Im Gasthaus ist sie durch die deutsche Sprache verdrängt worden. Deutsch ist auch sonst die Umgangssprache, nur im Gottesdienst finden wir noch neben der deutschen Sprache gelegentlich das Polnische.

Auch nur ein flüchtiger Blick auf die Tabelle zeigt uns den starken Einfluß der Kirchensprache. Wer z. B. in der polnischen Sprache zur Beichte vorbereitet ist, der bleibt für gewöhnlich beim polnischen Gebetbuch, auch wenn er sonst schon zur deutschen Umgangssprache übergegangen ist. Weiter können wir aus dieser Tafel feststellen, daß in Westoberschlesien das Hochpolnische als Umgangssprache nicht vorkommt. Es spielt nur in der Abwandlung als Kirchensprache eine Rolle.

In Ostoberschlesien sind heute die Sprachenverhältnisse anders gelagert. Der starke Einfluß der polnischen Schule sowie die polnische Amtssprache bringt es mit sich, daß die oberschlesische Mundart immer stärker zurückgedrängt wird. Der Wortschatz erfährt aus dem Hochpolnischen eine starke Bereicherung, und auch sonst schwinden langsam die Eigenheiten des Oberschlesischen. Im folgenden wird im wesentlichen nur der Zustand der slawischen Mundarten in Westoberschlesien betrachtet.

Wie sieht hier die Sprache des Oberschlesiers aus? Ich fuhr einmal vor dem Kriege die Strecke Kattowitz—Heydebreck. Deutsch und die oberschlesische Mundart hörte man im Abteil durcheinander. Da regte sich ein angetrunkener galizischer Wanderarbeiter über die Sprache meiner Landsleute auf: „Was sprecht ihr für eine Sprache? Polnisch ist das nicht, deutsch aber auch nicht.“ „Wir sprechen oberschlesisch“, antwortete einer, und ein anderer sagte: „Das ist eben Wasserpolnisch.“ In der deutschen Literatur gibt es gleichfalls für diesen Dialekt keine einheitliche Bezeichnung. Die einen verwenden den Ausdruck Wasserpolnisch, die anderen sprechen wieder von oberschlesisch-polnischen Mundarten. Der Ausdruck Wasserpolnisch ist sehr alt und findet sich bereits in einer Wittenberger Dissertation vom Jahre 1705, in der es heißt: „ . . . haec dialectus aquatico polonica vocatur.“ Zu erklären sucht man den Ausdruck durch die Tatsache, daß früher die Breslauer, ja überhaupt die Mittel- und Niederschlesier die oberschlesische Mundart aus dem Munde der Oderflößer kennenlernten. Das war eben das Polnische, das auf dem Wasser gesprochen wurde. Schließlich brachte man die Bezeichnung mit Verwässern zusammen und meinte mit Wasserpolnisch einen Verfallszustand der polnischen Sprache, und zwar nicht bloß in Oberschlesien, sondern auch in West- und Ostpreußen sprach man von Wasserpolnisch. Diese Erklärung überzeugt nicht recht. Prof. Dr. Klapper machte mich auf die Möglichkeit aufmerksam, daß der Ausdruck aquatico polonica eine Verbalhornung aus quadica polonica sein könnte. Diese Ansicht hat viel für sich, da sich früher die Oberschlesier gern als die Nachkommen der alten Quaden bezeichnet haben. Auch der Ausdruck Oberschlesisch-polnische Mundarten kann nicht ganz befriedigen, denn mit diesem Worte werden die mährisch-polnischen Übergangsmundarten nicht erfaßt. Vielleicht würde sich eine andere Benennung wie etwa die oberschlesischen Mischmundarten empfehlen.

Als Oberschlesien sich vor 700 Jahren von Polen trennte, da gab es noch keine polnische Schriftsprache. Die oberschlesischen Mundarten haben auch keinen Anteil an dem Aufbau der polnischen Hochsprache. Die Trennung Polens von Oberschlesien war eine vollkommene. Wie Walter Kuhn in seiner Arbeit „Die deutsche Besiedlung in Oberschlesien“ ausführt, war unsere Heimat von Polen durch einen breiten Waldgürtel getrennt. An zwei Stellen bei Woischnik und bei Beuthen war dieser Waldgürtel in geringem Umfange durchbrochen, aber diese Lücken wurden durch die angrenzenden Wälder Polens geschlossen, so daß Oberschlesien im Mittelalter siedlungsmäßig gegen Polen fast völlig abgesperrt, gegen Deutschland dagegen durchaus offen war. Daraus ergab sich sprachlich eine sehr starke Isolierung der oberschlesischen Mundarten von der polnischen Hochsprache. Diese Sonderentwickelung vermerkt auch

Prof. Nitsch, Krakau, wenn er einleitend zu seiner Übersicht über die schlesisch-polnischen Mundarten schreibt[9]): „. . . Schlesien ist nämlich in Wahrheit von alters her ein deutlich von anderen Teilen Polens abgesondertes Ganzes. Seit Jahrhunderten besteht seine heutige Grenze sowohl gegenüber Großpolen als auch gegenüber dem heutigen Galizien. Nur der Streifen östlich von Pleß bis Woischnik gehörte ursprünglich zu Kleinpolen, wenigstens zur Krakauer Diözese, aber politisch ist er gleichzeitig mit dem gesamten Schlesien von Polen abgefallen . . ."

Die Abriegelung Oberschlesiens gegenüber Polen und die Aufgeschlossenheit nach dem Westen hin öffnete dem deutschen Einflusse Tür und Tor. Nach den Hussitenkriegen wurde allerdings die deutsche Einwirkung durch den tschechischen Einfluß ein wenig zurückgedrängt. Die Ausstrahlung deutschen Geistes spürt man aber auf Schritt und Tritt in unserer Heimat, wenn man sprachlich oder volkskundlich arbeitet. Überall merkt man, daß der Kulturstrom vom Westen nach dem Osten ging. So war es schon in der frühesten Zeit, als in die polnische Sprache deutsches Sprachgut durch Vermittlung des Tschechischen gelangte, wie das überzeugend Riethmeister in einer Dissertation nachgewiesen hat[10]). Dieser West-Oststrom ist auch auf dem Gebiete der Volkslieder zu spüren. Warschau wird in dem slawischen Volksliede Oberschlesiens überhaupt nicht erwähnt. Es läßt sich auch eine Einwanderung von Volksliedern aus Großpolen oder Galizien nicht feststellen. Über die nationale Haltung des slawischen Volksliedes in Oberschlesien kann gesagt werden, daß dieses ganz einwandfrei deutsch gewesen ist, soweit in dem unpolitischen Volksliede überhaupt eine politische Äußerung in Erscheinung tritt.

Die starke Isolierung Oberschlesiens von Polen brachte es mit sich, daß das Oberschlesische die Entwicklung der polnischen Sprache nicht mitgemacht hat. Es blieb auf seinem alten Standpunkte stehen und hat zahlreiche alte Formen erhalten. Eine weitere Folge war ein Bedeutungswandel zwischen einem Teile des oberschlesischen Wortschatzes und der polnischen Hochsprache. Daraus ergeben sich heute zahlreiche Mißverständnisse, wenn sich Oberschlesier mit Großpolen verständigen wollen. Ferner hat sich mit der Zeit zwischen dem Oberschlesischen und der deutschen Sprache eine Denkgemeinschaft herausgebildet. Diese ergab eine besondere Weise des oberschlesischen Fühlens und Wertens, das sich an das deutsche angeglichen hat, und das dem polnischen Denken fernsteht. Nur dadurch kann man sich den großen Gegensatz zwischen den polnischen Oberschlesiern jenseits der deutschen Staatsgrenze und den Galiziern und Kongreßpolen erklären. Die Wesensverschiedenheit der Sprache hat dazu beigetragen, die Kluft zwischen Oberschlesiern und Polen zu vertiefen. Der Gegensatz ist aber auch blutmäßig bedingt, denn die Oberschlesier haben viel deutsches Blut in sich aufgenommen. Daneben spielen natürlich wirtschaftliche Gründe eine große Rolle.

Die Schrumpfung des Wortschatzes führte zu einer massenhaften Übernahme deutscher Wörter. Die Bequemlichkeit läßt uns gern zu einem

[9]) Materyały i Prace B. IV.
[10]) Riethmeister, Siegbert: Der Beitrag des Tschechischen zum deutschen Sprachgut im Polnischen, Breslau, Diss. 1922.

Fremdwort greifen, wenn uns dieses geläufig ist. Vielfach ist die Entlehnung aber auch zwangsläufig bedingt, da für die neue Sache kein Wort vorhanden gewesen ist. Kaisig hat festgestellt[11]), daß bis zu 42 Prozent aller Begriffswörter im Oberschlesischen andere Wortstämme aufweisen als im Hochpolnischen. Die Welt der geistigen Begriffe fehlt fast gänzlich. Dazu kommt die große Zahl der Kulturwörter, die mit den Gegenständen vom Deutschen Eingang ins Oberschlesische gefunden haben, wie z. B. szrank, szaufla und andere. Zu einem wesentlich höheren Hundertsatz als Kaisig kommt man bei einer Auswertung der sprachlichen Darstellung des Dorfes Zülkowitz von Dr. Steuer[12]). Dabei hat der Verfasser in seinem Buch die noch nicht zersetzte Mundart gegeben. In dem Wörterbuch, im Rahmen dieser Arbeit, bringt Steuer 2196 Wörter. 930 von diesen hat er ins Hochpolnische übersetzt, um sie den polnischen Fachgelehrten verständlich zu machen. Das sind 42,8 Prozent. Die restlichen Wörter sind durch Beispielsätze erläutert. Bei einer Nachprüfung dürfte es sich ergeben, daß ein Groß- oder Kleinpole 60 bis 70 Prozent der angeführten Wörter nicht versteht.

Da das polnische Sprachgefühl im Verlaufe der Jahrhunderte immer schwächer wurde, hat die schöpferische Kraft der Mundart schließlich aufgehört. Produktivität herrscht heute fast nur noch auf dem Gebiete der Schimpfwörter. Hier kommen noch Neubildungen vor. Sonst werden selbst Begriffe des innigsten Gemütslebens aus dem Deutschen entlehnt, wie z. B. Vater und Mutter als foter, muter oder foterliczka und muterliczka, obgleich sich im alten oberschlesisch-polnischen Volkslied allein siebzehn Koseformen für das Wort Mutter finden. Auch die komplizierten Verwandtschaftsbezeichnungen der polnischen Sprache sind aufgegeben worden. Die oberschlesische Mischmundart hat sich auch darin an die deutsche Art angeglichen.

Abgesehen von den Entlehnungen finden wir den deutschen Einfluß in Wortbildungen. Allgemein bekannt sind solche Verba wie sztrikować, szlajfować stricken, schleifen, szlechcić schlecht machen. In einem Dorfe, in dem kürzlich elektrisches Licht eingeführt wurde, hörte ich für das Licht anknipsen = knipsnyć, wobei der Stamm deutsch ausgesprochen wurde. Sehr häufig und bezeichnend sind solche Mischbildungen aus einem deutschen Stamm und einem polnisch Suffix. Der steife Hut, die sogenannte Bombe, wird sztajfka genannt. Aus Fräulein wird frela und höflicher mit der verkleinernden Endung frelka. Es werden aber auch ganze Redewendungen übernommen, wie z. B. to mi przyszło komisz vor = das kam mir komisch vor. An solchen Redewendungen spürt man es deutlich, daß der Oberschlesier von der deutschen Sprache ausgeht, d. h. deutsch denkt und vielfach nur in slawische Laute übersetzt. Von der Schwächung des polnischen Sprachgefühls zeugt auch der weitgehende Schwund der iterativen Aktionsart beim Verb. Dazu kommt noch der deutsche Einfluß auf den Satzbau und die Satzmelodie.

[11]) Spectator: Sprachmischung und anderes. Oberschlesien, Jg. 7, S. 209 bis 222 u. S. 274 bis 287.
[12]) Feliks Steuer: Dialekt Sulkowski, Krakau 1934.

Alle diese Beobachtungen müssen natürlich noch in wissenschaftlicher Arbeit festgelegt werden.

Daß das ursprüngliche Sprachgefühl einer Mundart ganz absterben kann, können wir am Jiddischen beobachten, das ursprünglich eine deutsche Mundart war, dessen deutsches Sprachgefühl aber im Laufe der Entwicklung einem anderen Platz gemacht hat. Ähnlich ist es mit dem Oberschlesischen.

Neben dem Deutschen tritt auch der mährisch-tschechische Einfluß bei den oberschlesischen Mundarten hervor. Seit den Hussitenkriegen war bis zur preußischen Herrschaft das Böhmische die Amtssprache. In den Archiven der Städte finden wir heute noch zahlreiche Urkunden in dieser Sprache. Die Stadt Gleiwitz besitzt z. B. das „Schwarze Buch", in das in böhmischer Sprache fast alle Urteile vom Jahre 1582—1738 eingetragen worden sind. Neben diesem Einfluß der tschechischen Amtssprache machte sich noch die sprachliche Einwirkung durch die eingewanderten mährischen Volkslieder bemerkbar. Der böhmische Einfluß ist heute noch am stärksten im Wortschatz zu spüren. So wird in ganz Oberschlesien mit Ausnahme von einigen wenigen östlichen Grenzdörfern Ostoberschlesiens der Baum mit dem mährisch-tschechischen Ausdruck strom bezeichnet und nicht mit dem polnischen drzewo.

Der dargestellte Zustand der Sprache ist aber nicht gleichmäßig im ganzen Lande zu finden. Von Nord nach Süd, von West nach Ost stoßen wir auf starke Abwandlungen. Es ist nicht nur der Verfallszustand der Mundarten verschieden. Mitten durch das Gebiet geht auch eine wichtige Dialektlinie. Der Norden und ein Streifen im Osten Oberschlesiens masuriert, d. h. es wird in diesem Gebiet cz, sz, ż wie c, s, z gesprochen. Trotz dieser und mancher anderer Verschiedenheiten bilden diese Mundarten eine Einheit, die durch eine gemeinsame Entwicklung bedingt ist. Der stärkste Faktor der Gemeinsamkeit ist der Wortschatz mit zahlreichen typischen Redewendungen.

An dieser Einheit zweifelt der Krakauer Mundartenforscher Professor Nitsch und versucht, einen Streifen entlang der alten Reichsgrenze mitsamt dem Beuthener Ländchen den galizischen Mundarten zuzurechnen. In seiner Arbeit vom Jahre 1909[13]) nahm er nur den schmalen Grenzstreifen östlich von Pleß, und zwar von Miedzna bis Woischnik, für die kleinpolnischen Mundarten in Anspruch. Weiter geht er im Jahre 1932, als er in der Zeitschrift „Język polski" über die polnischen Sprach- und Staatsgrenzen schreibt. In dem stark politischen Beitrag behauptet er, daß die Hälfte des Gebietes, das Polen in Oberschlesien zugefallen ist, und sogar ein Teil des Gebietes, das bei Deutschland verblieben ist, ursprünglich nicht zu Schlesien, sondern zu Klein-Polen gehört hätte. Während es sich im Jahre 1909 bei Nitsch um einen sehr schmalen Grenzstreifen handelte, möchte er jetzt eine Zone zu Klein-Polen rechnen, deren Grenze westlich von Pleß, Nikolai, Beuthen, Tarnowitz und Lublinitz verläuft. In diesem Streifen soll herrschen:

[13]) a. a. O.

1. die typische und ausschließlich kleinpolnische Aussprache des auslautenden ch wie k, z. B. na nogak statt na nogach,
2. die allgemein polnische Form igła für Nadel,
3. führt er noch an, daß in dieser Zone masuriert wird.

Nach Punkt 1 soll im ganzen in Frage stehenden Gebiet das ch im Auslaut zu k übergehen. In seiner Arbeit vom Jahre 1909 führt Nitsch 12 Orte auf, in denen er diesen Übergang festgestellt hat. Aber bereits in fünf von diesen Orten hörte er gleichzeitig die Aussprache ch. Dazu vernahm er in zwei Orten dieses Gebietes, nämlich in Lendzin und Piekar, nur ch. Ich habe zunächst im Beuthener Ländchen nachgeforscht und festgestellt, daß der behauptete Übergang von ch zu k hier nicht vorkommt. Im Kreise Tarnowitz konnte ich die von Nitsch behauptete Erscheinung ebensowenig feststellen, obgleich ich dort gegen zwanzig Dörfer besucht habe. Im Kreise Lublinitz fand ich dann in einzelnen Fällen diesen Übergang zu k. Man hörte aber in diesen Orten doch überwiegend die Aussprache ch. In Koschentin vernahm ich nur die Aussprache ch, obgleich Nitsch gerade für diesen Ort die Aussprache k besonders verzeichnet. Im Kreise Kattowitz habe ich jahrelang gewohnt, ohne daß mir die k-Aussprache aufgefallen wäre. Weiter im Süden habe ich die k-Aussprache bei alten Frauen in Imielin gefunden. Dieser Ort hat aber bis zur zweiten Teilung Polens nicht zu Oberschlesien gehört. In den benachbarten Dörfern vernahm ich überall auch hier die ch-Aussprache mit Ausnahme von Wygorzele. Man kann also durchaus nicht behaupten, daß der Übergang von auslautendem ch zu k in dem von Prof. Nitsch bezeichneten Gebiete herrscht, sondern man muß vielmehr sagen, daß er recht selten vorkommt.

Ebenso wenig trifft es zu, daß in diesem Gebiete für Nadel nur die Form igła vorkommt. Im Beuthener Ländchen ist die Form igła nur in dem Stadtteil Roßberg verbreitet. Daneben hört man aber fast ebensooft die Form jegła. Das Vorkommen der Form igła ist vielleicht auf den starken Einfluß der polnischen Hochsprache zurückzuführen, der früher durch die polnischen Vereine wirksam war. Auf meinen sprachlichen Wanderungen in Ostoberschlesien habe ich vorwiegend die Form jegła gefunden. Es gibt allerdings auch einzelne Orte wie z. B. Kozłowa Góra, wo die Form igła vorherrscht. Die Darstellung, als ob in Ostoberschlesien nur die Form igła beheimatet wäre, ist also unzutreffend. Wenn ich nach dem Worte Nadel fragte, wurde mir oft genug von den Dorfleuten gesagt: „Gut polnisch jegła." Diese hielten also die Dialektform für die bessere.

Noch weniger kann sich die Behauptung Nitschs auf die Erscheinung des Masurierens in dem Grenzstreifen stützen, denn es wird ja nicht nur hier masuriert, sondern im gesamten Norden Oberschlesiens. Man müßte dann also folgerichtig auch den ganzen Norden Oberschlesiens sprachlich zu Klein-Polen zählen. Auf diesen Gedanken ist aber bisher noch niemand gekommen.

Nitsch wollte seine Behauptung auch noch historisch unterbauen, indem er auf die alte Grenze der Diözese Krakau hinwies. Tragen wir nun die alte Bistumsgrenze, die Grenze des masurierenden Gebietes und die Linie des Überganges von ch im Auslaut zu k in eine Karte ein, und zwar so, wie sie Nitsch angibt, dann müssen wir feststellen, daß diese Linien nichts Gemeinsames miteinander haben. Prof. Nitsch stützt sich also auch zu Unrecht auf die alten Grenzen der Diözese Krakau.

Da seine Voraussetzungen nicht zutreffen, kann also gar keine Rede davon sein, daß man die Mundarten in Ostoberschlesien und im Beuthener Ländchen zu den galizischen Mundarten rechnen kann.

Eine kurze Betrachtung der Volksüberlieferung im zweisprachigen Gebiet hat dasselbe Ergebnis, zu dem wir bei der Sprache gekommen sind. Es zeigt sich auch hier, daß Oberschlesien nach dem Westen zu offen stand und nach dem Osten zu abgeschlossen war. In der Volksüberlieferung können wir viel deutsches Kulturgut feststellen. Die Geschichten vom Eulenspiegel und den Schildbürgern waren und sind auch heute noch in aller Munde. Dann Sagen wie „Der Teufel fürchtet sich vor einem alten Weibe", die auch im Innern des Reiches verbreitet sind. Gern erzählt werden auch Schwänke vom Alten Fritz. In Idaweiche bei Kattowitz hat mir ein früherer Insurgent mehrere solcher Geschichten mitgeteilt. Aber selbst oberschlesische Märchen wie „Das Bett des Madeja", die auf den ersten Blick als slawisch erscheinen könnten, da ähnliche Varianten im Polnischen und Slowakischen erzählt werden, sind auch in Deutschland beheimatet[14]).

Die Isolierung Oberschlesiens wirkte sich auch auf die oberschlesisch-polnische Literatur aus. Es fehlte durchaus die Verbindung und Befruchtung durch das großpolnische Schrifttum. In seiner Broschüre „Der Katholik und das schlesische Zentrum, von 1889 bis 1903" sagt der polnische Führer Napieralski über das polnische Schrifttum Oberschlesiens: „Ich fand absolut nichts, einzig die Herren Pfarrer Bontzek und Seminardirektor Damroth schreiben Gedichte und Bücher, sonst tabula rasa auf der ganzen Linie." Nach der Besitzergreifung von Ostoberschlesien durch die Polen wurde auch nicht ein einziges Werk eines Oberschlesiers für wert befunden, in den polnischen Schulen gelesen zu werden. Selbst, wenn man zu den beiden angeführten Namen noch diejenigen von Stabik, Lompa und Miarka berücksichtigt, so kann man zusammenfassend sagen, daß sich in Oberschlesien nur geringe Ansätze zu einer polnischen Literatur entwickelt haben.

Dem gegenüber haben wir ein außerordentlich reiches deutsches Schrifttum auf oberschlesischem Boden. Im vergangenen Jahrhundert sehen wir allein drei Sterne von Rang am literarischen Himmel: Eichendorff, Max Waldau und Gustav Freytag. In neuerer Zeit ist die Zahl der deutsch schaffenden Kräfte so groß, daß kein geringerer als Prof. Nadler zu der Überzeugung kam, daß die geistige Führung von Niederschlesien nach Oberschlesien hinübergeglitten ist.

Aus dem Ausgeführten ergibt sich, daß der zweisprachige Oberschlesier in seinem sprachlichen Denken, seiner Volksüberlieferung und seiner Kultur nach deutsch ist. So braucht man sich auch nicht zu wundern, daß der Übergang zur deutschen Umgangssprache täglich große Fortschritte macht.

[14]) Deutsche Märchen seit Grimm, Diedrichs, Jena 1919, Räuber Höydl, S. 234.

Walter Kuhn:

Das schlesische Sprachgebiet in Polen

Im Deutschtum des heutigen polnischen Staates sind alle deutschen Hauptmundarten vertreten[1]), das Niederdeutsche in verschiedenen Abarten im Norden (ostpreußisches Platt im Gebiet von Suwalki, Weichselplatt im Kulmer und Lipnoer Lande und in der Weichselniederung, pommersches Platt im westlichen Pommerellen, in einem Streifen zwischen Netze, Weichsel und Warthe bis weit nach Kongreßpolen hinein und in Wolhynien, endlich mecklenburgisches Platt in der vereinzelten Sprachinsel Königshuld-Großpaproć im Bezirke Ostrów, Wojewodschaft Białystok); südlich daran anschließend Schlesier; weiter westmitteldeutsche Pfälzer und oberdeutsche Schwaben in den staatlichen (friderizianischen und josephinischen) Ansiedlungen über alle drei Teilgebiete verstreut, mit Ablegern in Wolhynien; schließlich Oberpfälzer (Egerländer) und Menschen bairisch-österreichischer Mundart (Böhmerwäldler) in den Waldarbeitersiedlungen der Karpathen.

Die Sprachinseln schlesischer Mundart[2]) sondern sich wieder in zwei scharf getrennte Gruppen: die mittelalterlichen und die neuzeitlichen. Im Spätmittelalter war das junge niederschlesische Kolonisationsgebiet ein kraftvolles Ausstrahlungszentrum deutscher Art nach Kleinpolen, Reussen und Oberungarn hinein. Die großen bäuerlichen, im 14. und 15. Jahrhundert entstandenen Sprachinseln in Oberschlesien, den Herzogtümern Teschen und Auschwitz-Zator, in Kleinpolen um Neumarkt und Bietsch, im anschließenden Reussen um Krossen (Krosno), Landshut (Łańcut), Mościska und Lemberg[3]) waren schlesischer Mundart, wie die uns erhaltenen sprachlichen Quellen, z. B. die dörflichen Schöffenbücher, beweisen[4]). Auch das Bürgertum der deutschen Städte, die bis in den äußersten Osten, bis Śniatyn und Podolisch-Kamentz, reichten, war schlesisch. Für Krakau ist das völlig eindeutig aus den uns erhaltenen Bürgerrechtslisten zu ersehen, in denen die Herkunftsorte der Neuaufgenommenen angegeben sind[5]). Unter diesen spielen einerseits die benachbarten deutschen

[1]) F. Doubek, Die Erforschung der deutschen Mundarten in Polen, in: Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, Jg. 3, Karte auf S. 164/165.

[2]) Vgl. W. Kuhn, Schlesische Siedlungen in Polen, in: Der Auslanddeutsche, Jg. 14, 1931, S. 12—15. Seither ist eine Reihe von Arbeiten erschienen, die eine etwas genauere Behandlung des Stoffes möglich macht.

[3]) K. Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen i. V. 1934, vor allem die Karte der „Deutschen Besiedlung Kleinpolens und Rotreußens im 15. Jahrhundert", nach S. 112.

[4]) Die größte Veröffentlichung jetzt Doubek-Schmid, Das Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica aus den Jahren 1451—1482, Leipzig 1931, und dazu die Untersuchung der Mundart von F. Doubek, Zum ältesten deutschen Schöffenbuche der Gemeinde Krzemienica, 2. Teil, in: Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen, Heft 24, 1932, S. 1—46. Krzemienica, deutsch Kremenzstein, war ein Dorf der Landshuter Sprachinsel.

[5]) K. Kaczmarczyk, Libri iuris civilis civitatis Cracoviensis 1392—1506, Krakau 1913.

Städte Polens, anderseits die Städte des schlesischen Sprachgebietes im Westen die Hauptrolle.

Dieses weite Vorfeld des schlesischen Raumes wurde in der Neuzeit polonisiert. Einzelne deutsche Sprachinseln in Galizien haben sich bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten, letzte Reste bestanden noch in der Zeit der Teilungen. Bis heute deutsch geblieben sind von den Schöpfungen der mittelalterlichen Kolonisation erstens die Bielitzer Sprachinsel in Ostschlesien und dem angrenzenden Streifen Galiziens, mit ihrer Nebeninsel Wilmesau und der 1770 abgezweigten Tochtersiedlung Anhalt in Oberschlesien[6]), und zweitens die deutschen Dörfer des südlichen Posen, die noch zum geschlossenen deutsch-schlesischen Sprachgebiete gehören.

Die neuzeitliche schlesische Einwanderung nach Polen gliedert sich wieder in einen städtischen und einen bäuerlichen Zweig. Die neuen Stadtgründungen erfolgten zum größten Teile auf industrieller Grundlage. Es sind Tuchmachersiedlungen, die sich immer weiter nach Osten vorschieben. Von kleineren Vorläufern abgesehen, setzt die Welle 1636 in Südposen ein, fast mit einem Schlage entsteht eine Reihe deutscher Städte (z. B. Rawitsch und Bojanowo). Während des 18. Jahrhunderts dauert die Bewegung an und entsendet ihre Vorläufer auch in die östlichen Gebiete Polens. Als 1815 zwischen Posen und Kongreßpolen eine Staats- und Zollgrenze gelegt wird, welche den Posener Tuchmachern den Markt im Osten versperrt, machen sie sich jenseits derselben seßhaft und begründen die kongreßpolnische Tuchindustrie, die zunächst auf eine Reihe kleinerer Städtchen verstreut ist und sich nach und nach in wenigen Mittelpunkten sammelt (Lodz, Pabjanice, Tomaschow usw.). Die Meisterbücher der Tuchmacherzünfte in Kongreßpolen zeigen, daß die Zuwanderung ganz überwiegend aus den an Preußen gefallenen Teilen Polens erfolgte, und vor allem wieder aus deren südlichem schlesischen Bereiche. Von den Leine- und Baumwollwebern kam auch ein Teil aus Sachsen und Nordböhmen, also aus einem katholisch-schlesischen Gebiete[7]). Als 1831 nach dem polnischen Aufstande zwischen Polen und Rußland eine neue Zollgrenze errichtet wurde, machten sich die schlesischen Tuchmacher, genau so wie vor 15 Jahren, abermals auf und schufen in den Westgebieten Rußlands, in Białystok und Umgebung und in Wolhynien neue Industrien. Doch kamen diese nicht zu so großer Entfaltung, da die Zollgrenze schon 1851 wieder aufgehoben wurde.

Die bäuerliche schlesische Einwanderung besteht, ebenso wie die städtische, aus einem evangelischen und einem katholischen Zweige. Während sich aber in den Städten Kongreßpolens, vor allem in Lodz, beide Bekenntnisse mischten, blieben sie in der ländlichen Siedlung getrennt, die Protestanten auf Kongreßpolen, die Katholiken auf Galizien beschränkt.

Die evangelische Welle ist die weitaus ältere und bedeutendere. Sie setzt schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ein, nicht allzu

[6]) Über die Mundart von Wilmesau handelt eine Reihe von Arbeiten des polnischen Germanisten Kleczkowski. Eine Gesamtaufnahme der Mundarten der Bielitzer Sprachinsel hat im Juli 1934 Dr. Franz Weiser im Rahmen der Arbeiten am Sudetendeutschen Mundartenwörterbuche durchgeführt; eine Veröffentlichung steht noch aus.

[7]) A. Breyer in K. Lück, Deutsche Aufbaukräfte, S. 335 ff.

lange nach der städtischen, und ergreift zunächst das südwestliche Posen, das Land um Neutomischel. Von hier schieben sich die schlesischen Bauern in stets erneuter Tochterkolonisation nach dem Osten vor, wobei sie sich im großen und ganzen südlich der Warthe halten und das Land nördlich derselben den Plattdeutschen überlassen. Schon um 1740 erreichen sie nördlich von Kalisch den Raum des späteren Kongreßpolen[8]). Um 1780 überschreiten sie dann den süd-nördlichen Lauf der Warthe und dringen in das Petrikauer und Lodzer Gebiet vor. Im Zeitpunkt der letzten polnischen Teilung, 1815, ist die bäuerliche schlesische Kolonisation schon zu einem guten Teile vollendet. Später erfolgen nur noch geringe Erweiterungen durch Tochtersiedlungen gegen Südwesten zu, ins Gebiet von Radomsko und Kielce.

Nur vereinzelt sind in diesem Zeitraume schlesische Kolonisten weiter nach Osten gezogen. In Polesien entstand um 1820 die schlesische Sprachinsel Kamienne, auch unter den ältesten deutschen Dörfern in Wolhynien sind einzelne schlesische. Als dann um 1865 die Massenauswanderung der kongreßpolnischen Deutschen nach Wolhynien einsetzte, waren die Schlesier an ihr verhältnismäßig sehr stark beteiligt. Neben den Zuwanderern aus den alten Dörfern Kongreßpolens kamen auch solche aus dem schlesischen Mutterlande. Sie hießen „Stabschläger" nach ihrer vornehmlichen Beschäftigung als Waldarbeiter. Lück[9]) schätzt den Anteil der Schlesier, der „Hockerlinger", wie sie von den anderen deutschen Stämmen genannt werden, am Aufbau des wolhynischen Deutschtums, vielleicht etwas zu niedrig, auf 15 Prozent.

Katholische Siedler schlesischen Stammes kamen in geringerer Zahl aus Nordböhmen, Nordmähren und Österreichisch-Schlesien nach Galizien. Sie begründeten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bauerndörfer in der Ebene, nach 1850 dann einige kleine Waldarbeitersiedlungen, vor allem in den Beskiden im weiteren Umkreise der Babia Góra. Diese Siedlungen wurden, durch Auswanderung oder Sprachenwechsel, ziemlich schnell polonisiert, heute sind nur noch geringe Reste von ihnen deutsch.

Eine Berechnung der Zahl der Schlesier in Polen für die Gegenwart läßt sich nur als annähernde Schätzung vornehmen. In Posen beträgt die deutsche Bevölkerung der Bezirke, in denen die schlesische Mundart vorherrscht, heute etwa 80 000, Stadt und Land zusammengenommen[10]). In Kongreßpolen sind nach Breyer[11]) 28 Prozent der rund 220 000 deutschen Bauern Schlesier, das wären etwas über 60 000. Dazu kommt das Deutschtum der kongreßpolnischen Industriestädte, mindestens 85 000, das zum größten Teile dem schlesischen Stamme zuzurechnen ist. In Wolhynien sind bei einer Gesamtzahl von 50 000 Deutschen 7 000 bis 8 000 Schlesier zu schätzen. Die Bielitzer Sprachinselgruppe zählt 35 000 Deutsche. Die jungen schlesischen Sprachinseln in Galizien kommen zahlenmäßig nicht mehr in Frage. Es ergibt sich so eine Gesamtzahl von rund einer viertel Million Schlesiern in Polen.

[8]) A. Breyer, Die landschaftliche Gliederung des Deutschtums in Mittelpolen, in: Deutsche Schulzeitung in Polen, Jg. 13, 1933, S. 162 f. Dort auch ein Kärtchen mit Einzeichnung des schlesischen Stammesgebietes in Kongreßpolen.

[9]) Karasek-Lück, Die deutschen Siedlungen in Wolhynien, Plauen 1931, S. 45.

[10]) H. Rauschning, Die Entdeutschung Westpreußens und Posens, Berlin 1931, Tabelle S. 340—341.

[11]) A. Breyer, Die landschaftliche Gliederung, S. 165.

Walter Kuhn:

Die Schlonsaken und ihre Sprache

Schlonsaken (vom polnischen Worte ślązak = Schlesier) ist die Selbstbezeichnung jenes Teiles der Einwohnerschaft des Teschner Schlesien, die sich trotz ihrer polnischen Muttersprache der deutschen Kulturgemeinschaft und damit auch der deutschen Nation zurechnen. Der Ausdruck vermeidet jede sprachliche oder nationale Kennzeichnung und steht damit in scharfer Gegenüberstellung zu polak = Pole. Er betont die Zugehörigkeit und Treue zur engeren Heimat, dem Schlesierlande, das in österreichischer Zeit vor allem im verengten Sinne, als das österreichische Kronland Schlesien



aufgefaßt wurde. So steht der Name „Schlonsaken" in Parallele mit einer Reihe anderer Bezeichnungen für Zwischengruppen, wie die Memelländer, Ermländer, Hultschiner, Südkärntner, Elsässer, Luxemburger usw. Aber auch das Problem, das ihm zugrunde liegt, ist das gleiche, das in immer neuen Abwandlungen die Ostgrenze des deutschen Volksbodens begleitet: die Verschiedenheit von Sprache und Zugehörigkeitsgefühl, von Volk und Nation. In besonders engem Zusammenhange steht das Schlonsakenproblem naturgemäß mit dem oberschlesischen. Denn bis 1742 war ja das Herzogtum Teschen ein selbstverständlicher Bestandteil Oberschlesiens. Bei allen Gemeinsamkeiten bestehen aber auch starke Unterschiede, die auf die geographische Lage, die Religionsverhältnisse und die staatliche Entwicklung seit 1742 zurückgehen.

Das Teschner Schlesien oder, wie es in österreichischer Zeit meist genannt wurde, Ostschlesien ist der am weitesten nach Süden vorgeschobene Teil des alten Oberschlesien, zwischen Mähren und Kleinpolen bis an die Grenze Ungarns, zugleich der einzige Teil, der in das Gebirge der Karpathen hineinreicht und damit eine scharfe natürliche Grenze nach Süden zu besitzt. Neben den Beziehungen zu den Polen spielen daher auch die zu den Tschechen eine wesentliche Rolle, und auch solche zu den Slowaken kommen in Frage.

Ebenso dürfte es eine Folge der Grenzlage Ostschlesiens sein, daß hier die slavische Vorbesiedlung ziemlich schwach war und viel Raum für die mittelalterliche deutsche Kolonisation zur Verfügung stand, die hier vor allem im Zeitraume zwischen 1260 und 1320 vor sich ging. Sie erreichte, obwohl sie nur das Vorgebirge erfaßte und noch nicht in die eigentlichen Beskiden eindrang, in Ostschlesien verhältnismäßig eine größere Ausdehnung als im gesamten Oberschlesien. Das Waldhufendorf, die für die deutschen Anlagen kennzeichnende Siedlungsform, umfaßt fast den gleichen Flächenraum wie die altslavischen Siedlungen. Freilich dürfen nicht alle Waldhufendörfer ohne nähere Untersuchung als Schöpfungen deutscher Menschen angesehen werden, da diese Dorfform auch von den Slaven übernommen wurde. Dafür waren die größeren Städte bei ihrer Gründung rein (Bielitz, Freistadt) oder überwiegend (Teschen) deutsch. Insgesamt kann der deutsche Anteil an der Besiedlung Ostschlesiens nach der Kolonisation auf etwa 40 Prozent geschätzt werden. Bis heute hat sich als Zeuge der mittelalterlichen Kolonisation die große Bielitzer Sprachinsel im Osten erhalten, die ihresgleichen im ganzen übrigen Oberschlesien nicht findet. Andere Dörfer, wie Punzau bei Teschen, waren bis ins 17. Jahrhundert hinein deutsch. Ganz allgemein aber wirkt der deutsche Zustrom, auch dort, wo er der sprachlichen Polonisierung erlag, weiter als Blutsanteil im heutigen Volkskörper der Schlonsaken.

Eine zweite Wirkung der mittelalterlichen Kolonisation bestand in der Durchtränkung Ostschlesiens mit deutschen Kulturformen auf allen Gebieten des Lebens: in Siedlungsform und Hausbau, Recht und Verfassung, bäuerlicher und städtischer Wirtschaftsweise, religiöser und weltlicher Kultur. Die von den deutschen Einwanderern mitgebrachten Formen bedeuteten hier aber nur eine erste Welle. Die innige Verbindung Oberschlesiens mit dem Westen, die durch die Kolonisation und die staatliche Angliederung an Böhmen (1327) hergestellt worden war, hielt das Land auch weiterhin offen für Kulturströme aus Deutschland, während die

östliche Staatsgrenze gegen Polen mehr und mehr zu einer scharfen Kulturscheide wurde.

Dadurch ist beispielsweise heute die polnische Mundart Ostschlesiens vom Hochpolnischen stark verschieden, sowohl in ihren Formen wie durch die Aufnahme zahlreicher deutscher Lehnwörter. In mancher Hinsicht hat Ostschlesien als Randlandschaft Sprachzustände bewahrt, die im Polnischen des weiteren Ostens bereits geschwunden sind. Die Schlonsaken nennen ihre Mundart „po naszemu", das heißt „auf unsere Art". Auch hier also eine in nationaler Hinsicht völlig farblose und nur auf das Heimatliche gerichtete Bezeichnung.

Die Grenze Ostschlesiens gegen Galizien ist zugleich die Grenze der schönen, farbenfreudigen „Schleschkentracht", des massiven Hausbaues und einer Reihe anderer Kulturformen. Unter diesen darf eine nicht vergessen werden: die westeuropäische hohe Bildung. Die Bezirke Bielitz und Teschen weisen (1921) unter den Zehn- und Mehrjährigen einen Analphabetenanteil von 2,5 Prozent auf, und werden damit in Polen nur von fünf stark deutsch besiedelten Bezirken an der Westgrenze von Posen und Westpreußen übertroffen. Im Osten in Galizien aber schnellt die Analphabetenziffer sogleich auf 10 v. H. hinauf und erreicht in der Breite von Krakau schon 20 v. H.

Eine Wirkung der starken Durchsetzung mit deutschem Kolonistentum und der Randlage ist die Erhaltung des evangelischen Glaubens bei einem Großteil der Schlonsaken. Wie ganz Schlesien, so fiel auch das Teschner Herzogtum im 16. Jahrhundert fast vollständig dem Protestantismus zu, wobei Deutsche aus den Sprachinseln und aus dem Mutterlande die Führer waren. Während aber im übrigen Oberschlesien die Gegenreformation nach dem Dreißigjährigen Kriege den evangelischen Glauben fast ganz unterdrückte, gelang ihr das im Teschner Schlesien nur teilweise: die Nachbarschaft Ungarns und Galiziens machte den heimlichen Zutritt von „Buschpredigern" leichter, und das Gebirge selbst, das gerade in dieser Zeit besiedelt wurde, bot einen Schutz vor den Verfolgungen. So ist heute von der polnischsprechenden Bevölkerung Ostschlesiens ein Drittel, etwa 80 000 Menschen, evangelisch, während in Oberschlesien die Protestanten polnischer Zunge nur eine unbedeutende Rolle spielen. Bei den Evangelischen ist naturgemäß das Zugehörigkeitsgefühl zum Deutschtum am stärksten, sie bilden heute den eigentlichen Kern des Teschner Schlonsakentums.

Noch nach der Gegenreformation und bis in die preußische Zeit hinein bildete Ostschlesien nur ein Nebengebiet des polnisch-schlesischen Protestantismus. Dessen Hauptraum lag in Niederschlesien, vor allem in den Herzogtümern Brieg und Ohlau, in denen die Gegenreformation nie durchgreifen konnte. Die deutsche Stadt Brieg war der unbestrittene Vorort des Protestantismus polnischer Zunge in Schlesien, hier erschienen die religiösen Bücher, die zunächst auch im Teschner Schlesien benützt wurden. Aus Niederschlesien kamen auch die ersten Pastoren an die 1709 errichtete Gnadenkirche in Teschen. Heute freilich ist das Gebiet des „niederschlesischen Schlonsakentums" zum größten Teile sprachlich eingedeutscht, wie es das religiös und kulturell schon früher war. Am stärksten haben sich die alten Verhältnisse noch in dem nach dem Osten vorgeschobenen Kreuzburger Kreise erhalten, der zu Brieg gehörte und

erst nach den Befreiungskriegen an Oberschlesien angegliedert wurde. Auch hier aber sind heute die polnischsprechenden Protestanten in schneller Verdeutschung begriffen. Auch die an Polen abgetretenen Teile der niederschlesischen Kreise Groß-Wartenberg, Namslau usw., die zur Hälfte evangelisch sind, sind ein Rest des Brieger Schlonsakengebietes und ein gleiches gilt für das Kolonisationsgebiet der evangelisch-polnischen Schlesier im früheren Großpolen (jetzt Südposener Kreise Adelnau, Schildberg und Kempen). Die dortigen Protestanten, die heute zur unierten Posener Landeskirche gehören, rechnen sich ebenso wie die Teschner Schlonsaken dem Deutschtum zu, obwohl sie polnisch sprechen und bis 1793, dann 1807—1815 und wieder seit 1919 zu Polen gehören.

1327 hatten sich die oberschlesischen Herzogtümer einschließlich Teschen der Lehenshoheit Böhmens unterstellt. Sie hatten sich damit an einen deutschbestimmten Staat angeschlossen. Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts war Deutsch in Oberschlesien die herrschende Amtssprache. Durch die Hussitenkriege aber gewannen die Sudetenländer ein mehr und mehr tschechisches Gepräge. Dadurch steht neben der kulturellen Auseinandersetzung der oberschlesischen Polen mit dem Deutschtum frühzeitig auch eine solche mit dem Tschechentum. Dabei wurde entscheidend, daß die Tschechen das am meisten nach Westen vorgeschobene und fast allseitig von den Deutschen umschlossene unter den slawischen Völkern waren. Vor allem ist das Tschechische Jahrhunderte früher Schriftsprache geworden als das Polnische. So konnte es geschehen, daß nach der Zurückdrängung des Deutschen im 15. Jahrhundert das Tschechische an seine Stelle als Amtssprache in Oberschlesien trat, nicht nur im politischen, sondern auch im kirchlichen Leben.

Für den Hauptteil des Landes brachte hierin einen Wandel der Berliner Friede von 1742. Die slawische Bevölkerung in den Ländern der Wenzelskrone wurde dabei so aufgeteilt, daß die Tschechen und Mährer bis auf eine kleine Ausnahme bei Österreich verblieben, während der größte Teil des Polentums an Preußen kam. Jene Ausnahme sind die Menschen mährischer Sprache im Gebiete von Hultschin, die nun im preußischen Staate eine bedeutungslose Minderheit bildeten und losgelöst vom Hauptteile ihres Volkskörpers einer allmählichen Verdeutschung erlagen. Ein genaues Gegenstück dazu bildet die polnischsprechende Bevölkerung Ostschlesiens, die von ihren Stammesgenossen in Oberschlesien losgelöst wurde und durch drei Jahrzehnte das einzige polnische Element in Österreich bildete. Erst durch die Erwerbung Galiziens 1772 gewann sie Verstärkung, aber durch Volksgenossen von gänzlich anderer Art, mit denen sie wenig Gemeinsames verband, und zu denen die Beziehungen noch auf lange hinaus ganz lose blieben.

So ist es verständlich, daß, während in Oberschlesien die Zugehörigkeit zu Böhmen bald ein völlig überwundenes Kapitel der Vergangenheit darstellte, die Polen in Ostschlesien immer mehr in den Schatten der Tschechen gerieten. Ihre Schriftsprache war das Tschechische, mit gotischen Lettern geschrieben, auch in den durch Maria Theresia reformierten Volksschulen wurde es die Unterrichtssprache. Die Sprachgrenze zwischen Polen und Tschechen in Ostschlesien verschob sich ein Stück nach Osten zu. Sie ist im übrigen keine scharfe Scheide, sondern ein Gürtel von Übergangsformen. Die Unterschiede zwischen dem Polnischen und dem Tschechischen

sind ja nicht größer als etwa zwischen zwei deutschen Mundarten, und das ostschlesische „po naszemu“ weist an der Westgrenze zahlreiche tschechische Bestandteile auf. Aus diesem Sachverhalt leiten manche Vertreter tschechischer Wissenschaft die Berechtigung ab, das Teschener Land als ein Stück tschechischen Sprachgebiets mit besonders stark von der Schriftsprache abweichender Mundart anzusehen, die Schlonsaken als eine Spielart der Morawzen bezeichnen zu können. Die polnische Wissenschaft hat seit jeher dieser Auffassung jedwede Berechtigung aberkannt.

Den Wendepunkt bildet das Jahr 1848, in dem das Polnische als Unterrichtssprache in den Schulen eingeführt wird. Nun beginnt in Abkehr vom Tschechentum auf der einen Seite das erste Erwachen polnischen Nationalgefühls, auf der anderen eine erneute und verstärkte Hinwendung zum Deutschtum. Ein Markstein in der ersteren Entwicklungsrichtung ist die Herausgabe der ersten polnischen Zeitschrift „Tygodnik Cieszyński“ durch Paul Stalmach und die Teilnahme desselben Mannes am Slawenkongreß in Prag. Es ist charakteristisch, daß die ersten Führer des polnischen Erwachens im Teschner Schlesien Protestanten waren. Aber die Masse ihrer Glaubensgenossen folgte ihnen nicht, und die Bewegung ging immer mehr, in Führer und Gefolgschaft, ins Katholische hinüber.

Demgegenüber stützte sich die deutschfreundliche Schlonsakenbewegung immer stärker auf den Protestantismus. Sie gewann Form zunächst auf kirchlichem Gebiete, vor allem durch die Tätigkeit des Pastors Theodor Haase in Teschen. Er gab seit 1876 die Zeitschrift „Nowy Czas“ heraus, die in polnischer Sprache unter den Evangelischen Ostschlesiens für den deutschen Gedanken wirkte. Neben die kirchliche trat erst ziemlich spät eine politische Bewegung, durch die Gründung der „Schlesischen Volkspartei“ 1906, deren Führer Kożdon, deren Organ die Zeitschrift „Ślązak“ wurde.

Auf sprachlichem Gebiete erfaßte die Hinneigung zum Deutschtum zunächst einzelne Menschen und äußerte sich so am stärksten in der Oberschicht. Eingeleitet wurde sie durch neuen Zuzug von deutschen Beamten des Staates und der Industrie seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts und ihren Einfluß auf die einheimische Bevölkerung. Dazu kam der Besuch deutscher Schulen innerhalb und außerhalb Ostschlesiens. So verdeutschte sich (neben dem immer deutschen Bielitz) zunächst die Hauptstadt des Landes Teschen, seit 1870 auch die kleineren Städte Skotschau und Schwarzwasser. Auch die Industriegebiete wurden Hauptansatzpunkte der sprachlichen Verdeutschung (Oberberger Gebiete). Von den Dörfern wandelte eine Reihe freiwillig ihre polnischen Volksschulen in „utraquistische“ deutsch-polnische um.

Diese ganze Entwicklung wurde jäh unterbrochen durch den Umsturz und die Teilung des Landes. Ostschlesien sollte zunächst zwischen Polen und der Tschechoslowakei abstimmen, eine Erklärung für Deutschland war nicht möglich. Die Schlesische Volkspartei setzte sich in erster Linie für die Unteilbarkeit und Selbstverwaltung des Landes ein und, als es feststand, daß an ein selbständiges Gebilde unter dem Schutze des Völkerbundes nicht zu denken war, auch für den Anschluß des ungeteilten und selbstverwalteten Gebietes an die Tschechoslowakei. Dieser erschien den Deutschen

und den Schlonsaken aus dem Grunde empfehlenswerter, weil die tschechoslowakische Republik gegenüber Polen doch mehr als Vertreterin des Westens und als Mittlerin deutscher Kultur erschien und weil sie, die nur aus Teilen des alten Österreich-Ungarns zusammengesetzt ist, mit ihren 3½ Millionen Deutschen im Vergleich zu Polen als jener Staat erscheinen mußte, welcher für die Deutschen die günstigeren Daseinsbedingungen bot. Die erbitterten Kämpfe der Abstimmungszeit und der Bandenterror, der die Tschechen vielfach als Befreier erscheinen ließ, erzeugte aber auch eine Gesinnung der Anhänglichkeit und Dankbarkeit diesen gegenüber.

Die dem Lande versprochene Abstimmung wurde nicht durchgeführt; Ostschlesien wurde 1920 nach rein politischen Gesichtspunkten zwischen Polen und der Tschechoslowakei aufgeteilt. Das Schlonsakentum wurde in zwei Teile zerrissen, beide nahmen fortan eine ganz verschiedene Entwicklung.

In der polnischen Osthälfte ist die Schlonsakenbewegung unter dem Drucke der freigewordenen polnischen Kräfte äußerlich zusammengebrochen. Die evangelischen Gemeinden wurden der Warschauer Generalsuperintendentur angeschlossen, die katholischen dem neuerrichteten Kattowitzer Bistum. Die utraquistischen Schulen wurden sofort aufgelöst, die Schlesische Volkspartei verschwand. Eine Zeitlang behauptete sich in Skotschau noch die Zeitschrift „Nowy Czas“, 1927 mußte auch sie ihr Erscheinen einstellen. So ist das Schlonsakentum stumm geworden, nur im Herzen der Menschen lebt es noch weiter.

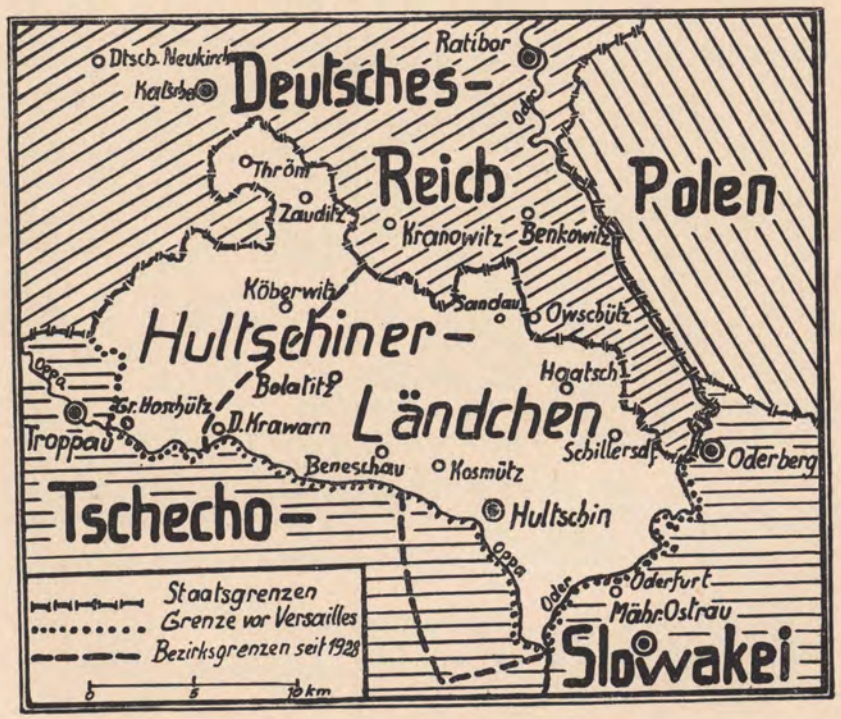
Dagegen entfaltet sich im westlichen Teile Ostschlesiens gerade heute die ganze Problematik des Schlonsakentums, seine Zwischenstellung zwischen drei Nationen und zwei Religionen. Im tschechischen Gebietsteil war es den Schlonsaken bisher, wenn auch unter Einschränkungen und Erschwernissen möglich, ihre deutschfreundliche Gesinnung und einen Teil ihrer kulturellen Organisationen zu bewahren. Die Schlesische Volkspartei besteht als politische Vereinigung noch weiter, wenngleich sie unter den veränderten politischen Verhältnissen einen Teil ihres früheren Einflußbereiches eingebüßt hatte. Ebenso besteht in Tschechisch-Teschen ein „Bund der Schlesier“ als nichtpolitischer Verein zur Wahrung der kulturellen Belange der deutschfreundlichen Bevölkerung. Das frühere Parteiorgan „Schlonsak“ erscheint seit einigen Jahren als Wochenblatt unter dem Namen „Nasz Lud“ und steht unter dem Einflusse Koždons, der heute Bürgermeister von Tschechisch-Teschen ist.

Die Verzwicktheit der nationalen Verhältnisse kommt beispielsweise bei den Volkszählungen zum Ausdrucke. 1931 waren neben deutsch, tschechisch und polnisch auch die Nationalitätsangaben „deutscher Schlonsak“, „tschechischer Schlonsak“, „polnischer Schlonsak“ und „Schlonsak“ schlechthin zugelassen. Die evangelische Gemeinde in Tschechisch-Teschen hat sich in drei national verschiedene aufgespalten: eine deutsche, die der deutschen evangelischen Kirche A. B. des Staates angeschlossen ist, eine polnische im Verbande des polnischen evangelischen Seniorates, und eine „evangelische Kirchengemeinde A. B. der Tschechoschlonsaken“, die der tschechischbrüderischen Kirche angegliedert ist.

Emil Schieche:

Die Morawzen und ihre Sprache

Die südlichen Teile des Kreises Leobschütz und des ehemaligen Kreises Ratibor sind erst im Mittelalter schlesisches Land geworden, ursprünglich haben sie zu Mähren gehört, weswegen sich noch heute die dort wohnenden Slawen Mährer, Moravci, Morawzen nennen. Dies Gebiet, das nach der 1742 zum Grenzfluß gewordenen Oppa auch Oppaland heißt, hat politisch zu den Fürstentümern Leobschütz, Jägerndorf, Troppau und Ratibor gehört und ist seit 1063 ein Teil der Erzdiözese Olmütz. Im 13. und 14. Jahrhundert erfolgt die Ablösung des Oppalandes von Mähren durch Begründung einer přemyslidischen Nebenlinie in Troppau und durch eine Heirat die teilweise Angliederung an Ratibor. Im 14. Jahrhundert reicht das tschechisch-mährische Element etwa bis zur Linie Branitz—Katscher—Zinna—Oder, im Norden schließt sich deutsches, im Osten oberschlesisch-polnisches Sprachgebiet an. Die Hussitenzeit fördert stark das Tschechische, es dringt als Schriftsprache bis ins Fürstentum Oppeln und nach Rauden



vor[1]). Im 16. Jahrhundert ist das Oppaland hohenzollernscher, im 17. Jahrhundert liechtensteinischer Besitz. Der Friede von 1742 schafft eine ganz neue Sachlage: die willkürlich gezogenen Staats- und Kreisgrenzen tragen weder der geschichtlichen noch der sprachlichen Entwicklung Rechnung. Eine ganze Reihe von an beiden Ufern der Oppa liegenden Orten ist damals durch die Staatsgrenze gespalten worden und die Teile bestehen noch heute als völlig getrennte Gemeinden in verschiedenen Staaten. Nur der Name ist der gleiche geblieben. Bis 1919 hat es in Preußen zwei durch den deutschen Siedlungskeil Katscher—Piltsch voneinander getrennte mährische Gebiete gegeben: das recht kleine um Hochkretscham und Jakubowitz im Kreise Leobschütz, das in demselben Kreise gelegene Steuberwitz und die eigentliche Heimat der preußischen Morawzen, das Hultschiner Ländchen im Kreise Ratibor[2]).

Die Morawzen sind sprachlich mit den nordostmährischen Tschechen verwandt und unterscheiden sich wie diese vor allem durch eine andere Betonung von den böhmischen Tschechen. Während sich das Schrifttschechisch durch stete Fortbildung und Aufnahme neuer Abstrakta und Fachausdrücke weiter ausgestaltet hat, ist die im Alltag gebrauchte Mundart der Morawzen trotz der um 1850 von dem Geistlichen und Abgeordneten in Berlin und Frankfurt Cyprian Lelek verfaßten mährischen Fibel[3]) einfach, altertümlich geblieben und sehr stark von deutschen Wörtern durchsetzt worden[4]). Das Mährische verschwindet 1873 aus den Schulen, und die Kluft zwischen Mährisch und Tschechisch vertieft sich weiter[5]). Am Anfang unseres Jahrhunderts sind kulturelle Beziehungen nur noch künstlich aufrechtzuerhalten. Aus der geographischen Lage heraus ist es begreiflich, daß die Eindeutschung der im Leobschützer Kreise isoliert wohnenden Morawzen schneller vor sich geht als die der Hultschiner. Die Zahl der Morawzen schätzt man 1891 auf 56000, und zwar im Kreise Leobschütz 10 v. H., im Kreise Ratibor 34 v. H. der Gesamtbevölkerung[6]). Mährisch haben damals 10000 Schulkinder als Familiensprache angegeben. Die Gesinnung der Morawzen wird um 1900 als durchaus preußisch-patriotisch geschildert[7]). Die sprachliche Kulturarbeit unter den Morawzen liegt ausschließlich in den Händen der zum Teil aus Mähren stammenden Geistlichkeit und leidet daher mittelbar stark unter den Auswirkungen des Kulturkampfes. Seit 1893 geben zwölf Pfarrer die „Katolické Noviny“ (Katholische Zeitung) heraus, ein ursprünglich wohl ausgesprochen religiöses Blatt. Die geistlichen Herausgeber müssen anfangs 700 bis 1000 Mark jährlich zuschießen, später deckt die immer recht bescheidene Abnehmerzahl die Auslagen[8]). Allerdings im Laufe der Zeit wird diese Zeitung auch zum Sprachrohr nationaltschechischer Forderungen, Anfang 1919 gibt sie Artikeln Raum, die sich für den Anschluß des Hultschiner Ländchens an die Tschechoslowakei

[1]) Tetzner F., Die Tschechen und Mährer in Schlesien, Globus 78 (1900), 338.
[2]) Vyhlídal Jan, Čechové v Pruském Slezsku (Die Tschechen in Preußisch-Schlesien), 3. Aufl., Kremsier 1900, 6 ff.
[3]) Kapras Jan, O naše Hlučínsko (Um unser Hultschiner Ländchen), Národní Listy 1935, Nr. 34.
[4]) Tetzner 339.
[5]) Vyhlídal 20 u. 56.
[6]) Tetzner 338.
[7]) Vyhlídal 57 f. u. 65 f.
[8]) Ebenda 21; Národní Osvobození 1935, Nr. 30.

einsetzen, und es steht desgleichen fest, daß sie bei den Versailler Friedensverhandlungen vorgelegt worden ist[9]). Während des Weltkrieges erwiesen sich die preußischen Morawzen als vollkommene preußische Bürger. Unter ihnen war nicht die geringste Sympathie für die tschechische Selbständigkeitsbewegung[10]).

In der tschechischen Presse wird das Hultschiner Ländchen das erstemal im August 1917 gefordert[11]). Die Karte, die Oktober 1918 bei Pariser Verhandlungen über den künftigen tschechoslowakischen Staat als Grundlage gedient hat, sieht auf Kosten Preußisch-Schlesiens folgende tschechisch-deutsche bzw. tschechisch-polnische Grenze vor: Bad Flinsberg—Schreiberhau—Ruhbank—Waldenburg—Wartha—ehemalige österreichisch-deutsche Grenze—Ostgrenze des Kreises Leobschütz—Oder. Somit sollte ein Gebiet von 3500 qkm mit 550 000 preußisch-schlesischen Einwohnern tschechoslowakischer Besitz werden[12]). Tatsächlich hat der Friede von Versailles der Tschechoslowakei nur 316 qkm mit 50 000 preußisch-schlesischen Einwohnern zugesprochen. Offenbar durch obige Karte ermutigt, fordern tschechische Zeitungen in den Umsturztagen des Oktober 1918 ganz Preußisch-Schlesien. Die vom Tschechoslowakischen Nationalrat in Paris herausgegebene Karte schließt an die Tschechoslowakei das vom Deutschen Reich durch die Linie Hotzenplotz—Ratibor—Mitte der Nordgrenze von Teschen-Schlesien abgeschnittene Gebiet an, die bei Larousse in Paris erschienene Karte läßt diese Linie erst bei Jägerndorf die österreichisch-deutsche Grenze verlassen. Herbst 1918 wurde der Aufsatz des Prager Rechtshistorikers Jan Kapras „Pruské Horní Slezsko a náš stát (Preußisch-Oberschlesien und unser Staat)“ als ein auch ins Französische und Englische übersetztes Flugblatt von der Národní Jednota slezská verbreitet und in der Artikelserie „Odcizené části českého státu (Die entfremdeten Teile des tschechischen Staates)“ erschienen der Aufsatz von Kapras „Státoprávní a národnostní poměry Pruského Horního Slezska (Die staatsrechtlichen und Nationalitätenverhältnisse Preußisch-Oberschlesiens)“ und der Aufsatz von Klac „Češi v Pruském Horním Slezksu (Die Tschechen in Preußisch-Oberschlesien)“[13]). Am 27. November will man nur noch diejenigen Gebiete der Kreise Ratibor und Leobschütz annektieren, in denen mährisch gesprochen wird, und zwar im Notfall auch gegen den Willen der dortigen Bevölkerung. Die katholische Geistlichkeit der so näher umschriebenen Landschaft, bei der wegen ihrer zum Teil tschechisch-mährischen Herkunft am allerehesten tschechenfreundliche Gesinnung vorausgesetzt werden darf, protestiert als erste Stelle gegen obige Annektionsabsichten. Allerdings scheint bei ihr nicht so sehr Liebe zu Preußen wie vielmehr Mißfallen gegenüber der tschechischen Abkehrbewegung von Rom maßgebend gewesen zu sein. Die Hultschiner Geistlichkeit erklärt, treu zu bleiben der Kirche, dem Vaterlande, der Muttersprache[14]).

Dezember 1918 wird in Prag die Forderung laut, Preußisch-Oberschlesien bis nach Cosel anzuschließen[15]). Am 20. Dezember erhält der

[9]) Janosch Hermann, Das Hultschiner Ländchen, Ratibor 1930, 19 u. 30 f.
[10]) Kapras.
[11]) Venkov 1935, Nr. 31.
[12]) Leobschützer Volkszeitung 1918, Nr. 295.
[13]) Kapras.
[14]) Leobschützer Volkszeitung 1918, Nr. 273.
[15]) Kapras.

Hultschiner Bürgermeister eine tschechische, angeblich amtliche Zuschrift, in der die Einverleibung von Hultschin und Umgebung in den neuen tschechischen Staat in Aussicht gestellt wird. Eine Pariser Zusage läge schon vor. Dem Bürgermeister werde ein tschechischer Lehrer beigeordnet werden, die Stadt Hultschin erhielte eine Bezirkshauptmannschaft, mehrere höhere Schulen, eine Bergakademie und auch eine Straßenbahn. Von einer militärischen Besetzung sähe man vorläufig ab, doch würde bald eine Ententekommission erscheinen, um die neue Staatszugehörigkeit auszurufen. Folgen dieser Zuschrift sind Proteste bei der deutschen Regierung, die Bitte um zuverlässigen Grenzschutz und die Versicherung, die Bevölkerung wolle bei Deutschland bleiben[16]).

Am 6. Februar 1919 setzen sich die tschechoslowakischen Friedensbevollmächtigten in Paris, Kramář und Beneš, nur für Grenzberichtigungen bei Ratibor und Troppau ein[17]), denn die Berichte fremder, besonders amerikanischer Missionen über die Verhältnisse in Preußisch-Schlesien lauten für die Tschechen wenig günstig[18]). Trotzdem fordert noch am 3. März ein tschechisches Blatt die ganzen Fürstentümer Troppau, Jägerndorf, Ratibor und Oppeln. In Wirklichkeit gäbe es mindestens 100000 preußische Morawzen, die allerdings das Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem übrigen tschechoslowakischen Volk fast ganz verloren hätten[19]). Ende März soll eine tschechische Staatskommission die Kreise Ratibor und Leobschütz bereist haben, um angeblich wirtschaftliche Beziehungen anzubahnen, wahrscheinlich aber um Propaganda zu treiben[20]). Am 3. April richten siebzig preußisch-mährische Gemeinden ein Schreiben an Wilson, in dem sie Selbstbestimmungsrecht und Volksabstimmung fordern[21]). Am 2. Mai trifft in eigenem Auto der amerikanische Kommissar in Troppau, Herr Dubois, in Ratibor ein. Auf dem Landratsamt Besprechung der mährischen Frage. Herr Dubois hört sich alles an und erzählt dann einiges über die Tätigkeit der Friedenskommission: die Herren säßen bei Karten, in die Rassen- und Sprachgrenzen eingezeichnet seien, deren Richtigkeit jedoch nicht immer nachgewiesen werden könne. Trotzdem fasse man Beschlüsse[22]). Ein englischer Berichterstatter schreibt aus Prag, daß Schlesiens Zukunft für die Tschechoslowakei von wesentlicher Bedeutung sei. Die Tschechen hielten sich für Schlesiens Besitz ebenso berechtigt wie die Franzosen für den Elsaß-Lothringens[23]).

Während einer vorübergehenden Entblößung der Grenze wegen Umgruppierung des deutschen Grenzschutzes besetzen am 7. Mai tschechische Soldaten, allerdings nur für einige Stunden, die am Grenzfluß Oppa gelegenen Orte Troplowitz, Schönwiese, Komeise, Bleischwitz und Boblowitz, das von der Grenze 10 Kilometer entfernte Osterwitz und die Stadt Hultschin[24]). Die Prager Regierung hat hernach ihr Bedauern ausgedrückt.

[16]) Leobschützer Volkszeitung 1918, Nr. 292.
[17]) Leobschützer Volkszeitung 1919, Nr. 33.
[18]) Kapras.
[19]) Ebenda Nr. 52.
[20]) Ebenda Nr. 71.
[21]) Ebenda Nr. 77.
[22]) Ebenda Nr. 101.
[23]) Ebenda Nr. 105.
[24]) Ebenda Nr. 105.

Die „Národní Listy" schreiben hierbei, die Posten hätten ohne höheren Befehl die „feindliche" Grenze überschritten[25]).

Am 7. Mai 1919 bekommen die Deutschen zu Paris die Friedensbedingungen zu wissen[26]). Die Kreise Ratibor und Leobschütz werden geteilt durch eine Linie, die etwa 5 km westlich von Leobschütz die alte österreichisch-deutsche Grenze verläßt, Katscher südlich, Kranowitz nördlich liegen läßt und südlich der Eisenbahn Ratibor—Oderberg die Oder erreicht. Die nördlichen Teile fallen an Polen, die südlichen an die Tschechoslowakei. Der nun anhebende Abwehrkampf ist allgemein bekannt. In seiner Wucht und Geschlossenheit steht er einzig da. Anderthalb Millionen Oberschlesier haben Einspruch erhoben, darunter natürlich auch die der Tschechoslowakei zugesprochenen Volksgenossen. Für den zu 86 v. H. deutschen Kreis Leobschütz ist der Friedensspruch einfach unfaßbar. Im mährischen, an die Tschechoslowakei abzutretenden Gebiet des Kreises Ratibor besuchen im April 1919 von 2064 Schulkindern nur 282 den mährischen Religionsunterricht[27]). Die deutsche Friedensdelegation erklärt am 29. Mai, „daß in den abzutretenden Kreisen Leobschütz und Ratibor nur 7,6, bzw. 39,7 v. H. tschechisch-mährische Bevölkerung sich befinde[28])".

Der am 28. Juni 1919 unterzeichnete Friede von Versailles sieht für Oberschlesien eine Abstimmung vor. Einzig und allein dem Südteil des Kreises Ratibor wird die Abstimmung vorenthalten, er soll tschechoslowakisches Hoheitsgebiet werden, ohne Gelegenheit zu politischer Willenskundgebung gehabt zu haben. Der Kreis Leobschütz nimmt zur Gänze an der Abstimmung teil. Nur für den, bekanntlich nicht eingetretenen Fall, daß der Südteil des Kreises durch die aus der Abstimmung sich ergebende deutsch-polnische Grenzziehung den territorialen Zusammenhang mit Deutschland verloren hätte, wäre dieser Südteil an die Tschechoslowakei gefallen[29]). Man hat sich im Falle des Hultschiner Ländchens deswegen über den völkerrechtlich geltenden Grundsatz der Selbstbestimmung hinwegsetzen zu müssen geglaubt, weil man erstens die Hultschiner als vollgültige Tschechen anzusprechen sich berechtigt fühlte, wozu jedoch nur ganz geringe Voraussetzungen gegeben waren, und weil man zweitens bei einem polnischen Abstimmungssieg besonders von englischer Seite dem Vordringen der Polen bis an die Sudeten steuern und bei einem deutschen Abstimmungssieg der Tschechoslowakei im südöstlichen Winkel Schlesiens ein strategisch höchst bedeutsames Glacis sichern wollte[30]). Gleich nach Bekanntwerden der Friedensbestimmungen bildet sich im Hultschiner Ländchen der „Vollzugsausschuß zur Erlangung des Selbstbestimmungsrechts" und drahtet der Kreisausschuß Ratibor durch seinen Vorsitzenden, Fürsten Lichnowsky, an den englischen Staatssekretär Balfour, es möge auch dem Hultschiner Ländchen nachträglich das Recht der Volksabstimmung

[25]) Ebenda Nr. 117.
[26]) Ebenda Nr. 105.
[27]) Ebenda Nr. 131.
[28]) Bollacher Eberhard, Das Hultschiner Ländchen im Versailler Friedensvertrag, Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Rechts- und staatswissenschaftliche Reihe IV (1930), 30.
[29]) Leobschützer Volkszeitung 1919, Nr. 156 u. 168.
[30]) Schellin Gerhard, Das Hultschiner Ländchen, Diss. Königsberg 1933, 11 u. 124; Janosch 18.

gewährt werden[31]). Weiter wendet sich der Kreisausschuß Ratibor am 9. Juli mit Denkschriften an die Reichsregierung[32]) und die alliierten Mächte. In Katscher und Hultschin finden in solchem Ausmaß noch nie dagewesene Kundgebungen statt[33]). Privat vorgenommene Abstimmungen und Sammlungen von Unterschriften haben ergeben, daß das Hultschiner Ländchen zu 94 v. H.[34]) und die mährischen und oberschlesisch-polnischen Gemeinden des Kreises Leobschütz zu 90 v. H. bei Deutschland verbleiben wollen[35]). Ende Juli und im August wendet man sich schriftlich an die Auswärtigen Ämter von Frankreich, England und der Vereinigten Staaten, der Führer der Hultschiner, Dr. Weigel, besucht den französischen Botschafter und die französische Militärmission in Berlin, entschließt sich sogar zu einer Reise zu Clémenceau nach Paris. Aber alles hat nichts geholfen[36]).

Die Tschechen bereiten unterdessen die Besetzung allmählich vor. Man ist sich dessen wohl bewußt, daß im Hultschiner Ländchen die tschechische Sprache fremd geworden ist, daß dem preußischen Mährer die deutsche Sprache näher steht, daß das nicht mehr bestehende tschechische Nationalbewußtsein erst wieder geweckt werden muß. Man warnt deshalb vor einer allzu übereilten Besetzung der Beamtenstellen mit Tschechen[37]). Um schon vor Übernahme des Ländchens mit den preußischen Morawzen Beziehungen anzuknüpfen, werden am tschechischen Ufer der Oppa gegenüber von Deutsch-Krawarn und Hoschütz „Versöhnungsfeste mit den mährischen Brüdern aus Deutschland" veranstaltet[38]). Da aber die Geladenen fernbleiben, beauftragt man am 3. September eine Kommission, tschechoslowakische Kulturarbeit im Ratiborer Gebiet in die Wege zu leiten[39]).

Zur selben Zeit richten Hultschiner Frauen und Mädchen eine Bittschrift an den Papst, ihnen das Verbleiben bei Deutschland zu erwirken[40]). Ja, man versucht sogar mit der Tschechoslowakei selbst zu verhandeln. Nach einer vorherigen Fühlungnahme mit dem tschechoslowakischen Gesandten Dr. Körner in Berlin am 4. September begibt sich eine Hultschiner Abordnung unter Führung von Dr. Weigel nach Prag und wird vom Staatspräsidenten Masaryk, dem Ministerpräsidenten Tusar und dem Außenminister Beneš empfangen. Der Staatspräsident erklärt sich, da die Forderung Hultschins eine ethnographische sei, grundsätzlich gegen jede Abstimmung und an den Friedensvertrag gebunden. Ministerpräsident und Außenminister zeigen wohl volles Verständnis, versprechen loyale Prüfung der Angelegenheit, lehnen aber auch jede konkrete Verhandlung wegen der vertraglichen Bindung der Tschechoslowakei den Alliierten gegenüber ab. Am 16. und 17. September beschließt der „Vollzugsausschuß" trotzdem nochmals in schriftlicher Form der tschechoslowakischen

[31]) Janosch 20 f.
[32]) Ebenda 23.
[33]) Leobschützer Volkszeitung 1919, Nr. 172 f.
[34]) Weigel Reinhold, Die Hultschiner im Kampf um Selbstbestimmungsrecht und Erhaltung des Deutschtums, Deutsche Welt 1926, 230.
[35]) Denkschrift des Kreises Leobschütz (1920), 15.
[36]) Janosch 23 ff.; Bollacher 35.
[37]) Leobschützer Volkszeitung 1919, Nr. 167.
[38]) Ebenda Nr. 200.
[39]) Ebenda Nr. 202.
[40]) Ebenda Nr. 204.

Regierung die Wünsche und Forderungen der Hultschiner zu unterbreiten, an Deutschland festzuhalten und das Selbstbestimmungsrecht zu fordern[41]). Auf obigen Besuch der Hultschiner auf dem Prager Hradschin bezieht sich folgende Anfrage[42]) in der Prager Nationalversammlung vom 19. Dezember: Wann wird das abgetretene preußische Gebiet besetzt? Ist es wahr, daß eine preußische Delegation in Prag darüber verhandelt hat, das Ländchen zurückzukaufen? Ministerpräsident Tusar erwidert, daß von tschechoslowakisch-preußischen Verhandlungen nicht die Rede sein könne. Richtig sei allerdings, daß bei ihm eine Deputation der Hultschiner vorgesprochen und ihn gebeten hat, die Tschechoslowakei möge mit Deutschland Verhandlungen betreffend Grenzberichtigungen beginnen. Weiter habe sie die Hoffnung geäußert, daß vielleicht gewisse Teile des Ländchens bei Deutschland verbleiben und dafür andere Gebiete von Deutschland abgetreten werden könnten. Tusar habe jedoch alles abgelehnt. Die Besetzung könne erst nach Inkrafttreten des Friedensvertrages stattfinden. Hultschiner berufene Stellen[43]) haben sich zu dieser Angelegenheit folgendermaßen geäußert: Tusars Antwort ist unwahr. Die Hultschiner Deputation habe lediglich Tusar und Masaryk gebeten, eine Revision des Friedensvertrages betreffend die Zuerkennung des Selbstbestimmungsrechtes an die Hultschiner zu gestatten. Das Hultschiner Ländchen hofft, die Reichsregierung werde in letzter Stunde durch Vorstellungen bei Entente und Tschechoslowakei die tschechische Besetzung bis zur endgültigen Regelung Oberschlesiens hinausschieben können. Die hierher gehörige Sensationsmeldung einer Krakauer Zeitung[44]), Deutschland habe für Hultschin zwei Milliarden Mark angeboten, die Entente habe jedoch diesen Plan vereitelt, darf wohl damit in Zusammenhang gebracht werden, daß die Tschechoslowakei ihren Kaufschilling, wenn auch nur pro forma, für das Ländchen entrichtet hat. Für dessen Zuweisung sind nämlich zwei Millionen Kronen (242 879 Goldmark) von ihr bezahlt worden[45]).

Am 3. November 1919 richtet die Reichsregierung, offenbar auf Veranlassung des „Vollzugsausschusses", an den Obersten Rat der Alliierten die Bitte, auch den Südteil des Kreises Ratibor in die Abstimmungszone einzubeziehen[46]). Alle deutschfühlenden Hultschiner schließen sich am 14. November zur Wahrung der völkischen und kulturellen Rechte zum „Deutsch-mährischen Volksbund" zusammen, dessen Hauptaufgaben sind: Schutz des Schulwesens, Pflege der Volksbüchereien, Förderung von Jugend-, Turn-, Spiel- und Gesangvereinen. In allen Gemeinden des Ländchens werden Ortsgruppen gegründet[47]). Aber leider, der Oberste Rat hat Hultschins Einbeziehung in die Abstimmungszone nicht genehmigt[48]) und der Friede von Versailles tritt durch die Unterzeichnung des Schlußprotokolls am 10. Januar 1920 in Kraft. Hultschins Schicksal ist besiegelt.

[41]) Janosch 25 ff.; Bollacher 35; Leobschützer Volkszeitung 1919, Nr. 215.
[42]) Leobschützer Volkszeitung 1919, Nr. 294.
[43]) Ebenda 1920, Nr. 6.
[44]) Ebenda Nr. 4.
[45]) Bollacher 35.
[46]) Leobschützer Volkszeitung 1920, Nr. 7.
[47]) Janosch 50.
[48]) Leobschützer Volkszeitung 1920, Nr. 7.

Am 28. Januar nimmt der Kreisausschuß Ratibor Abschied von Hultschin[49]). Am 3. Februar verlassen die deutschen Truppen das Ländchen, am Morgen des 4. Februar 1920 betritt tschechisches Militär rechtmäßig Hultschiner Boden[50]). Ein schönes, fruchtbares, seiner Gestalt nach einem 25 km langen und 12,5 km breiten Rechteck nicht unähnliches Land von 316 qkm mit 50000 Einwohnern in 38 Gemeinden hat aufgehört, ein Teil des Deutschen Reiches zu sein[51]). Und das Verhalten dieser 50000 Volksgenossen seit 1918, während der Besetzung durch das tschechische Militär und unter der tschechischen Oberhoheit beweist zur Genüge, daß es nicht ihr Wille gewesen ist, vom Deutschen Reich getrennt zu werden.

Nach Artikel 83 des Friedensvertrages soll vierzehn Tage nach Inkrafttreten desselben eine Kommission die Grenze an Ort und Stelle festlegen. Die erste, im Januar 1920 ernannte Delimitationskommission, die sich aus je einem Vertreter Englands, Frankreichs, Italiens, Japans, der Tschechoslowakei und Polens zusammensetzte, beendete ihre Arbeiten am 6. Dezember 1920. Als jedoch die oberschlesische Volksabstimmung gegen Polen entschied, war es nötig, die Arbeiten der Delimitationskommission unter Teilnahme eines Vertreters des Deutschen Reiches neu zu regeln. In dieser neuen Kommission, die ihre Tätigkeit am 1. März 1922 begann, die Hauptveränderungen 1922/23 durchführte und ihre Arbeiten 1924 beendete[52]), kommt es zu Meinungsverschiedenheiten wegen der drei, zwischen Kranowitz und Oderberg liegenden Dörfer Sandau, Owschütz und Haatsch, die selbst in der oberschlesischen Abstimmungszone verbleiben wollen, die jedoch von der Tschechoslowakei als Bestandteile des Hultschiner Ländchens gefordert werden. In diesen drei Gemeinden mit geringer deutscher Minderheit wird im Juni 1922 unter tschechisch gesinnten örtlichen Wahlvorständen eine Probeabstimmung veranstaltet, bei der in allen dreien je 99 v. H. der Stimmen auf Deutschland fallen. Dessenungeachtet werden Haatsch 1922 und Sandau 1923 der Tschechoslowakei zugesprochen, nur Owschütz bleibt deutsch[53]).

Das Datum des 4. Februar 1920 tragen Kundmachungen des Staatspräsidenten Masaryk und des Ministerpräsidenten Tusar für das Hultschiner Volk. Der Staatspräsident erwartet von den Hultschinern loyale Befolgung der Entscheidungen der tschechoslowakischen zivilen und militärischen Behörden und verspricht Schutz, Gerechtigkeit und Fürsorge. Der Ministerpräsident weist darauf hin, daß „unter Verkürzung unseres natürlichen und geschichtlichen Rechts nur ein kleiner Teil des schönen Schlesierlandes zurückerstattet wird" und daß „in unserem Staate alle Bürger vollkommen gleichberechtigt und gleichwertig sind, sowohl in politischer als auch in nationaler und religiöser Hinsicht"[54]). — Sofort nach der Besetzung erfolgt die Auflösung sämtlicher Gemeindevertretungen und die Ernennung von, dem bevollmächtigten Kommissar für das Hultschiner Ländchen unterstellten nationaltschechischen Verwaltungskommissären. Am 4. Mai 1920 wird der politische Ausnahmezustand verhängt[55]). Ebenfalls am 4. Mai wird verfügt, daß die Unterrichtssprache in den Schulen des Hultschiner Ländchens die tschechische ist, und die Vorschriften des Reichsvolksschulgesetzes über die Errichtung von Privatschulen werden für das Hultschiner Ländchen außer Kraft gesetzt. Deutsch bleiben nur die Schulen in den sprachlich rein deutschen Gemeinden Thröm und Zauditz. Auf Wunsch der Bevölkerung kann in einzelnen Schulen die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand eingeführt werden[56]).

Zum Schulanfang am 1. September 1920 werden an Stelle der deutschen, nur der preußisch-mährischen Hausprache mächtigen Lehrer landfremde tschechische Lehrer eingesetzt. Der Deutsch-mährische Volksbund protestiert. Er wird aufgehoben[57]). Die Erziehungsberechtigten schicken ihre Kinder nicht in die Schule. Die Eltern lassen ihre Kinder durch deutsche Privatlehrer unterrichten und die öffentlichen tschechischen Schulen beginnen sich zu lichten[58]).

Am 16. Februar 1921 ist Volkszählung in der Tschechoslowakei. Die Hultschiner bekennen sich zur deutschen Nationalität, durch Geldstrafen[59]) und andere mehr oder weniger anfechtbare Mittel wird das deutsche Element im Hultschiner Ländchen auf 19,8 v. H. herabgedrückt. So ist man in der Lage, der deutschen Minderheit in Hultschin die erst bei 20 v. H. in Kraft tretende Minderheitenschutzgesetzgebung zu entziehen, die deutsche Amtssprache rechtmäßig auszurotten, die Sperrung der deutschen Schulen zu rechtfertigen und der Öffentlichkeit ein tschechisches Hultschin zu präsentieren[60]).

Am 16. September 1923 sind Gemeinderatswahlen, und trotz vorgekommener widerrechtlicher Eingriffe verschiedenster Art erfährt durch sie die Volkszählung von 1921 eine gründliche Revision. Überall dort, wo keine unparteiische, unpolitische Liste aufgestellt worden ist, zeitigen die Wahlen im Durchschnitt 55 v. H. deutsche, 34 v. H. tschechische und 11 v. H. sonstige Stimmen. Von den in der Stadt Hultschin zu vergebenden 30 Mandaten erringen die Deutschen 19 Sitze[61]).

Wie schon erwähnt, hat der tschechische Standpunkt im Hultschiner Schulstreit durch das offizielle Volkszählungsergebnis eine wesentliche Stärkung erfahren und man scheut sich nun nicht, den deutschen Privatunterricht zu verbieten. Allerdings erst am 20. April 1927 hat das Oberste Verwaltungsgericht auf die Beschwerde der Eltern hin zu Recht erkannt, daß das Verbot des häuslichen Privatunterrichts wegen Ungesetzlichkeit nicht aufrecht erhalten werden kann[62]). Die Eltern lassen trotz des Verbots die Kinder der ersten Jahrgänge weiter privat unterrichten und versuchen, die älteren Kinder in deutschen Schulen außerhalb des Hultschiner

[49]) Janosch 34.
[50]) Leobschützer Volkszeitung 1920, Nr. 32.
[51]) Schellin 18.
[52]) Kapras.
[53]) Laubert Manfred, Nationalität und Volkswille im preußischen Osten, Breslau 1925, 40 f.; Janosch 40 ff.; Weigel Reinhold, Hultschin, Grenzdeutschland seit Versailles, Berlin 1930, 307 f.
[54]) Janosch 38 ff.
[55]) Janosch 70 und 115; Vollacher 49; Weigel, Grenzdeutschland, 309.
[56]) Janosch 90; Weigel, Grenzdeutschland, 311.
[57]) Janosch 52.
[58]) Ebenda 91 ff.
[59]) Die Einwohner von Deutsch-Krawarn müssen 36 000 Kč bezahlen. Weigel, Deutsche Welt, 230.
[60]) Janosch 53 ff.; Weigel, Grenzdeutschland, 309.
[61]) Janosch 70 ff.; Laubert 41.
[62]) Janosch 103.

Ländchens unterzubringen, um die Schulerziehung nach Möglichkeit zu verbilligen. Der Ortsschulrat in Troppau bewilligt für das Jahr 1924/25 die Aufnahme einer großen Anzahl von Kindern in den ihm unterstehenden deutschen Schulen, aber schon am 3. Januar 1925 hebt der bevollmächtigte Kommissar für Hultschin diese Bewilligung auf und das Schulministerium schließt sich ihm an. Die Eltern mißachten dies Verbot und klagen beim Obersten Verwaltungsgericht, das unterm 31. Januar 1928 die Entscheidungen des Kommissars und Ministeriums als ungesetzlich aufhebt[63]).

Da die Parlamentswahlen vom 15. November 1925 die Stellung der Tschechen insofern noch mehr erschüttern, als die deutschen Parteien sogar 61,6 v. H. aller im Hultschiner Ländchen abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen[64]), kommt der Plan auf, durch Zerschlagung der Einheit des Ländchens den Widerstand der Hultschiner für immer zu brechen. Am 10. Jahrestag der Gründung der Republik, am 28. Oktober 1928, werden die zwölf westlich von der Eisenbahnlinie Deutsch Krawarn-Kranowitz gelegenen Gemeinden vom Hultschiner Ländchen, das seit dem 3. Februar 1927 eine der regelrechten politischen Organisation angeschlossene Bezirkshauptmannschaft bildete[65]), abgetrennt und zum überwiegend tschechischen Bezirk Troppau-Land geschlagen und fünf tschechische Gemeinden am rechten Ufer der Oppa südlich von der Stadt Hultschin dem Ländchen einverleibt[66]).

Die zum 27. Oktober 1929 ausgeschriebenen Parlamentswahlen bringen den deutschen Parteien im neuen Bezirk Hultschin immerhin noch 56 v. H. aller Stimmen, die verwaltungspolitische Maßnahme von 1928 hat also keineswegs ein deutschfreundliches Bekenntnis des Hultschiner Ländchens zu vereiteln vermocht[67]).

Seit das Oberste Verwaltungsgericht gesprochen hat, kann weder der Besuch deutscher Schulen außerhalb des Hultschiner Ländchens noch der private Hausunterricht verboten werden; letzterer allerdings nur dann, wenn er nicht gemeinsam erteilt wird, sondern in kleinen Gruppen. Dies erfordert große Geschicklichkeit und Aufopferung von den Lehrern und verursacht den Erziehungsberechtigten namhafte Auslagen. Um die Not zu lindern, die so viele Hultschiner betroffen hat, sind die sudetendeutschen Parlamentarier zusammengetreten und haben den „Parlamentarischen Schulverein" gegründet, der etwa 30 deutsche Privatlehrer ins Ländchen entsendet[68]). Wie eine tschechische Zeitung[69]) meldet, hat der „deutsche Parlaments-Schulausschuß" im Juni 1934 die Unterhaltung des deutschen Privatunterrichts im Ländchen eingestellt. Dies bedeute das Ende der Germanisierung von etwa 1700 Kindern Hultschiner Morawzen, die häufig selbst nicht deutsch könnten und durch den Einfluß politischer Agitation ihren Nachwuchs der künstlichen Entnationalisierung überließen. Daß aber der deutsche Privatunterricht doch noch weiterbesteht, entnehmen wir einer

[63]) Ebenda 104 f.
[64]) Weigel, Grenzdeutschland, 310.
[65]) Kapras.
[66]) Janosch 87; Bollacher 112.
[67]) Janosch 86.
[68]) Ebenda 116.
[69]) Lidové Noviny 1934, Nr. 317.

anderen tschechischen Zeitungsmeldung[70]). Nach ihr sind im Schuljahr 1934/35 im politischen Bezirk Hultschin, also ohne die zwölf zu Troppau-Land gehörigen Gemeinden, im deutschen Privatunterricht 417 Kinder eingeschrieben, voriges Jahr 633. Deutsche Schulen in Troppau, Oderberg und Oderfurt bei Mährisch-Ostrau besuchen 531 Kinder. Die Zahl der deutschen Unterricht genießenden Kinder sei in stetem Sinken begriffen, und in letzter Zeit sei von kompetenten Stellen erklärt worden, daß im Hultschiner Ländchen keine deutschen Schulen errichtet werden. Diese beiden Feststellungen lassen leider nicht zuversichtlich in die Zukunft blicken, trotzdem liegt angesichts der bisherigen standhaften Haltung der Hultschiner kein Grund vor, diese für das Deutschtum so bedeutsame Position schon jetzt aufzugeben.

[70]) Národní Listy Večerník 1934, Nr. 298.

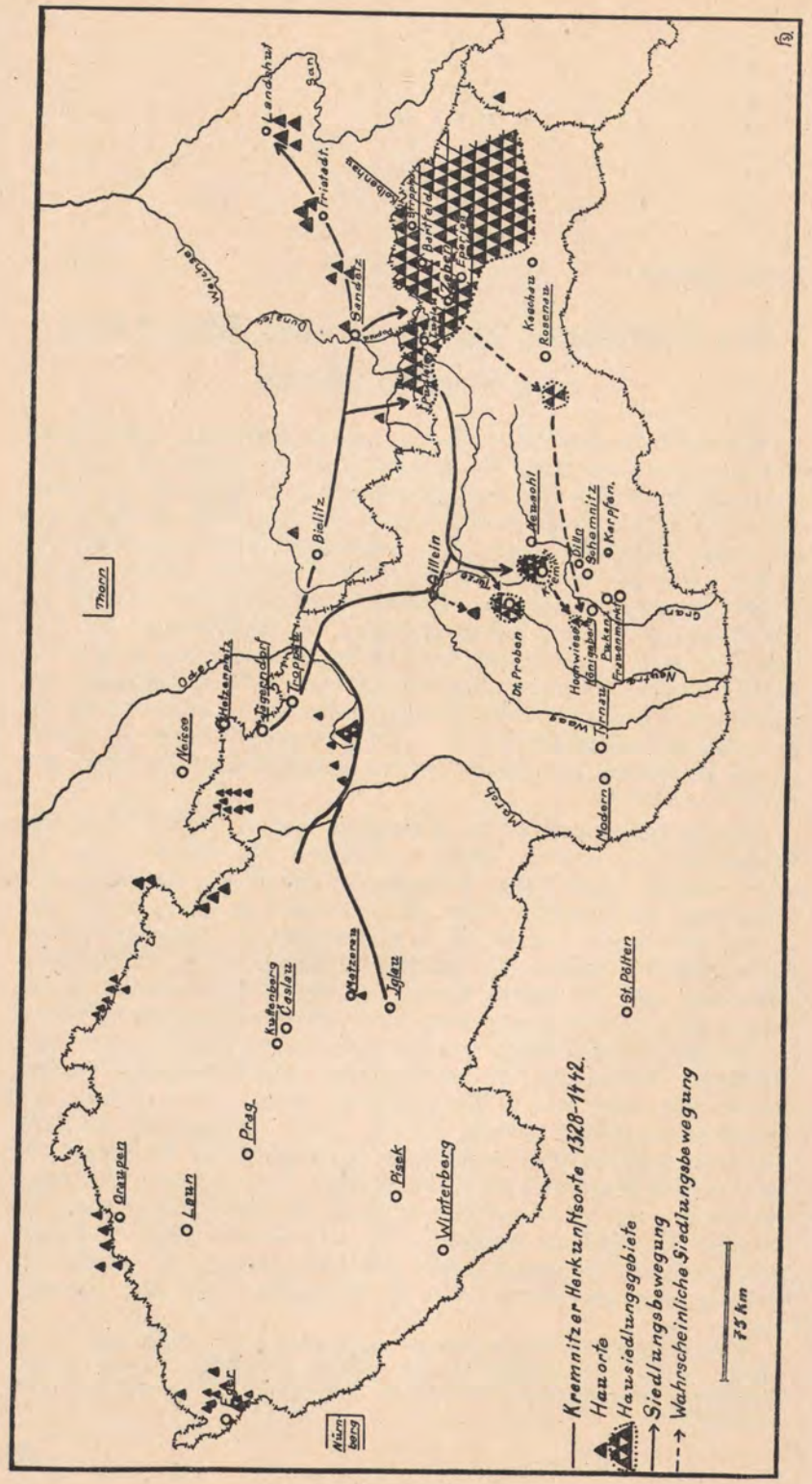
Josef Hanika:

Die Entstehung der Kremnitzer Sprachinsel und ihrer Mundart

Die deutsche Besiedlung der Sudeten und ihres nördlichen und südlichen Vorlandes kam, nach ihrer Blütezeit in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, am Beginn des 14. Jahrhunderts zum Stillstand. In Nordmähren erfolgen z. B. in jener Zeit nur noch ganz selten Neusiedlungen und einige Wiederbelebungen. Der unbesiedelte, ackerfähige Waldboden ist hier selten und damit kostbarer geworden. Darum werden auch die Begünstigungen, die man den Rodungssiedlern gewährte, um sie zur Ansiedlung zu bewegen, immer geringer. Die Ausstattungen der Erbrichtereien werden sehr mager, die Frist der Steuerfreiheit wird immer kürzer bemessen. Es werden im Gegenteil bereits Verpflichtungen auferlegt, von denen der deutsche Rodungssiedler bisher verschont war. So hören wir in Nordmähren im Jahre 1301 zum ersten Male von Ackerrobot, zu der die Bauern von Kunzendorf bei Fulneck viermal im Jahre verpflichtet wurden[1]).

Der Ausgangspunkt für die Besiedlung war an vielen Stellen der Edelmetallsegen gewesen. Schon in Schlesien war Goldberg eine der ersten Städte. Gold- bezw. Silberbergbau ist für die Umgebung von Jägerndorf, im Altstädter Kessel, in Zuckmantel, in Bärn, in der Umgebung von Bautsch und Liebau in Nordmähren, im Bennischer Gebiet bezeugt und lockt schon im 13. Jahrhundert Siedler herbei. Während das Siedelwerk noch im vollem Gange war, war das Grundwort für die Namen der neuen Orte vorwiegend „-dorf" gewesen. In ungünstiger Lage war der Wald stehen geblieben, in dem dann nach Abschluß der eigentlichen Besiedlung stellenweise ein nachträglicher Siedlungsausbau erfolgen konnte. Für diese jüngere Rodungsschicht wurde in den Sudeten das Ortsnamengrundwort „—hau" beliebt. „Hau" ist eigentlich ein forsttechnischer Ausdruck und bezeichnet eine Hiebabteilung im Walde. Er dient auch als Grundwort zur topographischen Benennung von Waldrieden und Bergen und in dieser Bedeutung ist die Bezeichnung „Hau" im deutschen Mittelgebirge verbreitet. Von der mitteldeutschen Siedlungsbewegung wurde sie immer weiter nach Osten getragen, so daß ihr Verbreitungsgebiet vom Rhein bis in die Karpathen reicht. Der Übergang

[1]) Quellenangaben und eingehende Untersuchung der Einzelfragen in der Schrift: Josef Hanika, Ostmitteldeutsch-bayrische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet. Münster i. W. 1933, deren Ergebnisse hier zusammengefaßt werden.



zum Ortsnamen ist auf diesem Verbreitungsgebiet überall und zu allen Zeiten möglich. Wenn eben innerhalb einer schon besiedelten Landschaft im Walde, der in ungünstigerer Lage stehen geblieben ist, ein Hau gerodet und besiedelt wird, kann der neue Ort nach dem Hau benannt werden. In diesem Sinne haben wir z. B. die Hauorte im Egerlande und Erzgebirge aufzufassen. In den sudetenschlesischen Gebieten aber wurde am Beginn des 14. Jahrhunderts die Ortsnamenbildung: Name des Lokators und ersten Erbrichters (im Genetiv) + Hau für die nachträgliche Ausbausiedlung allgemein üblich. Der heutige Bestand an Ortsnamen in diesem Gebiet würde diese Behauptung allerdings kaum rechtfertigen. Diese nachträgliche Ausbautätigkeit konnte hier an und für sich nur eine geringe sein, da ja schon die große vorhergehende Siedlungsbewegung Waldrodungssiedlung war. Dann scheinen manche der alten Haunamen untergegangen zu sein. So gehörte im Jahre 1359 zur Herrschaft Hochwald am Südostrand des Niederen Gesenkes ein Leibenhau, das heute nicht mehr besteht. Ein weiterer Verlust an alten Haunamen erfolgte dadurch, daß sie in die Gruppe der —au-Namen übergingen. Diese Gruppe der —au-Namen ist älter und zahlreicher als die —hau-Gruppe und hat in unseren Ländern durch Eindeutschung slawischer Ortsnamen auf —ov eine massenhafte Verstärkung erfahren. Der Ortsname Nitschenau bei Wigstadtl in Schlesien wird mundartlich Nitschnhā gesprochen und bietet so ein Beispiel dafür, wie ursprüngliche —hau-Namen in der Schrift und Schriftsprache zu —au-Namen werden, während die mundartliche Aussprache die richtige alte Form widerspiegelt. Solche Übergänge fanden schon in sehr alter Zeit statt. So wird das heutige nordmährische Bernhau, mundartlich Bernhā, im Jahre 1394 als Bernau geschrieben. Während in der Schrift die ursprünglichen Namen auf –au (–ouwe), slavisch –ov, und solche auf –hau in ihrer Schreibung auf –au heute sehr einheitlich aussehen, werden sie in der mundartlichen Aussprache deutlich unterschieden, so daß wir auf Grund der mundartlichen Aussprache die Haunamen in den Sudeten vermehren können. Dies gilt z. B. von einer auffallenden Ortsnamengruppe, die wir mit dem genannten Bernhau, Nitschenhau und Leibenhau als Schmiedshau, Geppertshau, Rudeltshau, Siegertshau für die mittelalterliche Hausiedlung in den Sudeten in Anspruch nehmen können.

Diese Siedlungstätigkeit konnte hier aber den Bevölkerungsüberschuß nicht mehr unterbringen. So greift die Bewegung weiter nach Osten, über die in jener Zeit schon besiedelte Bielitzer Sprachinsel weiter nach Galizien und über die bereits ebenfalls älter besiedelte Zipser Sprachinsel hinaus in die Karpathenländer hinein. Die in der sudetenschlesischen Zwischenheimat eben beliebt gewordene Ortsnamenbildung auf –hau aber wird für diese Bewegung geradezu zum Kennzeichen in einem ähnlichen Sinn wie für andere Siedlungsbewegungen z. B. die Rodungsnamen –schlag, –reut, –grün, –rode u. a., so daß man sie zusammenfassend als „schlesische Hausiedlungsbewegung“ bezeichnen kann. Neben den Haunamen ist für diese Bewegung weiter bezeichnend, daß zuerst deutsche Städtchen entstehen, deren Bürger sich in der Umgebung als Lokatoren der Haudörfer betätigen und die Erbrichter stellen. Die Bewegungsrichtung aber zeigt bereits der bisher älteste Beleg für einen solchen Hauort an. Im Jahre 1317 verleiht Wladislaus, Herzog von Auschwitz, seinem getreuen Hanco von Prandocyn um dessen treuer Dienste willen zu Lehenrecht die Hälfte seines Dorfes

Schygod oder Schottenhow am Flusse Othusca, 50 fränkische Hufen, nachdem derselbe die andere Hälfte, welche einst des Ausstellers Vater, Herzog Meschca von Teschen mit des Ausstellers Zustimmung dem Schotto Magnus verliehen, von diesem zu erblichem Besitz erkauft hatte. Dieses Schottenhau, benannt eben nach jenem Schotto Magnus, ist das heutige Żygodowice, Bezirk Wadowice, zwischen Bielitz und Krakau.

Die Kerntruppe dieses schlesischen Hausiedlervormarsches nimmt dann die Gegend am mittleren Dunajec in Arbeit, dringt von hier aus das Dunajec- und Popradtal aufwärts in die Karpathen ein und breitet sich hier in den östlichen Komitaten aus. Der äußerste linke Flügel stößt in Galizien bis in die Gegend des mittleren San vor, der äußerste rechte Flügel aber besiedelt die Kremnitz—Deutsch-Probener Sprachinsel. Das Hauptgebiet dieses östlichen Hausiedlungsbereiches wird im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts besiedelt, die Kremnitz—Deutsch-Probener Sprachinsel entsteht im wesentlichen im zweiten Drittel, die Ausklänge dieser Bewegung aber reichen in Galizien und in den Karpathen noch tief ins 15. Jahrhundert hinein. Ein Netz von deutschen Städtchen bildet die Ansatzpunkte für diese Siedlungstätigkeit. In Galizien sind vor allem Neumarkt (Nowy Targ), Sandetz, Fristadt und Landshut zu nennen, in der Ostslowakei Pudlein, Lublau, Siebenlinden, Zeben, Bartfeld, Stropko, Eperies (Prešov) und in der Westslowakei Kremnitz und Deutsch-Proben. Der volle Verbreitungsumfang des Haunamens, namentlich in Galizien, ist schwer festzustellen. Denn in den offiziellen Urkunden wird hier in diesen Namen das deutsche –hau (–how) durch das slawische Suffix –ow, –owa ersetzt, wie das Nebeneinander der Formen Helwygeshow: Albigowa, Markenhow: Markowa, Henselshow: Handzlowka, Schuffnerhaw: Szufnarowa und wahrscheinlich Krausenhau: Krauszow zeigen. Man kann also mit Recht vermuten, daß im Bereiche der galizischen Hausiedlung Orte mit solchen von deutschen Personennamen abgeleiteten Ortsnamen ursprüngliche Hauorte sind wie z. B. Wojtowa, Harklowa, Binarowa, Friczowa, Librantowa, Limanowa, Wolfowa, Tylmanowa u. a. Dem galizischen Wojtowa entspricht ein Fotyzhaw = Voitshau in der Ostslowakei und dem Friczowa ebenso ein Fritschhau.[2])

Besser steht es mit der Erschließung der ursprünglichen Haunamen in den ungarischen Komitaten. In den urkundlichen Quellen der dortigen deutschen Städtchen werden diese Namen durchwegs in deutscher Form geschrieben, von den königlichen Notaren aber wurden sie frühzeitig madjarisiert, indem man das deutsche Hau wörtlich mit vágás übersetzte (von vág = schneiden, hacken, hauen) und in der Zusammensetzung mit dem Personennamen durch ein besitzanzeigendes Suffix –a das ausdrückte, was im Deutschen der Genetiv des Personennamens bedeutet: Petershau = Petervágása. Auf Grund dieser Namenbildung kann man an die hundert Orte feststellen, die im Zuge der Hausiedlung von deutschen Lokatoren in der Ostslowakei angelegt wurden. Wie in Galizien ist auch hier heute keiner dieser Orte mehr deutsch, die in der Zips im Gegensatz zu den schon früher durch eine andere Bewegung besiedelten, heute noch deutschen Dörfern die Waldhufenform anwenden. Es müßte hier also

[2]) Inzwischen sind diese Haunamenbelege aus Galizien durch Lück, Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens, Plauen 1934, vermehrt worden.

untersucht werden, in welchem Umfang die deutschen Lokatoren noch deutsche und wie weit sie vielleicht schon slawische Siedler verwendet haben.

Heute noch deutsch aber ist der größte Teil der Hauorte in der Umgebung von Kremnitz und Deutsch-Proben. Die Besiedlung stand hier in unmittelbarem Zusammenhang mit der Eröffnung des Goldbergbaues. Im Zuge des Ausbaues des deutschen Bergwesens im karpathischen Erzgebirge wird am Anfang des 14. Jahrhunderts der Goldsegen am Kremnicabach entdeckt. Die Entstehung von Kremnitz fügt sich in die wirtschafts- und finanzpolitischen Pläne des Ungarnkönigs Karl Robert ein, die neue Goldbergstadt wird zugleich als Sitz der nach böhmischem (Kuttenberger) Muster einzurichtenden Münze ausersehen und erhält in diesem Zusammenhang im Jahre 1328 das Recht der Berg- und Münzstadt Kuttenberg in Böhmen. In der Mitte der 1330er Jahre erfolgte die Gründung des Städtchens Deutsch-Proben im obersten Neutratal, ebenfalls auf Grundlage des Goldvorkommens in jener Gegend.

Die Bevölkerung des neugegründeten Kremnitz setzt sich zunächst aus Unternehmern und Bergleuten aus den bereits bestehenden benachbarten Bergstädten (Schemnitz, Diln, Pukanz, Neusohl) und den aus Kuttenberg berufenen Münzern und Prägern zusammen. Von Anfang an kommen aber auch aus anderen deutschen Orten in den Karpathen (z. B. Zips, Ostslowakei, Tyrnau, Modern), aus den Sudetenländern, namentlich den mährisch-schlesischen Gebieten, aber auch aus den Alpenländern Bürger herbei.

Kremnitz war mitten in den Waldgürtel zu beiden Seiten der Wasserscheiden zwischen Turz, Neutra und Gran hineingesetzt, Deutsch-Proben war an dessen Rand im obersten Winkel des Neutratales entstanden. Die beiden Städtchen werden die Ausgangspunkte für die Anlegung von Rodungssiedlungen in den Waldtälern. Diese Siedlungstätigkeit setzt unmittelbar nach der Stadtgründung ein und dauert mit ihren Ausläufern ins 15. Jahrhundert hinein an. Die Unternehmer in diesem Siedlungswerk, die Lokatoren und Erbrichter, sind Bürger der beiden Städtchen.

Schon im dritten Jahre nach der Ausstellung der Gründungsurkunde für Kremnitz sitzt im Rate dieser Stadt ein Bürger Martinus aus Sandec, also aus dem Kerngebiet der östlichen Hausiedlung, und später werden weitere Zuwanderer aus den östlichen Komitaten, sowie aus dem sudetischen Siedlungsbereich als Kremnitzer Bürger genannt, die also Erfahrungen auf dem Gebiete dieser Rodungssiedlung mitbrachten und die Bewegung auch hierher übertrugen. Sie leiteten einen Teil der in Bewegung geratenen Siedlergruppen in die neuentstehende Sprachinsel und mit den Siedlern brachten sie auch die Haunamen, die Seifennamen, die Siedlungsform des Waldhufendorfes, die Rechtseinrichtungen nach Magdeburger Art und die Grundlage der Mundart.

Betrachtet man die Bodenverhältnisse der Siedlungslandschaft, so ergibt sich sehr eindringlich, daß ihr in den meisten Dörfern rein bäuerliche Lebensbedingungen nie abzugewinnen waren. Die Siedler waren von vornherein auf die Arbeitsmöglichkeiten angewiesen, die der Bergbau und die mit ihm in Verbindung stehenden vielfältigen Neben- und Hilfsgewerbe bieten. Den Waldbürgern aber mußte es ebensosehr darum zu tun sein, durch die Besiedlung ein Hinterland mit einer arbeitstüchtigen und sachkundigen Bevölkerung zu erlangen, und die war zunächst außer in den

karpathischen vor allem in den mährisch-schlesischen Bergbaugebieten zu finden und am nächsten erreichbar. Die Auswanderungsbewegung aus diesen Gebieten und die Siedlungstätigkeit in den Karpathen war noch in Fluß, die von Seiten der Grundherren gewährten Freiheiten und rechtlichen Bedingungen im neuen Siedlungsgebiet waren sehr reichlich bemessen, wieder so wie einst in den mährisch-schlesischen Gebieten zur Zeit der Großväter.

Bei einigen der Orte wird ausdrücklich das Recht von Sillein verliehen. Sillein selbst hat Teschener Recht und diese einst deutsche Stadt Sillein bildete rechtlich das Bindeglied zwischen Nordmährenschlesien und der Kremnitzer Sprachinsel. Sie leitete aber auch die Siedlungsbewegung über den Jablunkapaß in die Karpathentäler hinein. Denn auch ihre Bürger betätigten sich in der Umgebung als Lokatoren und legten Rodungssiedlungen an. Doch ist das Deutschtum hier ebenso wie in den östlichen Komitaten untergegangen. Auch hier im Trentschiner Komitat muß durch Einzeluntersuchung erst mehr Licht in diesen Teilabschnitt der deutschen Siedlungsgeschichte in den Karpathen gebracht werden[3]).

Durch die Siedlungstätigkeit im Kremnitzer, Deutsch-Probener und Hochwieser Gebiet entstanden etwa 35 deutsche Ortschaften (zur Festsetzung der genauen Zahl müßte bei dem einen oder anderen der Dörfer dieses Gebietes noch untersucht werden, ob sie einst deutsch waren). Heute sind davon noch 23 Dörfer deutsch. Während das eine oder andere Dorf seinen deutschen Charakter schon frühzeitig, möglicherweise schon zur Hussitenzeit einbüßte, wurden einige erst im Laufe des 19. Jahrhunderts slowakisch.

Von den Ortsnamen sind hier noch fünf auf –dorf gebildet. Davon ist nur mehr Bettelsdorf deutsch, die anderen sind slowakisch geworden. Auf –hau sind 13 Ortsnamen gebildet, davon bezeichnen neun Namen heute noch deutsche Orte.

Die Sprachinsel war im Ausstrahlungsbereich des bajuwarischen Stammes entstanden, dessen Einflüsse von Anfang an stetig die nach Süden geöffneten Täler der Gran und Neutra aufwärts dringen und im besonderen aus den alpenländischen Bergbaugebieten in die westkarpathischen Bergstädte gerichtet sind. Die Wasserscheiden zwischen Gran-Neutra auf der einen und Turz auf der anderen Seite, zu deren beiden Seiten die Sprachinsel entstand, liegen in der Grenzzone des schlesischen und bajuwarischen Raumes, in der sich die Einflüsse beider Stämme überschichten, durchdringen und mischen. Wenn wir die Städte Eger und Kaschau durch eine Luftlinie verbinden, so erhalten wir für die Sudetenländer und die Slowakei schematisch die bajuwarisch-ostmitteldeutsche Grenzzone. In den deutschen Gebieten und Sprachinseln, die diese Zone bilden, überschneiden sich bajuwarische und ostmitteldeutsche Sprachlinien, treten Mischungen der beiderseitigen sprachlichen Elemente ein. So ist auch die Kremnitz—Deutsch-Probener Sprachinsel ein solches ostmitteldeutsch-bayrisches Mischgebiet.

Nach den vorangegangenen siedlungsgeschichtlichen Ausführungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Grundlage unserer Sprachinselmundart eine schlesische ist, daß die Grundelemente dieser Mundart aus dem nordmährisch-schlesischen Gebiet stammen, die auf dem Boden unserer Sprachinsel in noch stärkerem Maße mit bayrischem Sprachgut durchdrungen werden, als sie es in einem Teil des Heimatsgebietes vielleicht schon waren.

Die vergleichende Untersuchung der Mundart bestätigt diese von der siedlungs- und wirtschaftsgeschichtlichen, namenkundlichen und rechtsgeschichtlichen Betrachtung gebotenen Voraussetzungen. Wolf von Unwerth hat in seinem Buche „Die schlesische Mundart", Seite 4, einige Lauterscheinungen zusammengestellt, in deren gemeinsamem Auftreten sich die Zugehörigkeit einer Mundart zum schlesischen Dialekt kundgibt. Alle diese Merkmale nun treffen für alle Orte unserer Sprachinsel zu, deren Mundart damit ihrer Herkunft nach unzweifelhaft im gesamtschlesischen Raum verankert ist. Die Untersuchungen der altschlesischen Denkmäler führten zu dem Ergebnis, daß um 1300, also zu der Zeit, für die wir den Beginn der schlesischen Hausiedlungsbewegung erschlossen haben, die gesamtschlesischen Eigentümlichkeiten bereits ausgebildet erscheinen (Jungandreas, E. Schwarz). Die nach Osten ziehenden Hausiedler nahmen also bereits eine neuentstandene schlesische Mundart mit. Die Besiedlung der Zips war schon vor dieser Bewegung erfolgt, die Zipser Mundart zeigt auch nicht durchgängig die gesamtschlesischen Merkmale. Dagegen weist dort die Mundart des Dorfes Hobgart diese Merkmale auf. Dieser Ort wurde 1315 auf den Gütern von Lublau angelegt, fällt also örtlich und zeitlich in den Bereich der schlesischen Hausiedlungsbewegung, wozu die Mundart stimmt. Hobgart erscheint so als der einzige Überrest dieser schlesischen Siedlungsbewegung hier in den östlichen Komitaten. Unsere Sprachinselmundart aber weist in einer Reihe entscheidender sprachlicher Erscheinungen eine engere Verwandtschaft mit der Mundart in Nordmähren, im Schönhengstgau, im nördlichen Teil der Iglauer Sprachinsel und in der Bielitzer Sprachinselgruppe auf.

Zu dieser schlesischen (südschlesischen) Grundlage kommt nun als zweite Komponente in der Entstehung der heutigen Sprachinselmundart die Durchdringung mit bayrischem Sprachgut. Dieses bayrische Sprachgut ist sehr altertümlichen Charakters und mag in einzelne Orte, namentlich in die engere Kremnitzer Gruppe, bereits aus den ostmitteldeutsch-bayrischen Mischgebieten im mährischen Herkunftsbereich mitgebracht worden sein. Zum Teil aber haben wir, zumindest für Kremnitz und seine nächste Umgebung wie Johannisberg mit einer Zuwanderung alpenländischer Bergleute, namentlich aus den Gebieten des alpenländischen Goldbergbaues (besonders Kärnten) zu rechnen, vielleicht auch mit der Zuwanderung von Holzarbeitern. Zu alledem kommt ein stetig wachsender bayrisch-österreichischer Einfluß von Süden herauf im Sinne einer Kulturströmung, besonders seit der Bergbau von Wien aus verwaltet wurde. Als der Ungarnkönig Ludwig den Silleinern befahl, von dem „ausländischen" Teschener Rechte abzulassen und sich in seinem Königreiche das Recht einer beliebigen Stadt auszusuchen, nahmen sie 1379 das Recht von Karpfen an. Daraufhin hört in unserer Sprachinsel die Verleihung Silleiner Rechtes auf, die noch entstehenden Dörfer werden auf Karpfener Recht verwiesen. Damit ist der Jablunkapaß für den Rechtszug in die schlesische Heimat gesperrt, das Antlitz der Sprachinsel wird nach Süden gewendet, denn

[3]) Richard Zeisel teilt mir nachträglich mit, daß das slow. Vačkov im Rajecer Tal, das bei Sillein mündet, in der Probener Mundart als Wotschnhä bezeichnet wird.

Karpfen ist der Vorposten süddeutschen Rechtes in den Westkarpathen. In den Rechtseinrichtungen der Sprachinseldörfer aber bleibt die alte schlesische Grundlage trotzdem bestehen, ebenso wie in der Mundart.

Untersucht man die Mundart der einzelnen Orte auf diese bajuwarische Beimischung hin, so zeigt sich, daß sie nicht in allen Orten gleich stark ist. Wählt man einige der auffallendsten bayrischen Erscheinungen aus und zeichnet das Verbreitungsgebiet in die Karte der Sprachinsel ein, so erhält man ein anschauliches Bild, wie diese einzelnen Erscheinungen wellenartig verschieden weit vorgedrungen sind. Die Sprachinselmundart läßt sich nach dem größeren oder geringeren Gehalt an diesem auf Sprachinselboden vordringenden bayrischen Sprachgute in Zonen einteilen. Die Stadt Kremnitz mit den sie unmittelbar umgebenden Dörfern, die bis auf Deutsch-Litta auf dem der Stadt bei der Gründung verliehenen Waldgebiet angelegt wurden und sich durch ihren Reichtum an Zwielauten von den übrigen monophthongischen Orten scharf abheben, zeigen die stärkste bayrische Beimischung in lautlicher und lexikalischer Hinsicht. Die nächste Zone bilden die Orte Oberstuben, Glaserhau, Krickerhau, Neuhau, Drechslerhau (dazu gehören nach diesem Gesichtspunkt auch Hochwies und Pila), die sich um den eben erwähnten inneren Kern der Kremnitzer Gruppe von außen her, durch Wald und Höhenzüge getrennt, als monophthongischer Ring legen. Sie wurden dreißig bis sechzig Jahre später gegründet als die inneren Dörfer.

Wiederum geringer ist das Vordringen bayrischen Sprachgutes in der Deutsch-Probener Gruppe, in der man sehr schön das Schwächerwerden dieses bayrischen Einflusses und das schließliche Verebben der bayrischen Wellen beobachten kann, die sich der Reihe nach in den Dörfern Wenischhau, Hedwig, Gaidel und Bries verlaufen. Münnichwies aber in seiner vollkommen abgeschiedenen Lage hoch oben im Gebirgstal des Vricabaches wird von keiner dieser bayrischen Wellen mehr erreicht und hat so heute noch eine rein (süd)schlesische Mundart bewahrt. Diese eben genannten Orte bilden also für unsere Sprachinselgruppe das Rückzugsgebiet ostmitteldeutsch-schlesischer Lauterscheinungen. Nebenbei sei noch der innigsten Zusammengehörigkeit unserer monophthongischen Gruppe mit der Mundart im Bergbaugebiet der Zipser Gründe gedacht.

Die Untersuchung der Diphthongierung in unserer inneren Kremnitzer Gruppe aber führt auf eines der wichtigsten Probleme der Mischmundarten, dem in der eingangs erwähnten Schrift ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Es wird dort die Möglichkeit der Diphthongierung durch Artikulationsmischung auseinandergesetzt. Wo ē/ō Sprecher mit ī/ū Sprechern zusammentreffen, kann das Ausgleichsergebnis der Zwielaut sein: ei/ou (der Typus ęu statt ou erklärt sich in einzelnen Gebieten daraus, daß ō Palatovelarlaut war). Mit Frings gesprochen haben diese Zwielaute dann den Sinn von Nahtstellen. Für meine nordbayrische Heimatmundart bin ich überzeugt, daß ihre Zwielaute von diesem Typus das Ergebnis altbayrisch-mitteldeutscher Artikulationsmischung sind. Für jede andere unserer Mundarten mit diesen Zwielauten in den ē/ō Reihen muß diese Frage nach der Entstehungsursache der Diphthongierung gestellt werden. Die Beantwortung dieser Frage wird sich freilich, je öfter sich der Mischungsvorgang auf dem Wege nach Osten, besonders in den Sprachinseln, wiederholt, um so schwieriger gestalten. Für die Kremnitzer Zwielaut-Mundart

glauben wir annehmen zu können, daß das mundartliche Material, das sie im besonderen aufbaut, zu einem ausschlaggebenden Teile aus dem Schönhengst und dem nördlichen Teil der Iglauer Sprachinsel stammt und sich in unserer Sprachinsel zu einer neuen Sonderprägung entwickelte, wobei die Zahl die Zwielaute dem Schönhengst als auch der nördlichen Iglauer Sprachinsel gegenüber vermehrt wurde. Für diese Sprachinsel nun, namentlich für die Iglauer, bildet die Frage des Alters und der Entstehungsart ihrer Zwielaute (für die ou des Hauptgebietes und die ęu des nördlichen Zipfels gesondert) eine wichtige Vorfrage für die Lösung der dortigen Herkunftsfrage.

Anmerkung.

Während des Druckes dieses Beitrages konnte ich noch in das eben erschienene Buch von E. Schwarz, Sudetendeutsche Sprachräume, München 1935, Einsicht nehmen. Schwarz läßt zwar den nördlichen Teil der Iglauer Sprachinsel und den östlichen Bereich der schlesischen Hausiedlung als Herkunftsgebiete für die Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel gelten, schaltet aber den schönhengster und nordmährischen Herkunftsbereich und damit den Jablunkapaß als Wanderweg für die schlesischen Elemente unserer Sprachinsel sehr entschieden aus. Als Begründung führt er an, die Bewahrung des mhd. *a* in der schlesischen Art sei im Schönhengst und in Nordmähren nicht vorhanden. In unserer Sprachinsel ist die Verdumpfung des *a* in einem Teil der Kremnitzer sowie auch der Probener Sprachinsel eingetreten, die darin also mit dem Schönhengst und dem mittleren Nordmähren, wo ebenfalls Verdumpfung in allen Stellungen eingetreten ist, übereinstimmen. In den Randdörfern der Kremnitzer und Probener Sprachinsel ist das *a* vor *n* + Verschlußlaut, *l* + Dentalverschluß und vor Velar erhalten. In der letzteren Stellung ist aber bei Dehnung durchwegs Verdumpfung eingetreten und diese Verdumpfung dringt auch bei erhaltener Kürze vor Velar in einer Gruppe von Worten (Nacht, Flachs, wachsen) bereits durch. Diese Verhältnisse stimmen also mit der ganz ähnlichen Regelung im Kuhländchen überein. Im Altstädter Kessel und im Teßtal ist das *a* vor Velar in allen Stellungen verdumpft, dagegen in den Stellungen *Hand*, *kalt* erhalten. Das Schildberger Ländchen aber zeigt wiederum Erhaltung in allen Stellungen. Die Regelung dieser Verhältnisse in der Kremnitzer und Probener Sprachinsel weicht also von der östlichen Hausiedlung (siehe Hogbart) ab, fügt sich aber organisch in die Staffelung dieser Lautentsprechungen und die daraus ersichtlichen Entwicklungstendenzen in Nordmähren, auch in den Gebieten ehemaligen Goldbergbaues wie dem Altstädter Kessel, organisch ein. Bezüglich einiger anderer Punkte und der Stichhaltigkeit der Gründe ist hier nicht mehr Gelegenheit zur Auseinandersetzung.

Friedrich Repp:

Die Zipser Schlesier und ihre Sprache

Die Entstehung des deutschen Sprachgebietes, das sich im Popper- (Poprad) und Kunderttale (Hernadtal) ausbreitet und als die Zips bezeichnet wird, dürfen wir von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis etwa in die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts ansetzen, also in eine Zeit, die für die Ostsiedlung von außerordentlicher Bedeutung ist[1]). Vom sprachgeschichtlichen Gesichtspunkte gesehen fällt die Besiedlung in die Zeit der Ausbildung unserer heutigen Hauptmundarten. Über Einzelheiten der Zipser Siedlungsgeschichte wollen wir nicht sprechen, sondern unser Augenmerk in erster Reihe auf die Beziehungen der Zips zu Schlesien richten, das als nächste Landschaft des geschlossenen deutschen Siedlungsgebietes von großer Bedeutung für die Ostlandschaften werden mußte. Die quellenkundliche Überlieferung der Besiedlung der Zips ist lückenhaft. Nach einem Strohhalm gewissermaßen greift da der Geschichtsforscher, um wenigstens einen, wenn auch schwachen Anhaltspunkt zur Aufstellung einer neuen Vermutung zu gewinnen. So ist es kein Wunder, wenn wir heute in den Lehrmeinungen über die Besiedlung der Zips ein buntes Durcheinander gewahren, demzufolge Schlesier, Österreicher, Thüringer[2]), Tiroler[3]), also Siedler mit ganz grundverschiedener Mundartzugehörigkeit an der Bildung des Zipser Deutschtums beteiligt sein sollen.

---

[1]) Von jüngeren Siedlungen seien die Orte Altmayerhöfen und Sublechnitz erwähnt; sie wurden erst zur Zeit Kaiser Josefs II. angelegt, angeblich von württembergischen Siedlern, sie nehmen also siedlungsgeschichtlich eine Ausnahmestellung ein und werden von uns nicht weiter berücksichtigt.

[2]) Thüringer sollen nach Fekete-Nagy A Szepesség területi és társadalmi kialakulása, Budapest 1934, Käsmark angelegt haben. Fekete-Nagy stützt seine Ansicht mit dem Hinweis, daß die erste Erwähnung Käsmarks 1251 als villa circum ecclesiam beate Elisabeth durch die heilige Elisabeth unmittelbar auf thüringische Besiedlung weist. Ich habe Karpathenpost 53. Jhrg., Folge 18, 20 darauf hingewiesen, daß zu gleicher Zeit auch in rein magyarischen Orten Kirchen der heiligen Elisabeth bestanden, so daß es sich bei Käsmark ebensogut um einen Einfluß, der vom ungarischen Hofe ausging, handeln kann.

[3]) Für Besiedlung aus Tirol wurde Eisdorf angesprochen. Diese Ansicht ging von der unrichtigen Erklärung des Namens des Ortes aus, der aus Eisacksdorf abgeleitet wurde. Dieses Eisacksdorf wurde wieder mit dem Eisack in Tirol (alt Isarcus!) verknüpft. Tatsächlich sind die ältesten Formen des Namens villa Isaac 1209/Suppl. Anal. I S. 10 / 1276 Perg. 9. Arch. Poprad / 1285 Suppl. Anal. I S. 233/1295 Suppl. Anal. I S. 395/1299 Suppl. Anal. I S. 434, 439/ u. ö. Daraus geht mit Sicherheit hervor, daß der alttestamentliche Name Isaac zugrunde liegt, und zwar nicht in der Form mhd. Isaâc, sondern îsaâc mit lang î, das auch für Preßburg belegt ist: Fejérpataky: Magyarországi városok régi számadáskönyvei, Budapest 1885, 1410, S. 49: Item ich hab geben Eysakken dem Juden 2 libr. dy er den furlewten leih, da man dez kwnigs wegen gen Goding must furen.

Die oft recht geistreichen Aufstellungen lassen sich aber gewöhnlich bei einer genaueren Untersuchung nicht aufrechterhalten, so daß die urkundlichen Belege immer wieder herangezogen und ausgedeutet werden müssen. Da erfahren wir freilich nur von wenigen Orten, woher die Siedler gekommen sind. Dobschau[4]) hatte Karpfener Recht und dürfte auch von dort Siedler bezogen haben. Wallendorf[5]) wurde von Torna aus besiedelt. Im Norden der Zips auf polnischem Gebiet saßen Schlesier[6]) und dürften an der Bildung der nördlichen Zipser Gemeinden Anteil haben. Im übrigen werden die Deutschen ganz allgemein als „Saxones" oder „Theutonici" bezeichnet ohne weitere Angabe ihrer Stammeszugehörigkeit, wobei die Formel „hospites undique convocati" uns noch im Unsichern läßt, ob hinter der Wendung mehr als eine stehende Formel zu suchen ist.

Um so wunderbarer ist nun die Tatsache, daß uns in der Zips heute ein Sprachgebiet entgegentritt, in dem, wenigstens in der Oberzips (dem Poppertal) bis auf geringe Ausnahmen, eine einheitliche Mundart gesprochen wird. Die Frage, wie die sicherlich nicht einheitlichen Besiedler zu dieser einheitlichen Mundart kamen, wird die Wissenschaft noch zu lösen haben, genau so wie es ihre Aufgabe sein wird, die letzten Reste der ursprünglichen Mundartverschiedenheit dort, wo sie als Restformen noch vorhanden sind, entsprechend zu berücksichtigen.

Dabei handelt es sich in der Zips nicht um eine einmalige und damit vollständig abgeschlossene Besiedlung, wir können im Gegenteil feststellen, daß seit dem 14. Jahrhundert schichtenweise Nachschübe erfolgten, deren sprachliche Verschiedenheit sich irgendwie in der bereits bestehenden Mundart ausgewirkt haben muß. Altes und junges Sprachgut, örtlich und zeitlich Verschiedenes liegt daher in der Zipser Mundart auf weiten Gebieten in gleicher Weise nebeneinander vor, und es ist vielfach heute noch nicht möglich, die einzelnen Schichten reinlich abzuheben und zu trennen. Einige Rückzuggebiete heben sich zwar auch heute noch deutlich ab, aber es ist noch ganz unklar, von wo aus jene Vereinheitlichung der Mundart ihren Ausgang nahm, deren Ergebnis uns heute als Oberzipser Mundart oder als Gründler Mundart vorliegt.

Die Frage, was die Zipser Schlesier aus ihrer Heimat an Sprachgut mitgebracht haben, ist dabei schwer zu sondern von den Neuerungen, die auf Zipser Boden von der schlesischen Grundlage aus weitergebildet worden sind.

Eine weitere Schwierigkeit, die uns besonders in früheren Jahrhunderten begegnet, bleibe nicht unerwähnt. Gerade in der Zips liegt die Durchforschung der historischen Mundartentwickelung im argen. Die Archive mit ihrem unerhört großen Material sind noch lange nicht in entsprechender Weise für die Mundartforschung ausgeschöpft. Dazu stehen uns nur die schriftlichen Quellen der heute deutsch erhaltenen Siedlungen zur Verfügung und nur in geringem Maße die Orte, die im Laufe der Zeit ihr Deutschtum aufgegeben und für die slowakische Sprache eingetauscht haben.

[4]) „in libertate Teutonicorum de Corpona" Anal. Scepusii I, S. 448.
[5]) „hospites nostri in villa Olazi de Tornava" 1243 Suppl. Anal. Scep. I S. 31.
[6]) „quibus Theutonici Silesienses in sylvis locati utuntur" 1204 Suppl. Anal. Scep. I S. 5 vgl. dazu Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern Band I, S. 8.

Aber gerade auf diese Orte und ihre Mundart käme es vielfach an, denn die Mundart des ehemals deutschen Sillein[7]), Rosenberg Geib, Nieder-Lapsch und Ober-Lapsch[8]), Neu-Sandetz u. s. w. im Westen und Norden oder von Rosenau, Salze, Peter Matzdorf, Pleißnitz im Süden — sie bilden die Brücken zu anderen Mundartgebieten. Über die deutschen Siedlungen im Nordwesten aber führten auch die Wege aus Schlesien in die Zips, die noch durch das ganze Mittelalter begangen worden sind. Gerade auf dem alten Handelswege, den heute die Kaschau-Oderberger Bahn anzeigt, von der Bielitz-Bialaer schlesischen Mundart über Sillein und Rosenberg, das Waagtal entlang in die Zips, sind heute die Pfeiler der Brücke geborsten, die im Mittelalter vom sprachlichen Gesichtspunkt von großer Bedeutung war[9]).

So erscheint uns heute die Zips als ein Horst, der im Westen keine Beziehung zu Schlesien mehr aufzuweisen hat, als selbständiges sprachliches Gebiet. Zur Zeit der Besiedlung aber war die Zips der östlichste Rand des schlesischen Sprachgebietes, durch zahlreiche Streusiedlungen mit dem geschlossenen Siedlungsgebiete verbunden. Diese Streusiedlungen standen miteinander in Verbindung. Das Zipser Sprachgebiet selbst ist

[7]) Zum Teil ist Quellenmaterial veröffentlicht, besonders in den Quellenwerken der ungarischen Akademie, für Sillein, Bartfeld, Trentschin u. a. in dem verdienstvollen Werke von Ladislaus Fejérpataky Magyarországi városok regi számadaskönyvei. Budapest 1885. Eine Übersicht des Schrifttums unserer Gegend auch im Mittelalter bietet Béla Pukanszky. A magyarországi német irodalom története Budapest 1926.

[8]) Als Probe der deutschen Sprache des 15. Jahrhunderts aus Rosenau und Niederlapsch teile ich zwei Texte aus dem Käsmarker Geheimarchiv mit:

Pap. 1414, 1467: „Richter und geſworen der Stad Rosenaw bekennen, das petrus kromer deser Stad mitwoner gemechtiget hot den Erbern Augustinum vom Kezmarg czufodern durch Recht und an Recht 1 ffl. yn golt czu dem vorsychtigen loryncz hecht auss dem kezmarg dis czu grosse gewisheit gebe wir ym dis geczewge."

Pap. 1400. 1430: „Den erbern vnd gar wyſin rotmannen indem keſmargk vnſer liben frunden. Vnsern ſtetyn dinſt myt aller beheglichkeit czu vor. aller lybiſtin herryn Wyr tvn kunt ewyr vorſichtikeit wy vor vns kvmen yſt der erber man Mertin ſloſſer von dem kesemarg eyn czeyger dys bryffes vnd vns ſvnderlichin gebetin hat vm eyn bekentniſſe syner geburt wy her geborn were adir wy her ſich by vns gehalden hette dorumme wyr czu ratte ſynt wordin myt wol bedachtim mvte vnd bekennen ym daz her wol geborn yſt elichin von fromen lewtin vater vnd mvter vnd von alle ſynen vyr aneherrin dy vns und den vnsern vil dynſt vnd gvnſt bewyſet habin vnd her ſych by vns erberelich vnd redelich gehalden hat vnd ſich kegin vns myt wortin nach myt werkin ny vor (.....) hat dorume byt wyr myt ym vnd vor yn ewer erbirkeit daz yr ym gvnſt vnd vordirnys by euch ſteticlich beweyſet das welle wyr vm ewer trewe vnd erberkeit ſvnderlich vordinen yn eynem glychin abyr grossern des czu eynem grossen bekentnyſſe hab wyr ym gegebin dyſin bryff, gefeſtyt myt vnſeres dorfingesigel der do gegebin yſt noch gotes geburt tawſint iar virhundirt iar vnd ym dem dryſigſtin iare an dem neſtin dinſtage noch der auferstendunge vnserers herin. von myr Scholtes hertyln vnd der ganczyn gemeyn in dem Nydirſtin lapſch."

[9]) Die Wege von der Zips nach Schlesien führt David Frölich in seinem Viatorium an I, 32. Die zwei wichtigsten Wege, die die Studenten einschlugen, wenn sie nach Breslau auf die Hochschule gingen, führten über Liptau—Sillein—Teschen—Oderberg—Brieg—Breslau oder über Landeck—Neumarkt—Gleiwitz—Oppeln—Brieg nach Breslau. Über die Lehrer aus Schlesien, die in Käsmark wirkten, vergl. Lipták, Geschichte des evangelischen Lyzeums A. B. in Kesmark 1933 passim.

an den Rändern sehr stark abgebröckelt. So manches Rückzuggebiet ist auf diese Weise verschwunden und die klaffenden Lücken geben dem Forscher heute Rätsel zu lösen auf.

Über die Siedlung aus Schlesien belehren uns außer der Mundart zahlreiche Familiennamen, die die Herkunft aus schlesischen Städten erweisen. Ich greife aus den Käsmarker Zinsregistern für das 15. Jahrhundert und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts folgende Familien heraus: Jauer 1434, Sweydniczer (Nicolaus) 1440/3, (Merten) 1490, (Michel) 1491/3, (Cristan) 1490 = Cristan schweynczer, 1495 = Cristan Sphayniczer 1502 u. ö. Caspar Newmergter[10]) 1440/3, Hannes bresler 1473/5, 1481/9, 1495 u. ö. Merten Hirschperger 1473/1489, hyrschpergerin 1490—1495, 1501 u. ö. Simon hirzperger 1509, Hans Schlesinger 1535, Matis Schlesinger 1535, Tropper 1485 usw.

Als dann der Dreißigjährige Krieg das Mutterland verheerte, finden wir wiederum schlesischen Zuzug in die Zips. Es sind zum größten Teile Weber, die hier in Hunsdorf, Großlomnitz und anderen Gemeinden in den Matrikeln genannt werden. In Groß-Lomnitz z. B.: Merten Nitsch ein Schlesier 14. XI. 1650. Michael ein Schlesischer Weber 16. VIII. 1650. Matzal Weber 23. XII. 1657. Girgla[11]) N. 11. XII. 1657. Ob diese Schlesier, wie Gréb[12]) vermutet, aus der Bielitzer Gegend stammen, läßt sich leider nicht erweisen, doch kann ich für Poprad einen Siedlernachschub anführen, der tatsächlich aus Bielitz kam[13]). Die sorgfältige weitere Sammlung von Belegen wird vielleicht eine haltbare Stütze für die Unterbauung der sprachlichen Ergebnisse werden können.

Um nun das schlesische Sprachgut der heutigen Zipser Mundart herauszustellen, wollen wir einen kurzen Gang durch die Zipser Mundart antreten. Es sei dabei vorausgeschickt, daß ich nur die großen Gesichtspunkte aufzeigen kann. Über die Einzelheiten der Mundart belehren den Leser mehrere Mundartabhandlungen[14]), die allerdings zum Teil in magyarischer Sprache abgefaßt sind.

[10]) Es kann sich auch um Neumarkt in Polen handeln.

[11]) Man beachte das der Zips fremde, aus dem schlesischen Gebirgsdialekt bekannte —a.

[12]) Gréb, Zipser Volkskunde S. 99.

[13]) Stadtbuch Poprad No. 1. zu Anno 1737, 17. August: „Auf Tit. HErn Gubernator Andreas Morskofsky (Befehl) hat die Löbliche Gemein die Walck Miehl lassen erbauen vor die Tuchmacher, welche auss der Stadt Billietz zu unss sindt kommen, bey unss wohnhafft zu werden, so sindt unkosten drauff angewendet worden fl. 73 d. 36 solches dienet zur nachricht denen nachkommenden."

[14]) Über die schlesische Mundartenforschung in der Zips handelt übersichtlich Ernst Schwarz in Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Band XXVIII, 1927, S. 252 ff. Zusammenfassend jetzt auch Gréb in seiner Zipser Volkskunde 1932 S. 74 ff. Von den Sonderuntersuchungen und Darstellungen einiger Ortsmundarten seien erwähnt: Lumtzer Die Leibitzer Mundart. Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Lit. 19, 274 ff. Gréb A Szepesi felföld német nyelvjárása (Die deutsche Mundart des Zipser Oberlandes) 1910, Gedeon Az alsó-meczenzéfi német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der deutschen Mundart von Untermetzenseifen) Budapest 1905, weitere Literatur bei Gréb, Zipser Volkskunde S. 90. Für Sonderfragen sind besonders die Fachaufsätze von Jungandreas und E. Schwarz in der Zeitschrift Teuthonista heranzuziehen, daneben die Schriften über die schlesische Mundart, die in letzter Zeit auch die Zips berücksichtigen. Eine gute Übersicht, auch für den Nichtfachmann, bietet Ernst Schwarz, Unsere Mundart, Handbücherei des Sudetendeutschen Heimatforschers Bd. I. Hier auf S. 79 auch die wichtigsten Schrifttumsangaben.

Die Mundart, die in der Zips gesprochen wird, bezeichnen die Zipser selbst im Gegensatz zur Schriftsprache als „Plattdeutsch". Daneben wird ebenso gern „Potooksch" verwendet. Wann diese Wörter zum ersten Male gebraucht wurden, ist bisher nicht bekannt. Auch die Bedeutung von „Potooksch" ist reichlich unklar[15]). Die Bezeichnung „Zepsersch" für die Mundart ist eine junge Benennung.

Unter Oberzips verstehen wir die deutschen Siedlungen im Popper- und Hernadtale im Gegensatz zu den Gründen, dem Gölnitztale. Das Oberzipserische ist gekennzeichnet durch seine zahlreichen Zwielaute (Diphthongierungsmundart). Hier ist mhd. â > éu, äu diphthongiert z. B. kräum < mhd. krâm, méuəltsœt < mhd. mâlzît, bläu < mhd. blâ. In denselben Laut ist auch mhd. ô und gedehntes o zusammengefallen néut < mhd. nôt, käuəl < mhd. kole, léup < mhd. lop, réus < mhd. rôse. Auch mhd. ou wird zu éu, äu, éux < mhd. ouch, štéup < mhd. stoup, tréum < mhd. troum, téup < mhd. toup. In dem Laute éu (äu) sind also vier mhd. Laute zusammengefallen: mhd. â, ô, o und ou. Dieser Laut klingt nicht in allen Orten gleich. Als erster Bestandteil dieses Zwielautes ist in einem Teile des Oberzipserischen, dem Oberland, ein offenes é zu hören, das Niederland, das durch die Linie Bierbrunn—Bauschendorf—Meierhöfen—Burgerhof vom Gebiete am Oberlauf der Popper getrennt ist, spricht ein geschlossenes e (ι). Dieses hört man auch in Leutschau[16]), obwohl diese Stadt sonst sprachlich zum Oberlande gehört. Ein zweiter Diphthongierungsvokal ist das éi, äi, das auf mhd. ê, e und ei zurückgeht. zäiəl < mhd. sêle, šnéi < mhd. snê, štéin < mhd. stên, éidlmon < mhd. edelman, fléiš < mhd. fleisch, éidn < mhd. eidam. Dazu kommt ein éi aus mhd. öu, ae, ö und oe läizn < mhd. loesen, šéin < mhd. schoen, bäigl < mhd. bougel, räiχrn < mhd. röuchern, käifn < mhd. köufen. Auch dieser Laut wird im Oberland mit offenem e, im Niederland mit geschlossenem ι gesprochen. Besonders auffallend ist der Gegensatz zwischen Ober- und Niederland bei dem Vokal der sonst in gleicher Weise entwickelten Gruppe mhd. —eht, die oberländisch zu —åeχt wird: knåeχt, råeχt, im Niederlande dagegen zu āeχt: knāeχt, rāeχt. Gemeinsam ist weiter der gesamten Mundartgruppe die Entrundung von mhd. iu, das mit mhd. î zusammengefallen ist, so daß also für mhd. rîch, wîp, hiute, liute råech, wåep, lået, hået im Oberländischen, im Niederland dagegen räich, wäip, häit, läit erscheint. Wenn wir nun diese Oberzipser Mundart auf ihre mit dem Gesamtschlesischen gemeinsamen Lauterscheinungen untersuchen, so stellt sich heraus, daß der für die meisten schlesischen Mundarten geltende Zusammenfall der Selbstlaute ê, œ und gedehntem i und ü im Oberzipser Dialekt nicht eingetreten ist. Hier sind zwar ê und œ zusammengefallen, ebenso i und ü, aber diese beiden Gruppen werden auseinandergehalten. Dagegen sind andere schlesische Eigentümlichkeiten genau durchgeführt: so ist der Doppelmitlaut pp im Innern erhalten,

[15]) Dazu vgl. Gréb: Wie ist die Benennung „Potook" zu erklären? Zipser Heimat, Jahrgang 1925. 2. Folge. (Ableitung von potato = Erdäpfel. Potook = Erdäpfelesser, Bauer; kaum wahrscheinlich.)

[16]) Die Leutschauer éu (mit geschl. e) aus der Mundart des Niederlandes stammen, wie Gréb richtig erkannt hat, aus Meierhöfen. Zwischen Meierhöfen und Leutschau bestand seit jeher ein reger Verkehr, besonders blühte der Handel mit Schindeln, die in Meierhöfen hergestellt und in Leutschau auf dem Markte verkauft wurden.

im Anlaut dagegen zu pf verschoben, das in der Mundart tf lautet (heute daneben auch f), auch inlautendes mp ist erhalten. d ist wie im Schlesischen zu t verschoben. Wäre es nun richtig, wegen des Fehlens des Zusammenfalls von ê, œ, i, ü unsere Mundart vom Gesamtschlesischen zu trennen? Schon Gréb[17]) hat darauf hingewiesen, daß in Lautsch, Zuckmantel und im Schönhengstgau dieser Zusammenfall auch nicht erfolgt ist. Möglichenfalls fällt die Besiedlung der Zips zeitlich vor den Zusammenfall dieser Laute im schlesischen Mutterlande, so daß das Fehlen zeitlich begründet ist. Ausgesprochen schlesisch sind in der Oberzips die folgenden Erscheinungen, die mit den von Unwerth aufgestellten Kennzeichen für das Gesamtschlesische übereinstimmen: Die mhd. Diphthonge uo, ie und üe sind monophthongiert und vor stimmlosen Geräuschlauten verkürzt rŭfn < mhd. ruofen, bĭchr < mhd. büecher, šlĭsn < mhd. sliezen. Während sonst mhd. ô mit mhd. â zusammenfiel, lassen sich doch einige Reste des Zusammenfalles von mhd. ô mit u feststellen[18]). Offenes ë (aber auch e) ist zu a geworden štarbm < mhd. stërben, švaster < mhd. swëster, asn < mhd. ëzzen, māl < mhd. mël, bār < mhd. bër, wār < mhd. wër. Mit der Unterzips und Dobschau gemeinsam ist die Entwicklung des mhd. ouw zu ā, tān < mhd. touwen. Besonders gibt der Zipser Mundart die Brechung der Spitzenvokale i und u zu ɪ und o das Gepräge: nɪχ < mhd. niht, tɪš < mhd. tisch, štɪft < mhd. stift, bɪs < mhd. biz, mɪt < mhd. mit, lɪnt < mhd. lind, tsokr < mhd. zucker, ont < mhd. und, pop < mhd. puppe u. a. Die gerundeten Vokale sind durchgehends entrundet. Mhd. ü ist zu ĭ geworden, und soweit Dehnung eintrat, zu ī weiter entwickelt. flīgl < mhd. flügel, ībršor < mhd. überschar, tiχtiχ < mhd. tühtec. Zum Teil ist auch dieses ĭ mit altem ĭ zusammengefallen und ebenfalls zu ɪ gebrochen worden: štɪk < mhd. stücke, zɪnd < mhd. sünde. Mit anlautendem š wird sn, sm, sl, sp, st, sw gesprochen; die Gruppe hs erscheint als ks. Der Umlaut ist in kaufen, raufen, taufen durchgeführt: käifn, täifn, räifn. Alle diese Erscheinungen sind auch im Stammland nicht fremd.

Da die Mundart des Oberlandes, in dem zugleich die kulturellen Mittelpunkte der Zips liegen, von mehr als der Hälfte Zipsern gesprochen wird, sei hier eine kleine Mundartprobe mitgeteilt (Gréb, S. 82).

nɪχ gōr tsu loŋk hɔt hī ɪn dr lumts ɪn puzəmentīrərs héipχn fɔn fɔrər grōt rībr ə ōrmr šustr gəvéunt dār hɔt gəhéisn dāvit; dān hɔt əvōs ɪn dr nōxt fort gərufn: „dāvit, kum, nim dr s kratsχn, s fɪlfɔs unt s štrɪklχn!“ dr dāvit vēr jə éux mɪtgoŋ, unt het ziχ šatsr gəhult, obr vɔels fort gəhéisn hɔt „éux s štrɪklχn“ zə hɔt ər ziχ dox nɪχ gətraot und zéu es ər hɔlt ə ōrmr toebl gəblībm.

Anm. Aus drucktechnischen Gründen mußte für offenes kurzes o = ɔ, e = é, geschlossenes kurzes e = ɪ, für offenes langes o = å, e = ä gesetzt werden. Silbebildendes l, r, m, n bleiben — wie aus l entwickeltes u — ohne besondere Bezeichnung.

[17]) Gréb, Schlesisch und Oberzipsisch. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XV, S. 96.

[18]) Sie sind angeführt bei Gréb, Schlesisch und Oberzipsisch S. 95. Es handelt sich um grūs < mhd. grôz (auch als Familienname), frpūst neben frbéust zu mhd. verbôzen, tswū < mhd. zwô (oder zwuo?), vū < mhd. wô. In manchen Worten z. B. mhd. hôch trat zuerst Kürzung ein > hŏch, daneben entwickelt sich erst sekundär neben altem hŏch in Leibitz, Durant huch.

Ganz aus der Sprache der diphthongierenden Oberzipser Mundart springt die kleine Siedlung Hobgarten. Die Eigentümlichkeiten dieser Mundart, die dem Fremden zuerst auffallen, sind die Palatalisationen und der Wandel des l > u. Hobgarten wurde 1315 angelegt, also zu einer Zeit, als die gesamtschlesischen Mundartmerkmale bereits im Mutterlande ausgebildet waren. Die Grundlagen der Hobgartner Mundart sind jünger als die der diphthongierenden Mundart des Niederlandes. Hobgarten zeigt den schlesischen Zusammenfall von ê, œ, i, ü, die hier zu langem ī geworden sind. Mhd. wise, müle, zêhe, schoen werden zu wīsə, mīuə, zībə, šīn. Hier in Hobgarten ist aber auch mhd. ô mit u zusammengefallen štūbe, brūt, grūz. Als wesentlichster Unterschied zur umgebenden Diphthongierungsmundart ist die Tatsache hervorzuheben, daß die Hobgartner Mundart eine Monophthongierungsmundart ist. Nicht nur mhd. ê und â, die in der übrigen Zipser Mundart als Zwielaute erscheinen, sind hier durch einen einfachen Selbstlaut vertreten, auch mhd. ei und öu sind zu ē zusammengefallen: mhd. vleisch, böumchen > fuēš, bēmchen. Auf dieser schlesischen Grundlage haben sich dann die ganz eigenartigen Formen herausgebildet, die die Mundart so schwer verständlich machen. So wurde k und g vor palatalen Sonanten zu tj und dj[19]). Diese Erscheinung ist nun nicht auf Hobgarten allein beschränkt, sondern greift bis auf Kniesen und Pudlein über. Hier in Kniesen finden wir die Vorstufe kj, gj, Hobgarten hat tj, dj. In Kniesen lautet Geld gjald, in Hobgarten djaut, in Kniesen heißt liegen ligjen, in Hobgarten lidjen, Brücke lautet in Kniesen Breckje, in Hobgarten Bretje. Weiter spricht man in Hobgarten für gutturales ł ein u[20]): Wout < Wald, uachen < lachen, Diuachter < Gelächter, uĭbr < lieber. Schließlich soll noch das geratschte r erwähnt werden, das in bchūdech < Bruder u. ö. vorliegt.

Hobgart hat auf Kniesen und Kleinlomnitz stark eingewirkt. Die Kniesener sprechen eine ausgesprochene Mischmundart zwischen der Oberzipser Diphthongierungsmundart und der Hobgartner Monophthongierungsmundart. Zahlreiche Wörter, die im Niederländischen eu und ei haben (e geschlossen), erscheinen in Kniesen mit ī und ū, also der Hobgartner Lautung. Offenbar haben hier die Hobgartner Monophthonge die alten Zwielaute verdrängt.

Die zweite Mundartgruppe südöstlich von der Oberzips, die die Siedlungen des Göllnitz-, Moldau- und Sajotales umfaßt, gliedert sich in zwei Untergruppen: 1. Das Gründlerische, das die Unterzips (Gölnitztal), Stoß, Ober- und Untermetzenseifen umfaßt; 2. Die Mundart von Dobschau (im Sajotale) mit der Mundart von Wagendrüssel.

Die Mundart, die in den Gründen gesprochen wird, ist eine ausgesprochene Mischmundart. Während die Oberzips kaum bayrische Einschläge aufweist, haben wir in den Gründen eine schlesische Grundlage,

[19]) Über Hobgarten handelt Weber in seinem Aufsatz „Hobgarten“ Sonderdruck aus der Karpathenpost 1911 (für die Mda. unzureichend). Die Palatalisation untersucht Gréb, Zeitschrift für Deutsche Mundarten, XVI, S. 67 ff.

[20]) Man hat dieses gutturale ł, aus dem sich u entwickelt, gern aus einem slavischen Substrat herleiten wollen, wohl zu unrecht, wie E. Schwarz, Teuthonista, Jahrgang 4, S. 192 ff. dargelegt hat. Wir wollen in diesem für Hobgarten anzusetzenden ł eine Reliktform sehen, die sich wie so manch andere Besonderheiten in diesem abgeschiedenen östlichen Randgebiet erhalten hat.

die mit obd. Elementen stark durchsetzt ist. Hier findet sich gegenüber dem Oberzipser „ihr" das bayrische ihs, statt „euch" die alten Dualformen enk, enker. W wurde in dieser Mundart anlautend zu b, b aber zu p, so daß die Mundart ein w am Wortanfange nicht kennt. r wird nach Selbstlaut zu a vokalisiert bzw. ä. Mhd. ei, öu und ou sind zu ā zusammengefallen. Diese wichtigsten Unterschiede vom Oberzipserischen sind nicht schlesisch, sondern weisen nach Oberdeutschland. Noch weiter ab steht die Metzenseifner Mundart mit einigen Sonderentwicklungen, die wieder die Brücke zur Mundart von Krickerhäu schlagen. Hier werden gerundete ö- und ü-Laute gesprochen, alte Reliktformen[21]), die der Zipser Mundart sonst fremd sind. Für germ. f hört man im Inlaut ein w, während das Gesamtzipserische dafür b hat. Für mhd. iu erscheint ein gerundetes eö: Teöwel, das ganz ähnlich in Krickerhäu Taöwel klingt.

Aber was für die Unterzipser Mundart wiederum die schlesische Grundlage erweist, sind die nicht verschobenen pp und mp und das Streben, die Laute ê, oe, i, ü zu einem Laute anzugleichen. Ober- und Untermetzenseifen teilen ebenfalls diese Eigentümlichkeiten.

Dobschau ist von dem Oberzipser Mundartgebiet durch schwer überschreitbare Gebirgszüge getrennt und so haben sich auch hier mundartliche Eigentümlichkeiten erhalten, die in den anderen Gebieten bereits verdrängt sind. Wichtig ist die Entwicklung der mhd. Zwielaute: mhd. ei und öu sind in ē zusammengefallen pēn < mhd. bein, krēs < mhd. kreiz, hēp < mhd. höubet, kēfn < mhd. köufen, bēme < mhd. böume. Wenn dabei für mhd. öu ausnahmsweise daneben langes ā erscheint, so ist das wohl eine Neuerung aus der Richtung Wagendrüssel und dem Gründlerischen. Mhd. ou wurde hier zu ō: štōb < mhd. stoup, pōm < mhd. boum, lōfn < mhd. loufen. Dagegen ist die Gruppe ouw, öuw wie im Gründlerischen und Oberzipserischen zu ā entwickelt: mhd. touwen > tān. Bezeichnend für die obd. Einflüsse in dieser Mundart ist wiederum die Form īs für ‚ihr'. Enk, enker fehlt dagegen und stets wird dafür euch, euer verwendet.

Als Übergangsmundart können wir die Mundart von Wagendrüssel bezeichnen. Sie steht so ziemlich zwischen der Gründler Mundart und der Dobschauer. Hier herrscht für mhd. ei das Dobschauer ē mēnen < mhd. meinen, klēda < mhd. kleider, pēn < mhd. bein, aber auch ē für mhd. öu: hēp < mhd. höubet, galēbn < mhd. gelöuben. Dagegen finden wir das gründlerische ā für ou in lāfn < mhd. loufen, zām < mhd. zoum. Gréb glaubt, daß auch Wagendrüssel ō für ou hatte, das dann von dem Gründler ā verdrängt wurde. Die geographische Lage Wagendrüssels läßt das erklärlich finden. Kommen ja doch auch noch andere Dobschauer Elemente hier vor. So hat Dobschau w nach s und z erhalten šwonts, tswā, ebenso b nicht zu p verschoben in der Gruppe br: brek, brot. Dazu stimmt heute Wagendrüssel. Auch hier ist w nach s und z erhalten, während es in den Gründen zu b geworden ist. Um nun den Charakter der Wagendrüßler Mundart noch eindeutiger festlegen zu können, müßten wir die Mundart der heute nicht mehr deutschen Orte bei Dobschau kennen, die ehemals eine Sprachgruppe mit Dobschau zusammen gebildet haben. Zu dieser Gruppe gehörte offenbar auch Wagendrüssel, das dem-

[21]) Vergl. Schwarz, Unsere Mundart. S. 19.

nach siedlungsgeschichtlich und mundartgeographisch kaum zu den Gründen zu zählen ist.

Haben wir im Rahmen einer Wanderung durch die einzelnen Zipser Landschaften die wesentlichsten Merkmale der Zipser Mundartgruppen kennen gelernt, so kehren wir nun in die Oberzips zurück zu der nicht weniger wichtigen Frage der sprachlichen Unterschiede zwischen den Dörfern und den ehemaligen Zipser Städten, deren Sprache als Oberzipser Stadtmundart bezeichnet wird. Dies ist die Mundart von Käsmark und Leutschau sowie der 13 an Polen verpfändeten Städte. Für alle diese Städte läßt sich als Grundzug ein gewisses Abrücken von der ausgeprägten Dorfmundart und ein Angleichen an die Schriftsprache feststellen. So sind in den Städten die mundartlichen ā in weg, leben, geben (dorfmundartlich wāg, lāben, gān) verschwunden, es wird ē gesprochen. An Stelle der åe in knåeχt, råeχt hört man heute knēχt, rēχt: erhalten hat sich als letzter Rest der ehemaligen mundartlichen Formen nur die von der Schriftsprache verschiedene Quantität. Die heute als stark mundartlich gefühlten e und o, (ι, ο) die aus i und u gesenkt worden sind, verschwinden vor bestimmten Lauten ebenfalls in der Stadt und werden wieder durch die Spitzenvokale ersetzt. Aber nicht nur Angleichungen an die Schriftsprache haben hier Platz gegriffen, die Stadtmundart hat auch Neuerungen aufzuweisen. So wurde das mhd. ae zu äj diphthongiert, selbst in Wörtern, wo das Land ē erhalten hat. Aber auch bei den einzelnen ehemaligen Städten gibt es wiederum Schattierungen. Während Käsmark, Leutschau und Zipser Neudorf ausgesprochene Stadtmundart aufweisen, nimmt Matzdorf, Leibitz, Michelsdorf und Felka eine Mittelstellung ein zwischen der Dorfmundart und der reinen Stadtmundart. Gréb hat diese Mittelstellung an mehreren Beispielen sehr schön gezeigt. Einige seien hier angeführt:

nhd.	ich gebe	ich bin gewesen	du sagst	Berg
Georgenberg	ich geb	ich ben gewest	du sogst	Berg
Matzdorf	ich ge	ich sei gewest	du sägst	Berich
Dorfmundart	ich gā	ich sei gewāst	du zēkst	Barich

Ob in Bela die kurze Aussprache vor r sowie das helle ä auf Streben nach stadtmäßiger Feinheit der Aussprache zu setzen ist, wie Gréb meint, ist nicht ganz ausgemacht. In dem Gebiete, in dem das r sehr häufig vokalisiert erscheint (r> ä): Duäscht tuäm Toä, ja sogar ganz schwinden kann, hatte es offenbar palatale Wirkung, so daß das Belaer stärk < stark, närr < Narr wohl darauf zurückzuführen sind. Heute greift dieses ä vor r von Bela aus bereits nach Maltern über. Dabei soll betont werden, daß ganz allgemein im Niederlande Därf und fär gesprochen wird. Auch die Gruppe ouw wird in der Stadtmundart abweichend vom Lande behandelt. Statt frā, tā < mhd. frouwe, touwe finden wir in der Zipser Stadtmundart frau, tau. Gréb[22]) hat dabei offen gelassen, ob es sich um eine Entlehnung aus der Schriftsprache handelt oder ob altes auslautendes ou ebenso wie in der Schönwälder Mundart zu au geworden und in Anlehnung an die Schriftsprache erhalten geblieben ist.

Das Bild, das wir von der Zipser Mundart gezeichnet haben, wollen wir vervollständigen, indem wir auch einen Blick auf die geschichtliche Ent-

[22]) Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XV, S. 92 f.

wicklung der Mundart werfen. Ist es doch heute für die Geschichte der Mundart nicht nur von größter Wichtigkeit eine relative Zeitbestimmung der Lautgesetze aufzustellen, sondern womöglich den Lautwandel nach Jahrhunderten festzulegen. Diese notwendige Aufgabe ist jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Vor allem ist der Stoff, der zu bewältigen ist, unerhört groß, liegt noch in den Zipser Archiven und wartet auf seine Auswertung. Dann ist der Stoff nicht für alle Gemeinden zur gleichen Zeit gleich, sondern weist wichtige Abweichungen auf. Schließlich kommen zahlreiche Schreiber in Frage, die ihren Schreibgewohnheiten in den Stadtbüchern und Urkunden — soweit sie in der Zips geschrieben wurden — freien Lauf lassen. Öfters ist es möglich, diese Schreibmoden zu erkennen, so z. B. wenn der Poprader Bürger und Stadtschreiber Friedrich Ernst Hoentsch plötzlich anfängt für jedes anlautende ü ein ui zu schreiben. Ein Blick in seine Vorlagen zeigt, daß er einfach seinen Vorbildern gefolgt ist, bei denen drucktechnische Rücksichten maßgebend waren. Und wenn in den Poprader und auch Käsmarker Schriften und Stadtbüchern im ausgehenden 16. Jahrhundert für das sonst übliche Verkleinerungssuffix —chen durchgehends —gen geschrieben wird, z.B. heisgen, (Häuschen), breckelgen (Brückelchen), so könnte hierin ein Einfluß der Schriften Luthers gesehen werden, die ebenfalls —gen schreiben. Jedenfalls sind diese und ähnliche Varianten für die Geschichte der Mundart ohne tiefere Bedeutung. Weiter muß stets bedacht werden, daß die schriftliche Niederlegung eines Lautwandels die Durchführung bereits voraussetzt, daß die Schrift immer nachhinkt, so daß durch mundartliche Schreibungen für den Lautwandel nur ein Terminus ante quem gefunden werden kann.

Wenn ich daher im folgenden auf einige mundartgeschichtliche Fragen eingehe, so soll dies ein Versuch sein, der zu abschließenden Ergebnissen nicht gelangen kann.

Wie wichtig gerade die mundartgeschichtlichen Belege für die Erkenntnis der einzelnen Schichten unserer heutigen Zipser Mundart ist, soll an einigen Beispielen kurz dargelegt werden. Das Gebiet um Kniesen enthält vielfach Worte, deren Altertümlichkeit feststeht, es sind Restformen, die in den übrigen Gebieten verdrängt sind. Gusinde (Eine vergessene Sprachinsel 23 Anm. 6) weist für unser heutiges bis auf eine md. Nebenform baz hin, die in Schönwald noch mundartlich weiterlebt. Im östlichen Mundartgebiet (Kniesen, Hobgarten, Kleinlomnitz) erscheint auch heute die Form bos, die hier sicher Reliktform ist. Sie hat sich hier in den abgeschiedenen Dörfern gehalten. Aber sie muß im 15. Jahrhundert auch im Oberland bekannt gewesen sein, denn die Poprader Urkunde Perg. 24 (um 1440 geschrieben) weist Z. 29 und 114 die Wendung auf bas off dy selbige czeyt. Hundert Jahre später ist in Poprad bies, bis die durchgehende Schreibung.

So werden wir auch in der Erhaltung des Endungs-e bei vielen weiblichen Hauptwörtern in dem östlichen Gebiete Reliktformen sehen dürfen. Besonders bei der Diphthongierung können wir geradezu noch die Schichten erkennen, die die Diphthongierung durchgemacht hat. In der obengenannten Poprader Urkunde findet sich für â, o, ô und ou derselbe Laut o geschrieben: mhd. â: noch hernoch, gobe begobet groffeschaft nogberschaft jor; mhd. o gewonheit gesworn mhd. ô grozmechtig; mhd. ou och. Diese o sind wohl die erste Stufe der Entwicklung gewesen. Diese Stufe treffen wir heute noch in Dobschau an, weiter in Wagendrüssel, wo ō für mhd. ou bewahrt ist. Die Diphthongierung schritt dann über ein geschlossenes ō zu ou fort. Diese zweite Stufe ist in den östlichen Randgebieten erhalten in Kniesen und Burgerhof. Die dritte Stufe eu liegt dann in unserem Diphthongierungsgebiet vor. Mit dem Altschlesischen[23]) haben die älteren Zipser Urkunden auch die Schreibung des ê als i vor r gemeinsam. Belege aus dem Poprader Perg. 24 1440 Z. 17, Z. 73 irste < êrste, Z. 46 irwirdig < êrwirdic, Z. 55 czum irsten < zum êrsten, Z. 98 hirstum < hêrstuom. Die Senkung von i> e, u > o ist ebenfalls zeitig belegt. Ja, das 16. Jahrhundert kennt fast nur diese Formen. Aus den Poprader Stadtbüchern belege ich kender 1593, 1594, 1600 breckelchen 1614, breke 1601, brek 1630 u. v. a. Wohl die frühesten Belege gelten für den Wandel ei> ē. Für Käsmark ist er in dem Partikular von 1434 bereits bezeugt, für Poprad ist die erste Form Enolphus < Aginolphus (Einolphus) Perg. 1 1308, Menhardsdorf und Meinhardsdorf, Flescher und Fleischer gehen dann im 16. Jahrhundert nebeneinander einher. Der in dem Ortsnamen Hobgart vorliegende Wandel von mhd. v zu b ist in Poprad im 16. Jahrhundert durchgeführt und kämpft gegen das schriftsprachliche f an. Das ergibt sich z. B. aus folgenden Schreibungen: hobstett 1594, hofstetten 1591, hoffgeldt 1591, hobgelt 1595, hopgelt 1600, 1602 usw. Bei manchen Schreibungen ist es nicht klar, ob es sich um schriftsprachliche oder mundartliche Schreibungen handelt. So ist in den Dorfmundarten für mhd. kouwe die durchgehende Form kā, in der Stadtmundart kau. Dorfmundart kākerəl < kaukerer (Rauchfangkehrer) wird sowohl in Poprad wie in Käsmark mit au geschrieben. Kauen (Poprader Stadtbuch) bzw. Kauw (ebenda), FName in Käsmark Bartel Kaukehre 1652 bzw. Catharina Kaukern 1653. Hier kann es sich ebensogut um den schriftlichen Niederschlag der Stadtmundart wie um die schriftsprachliche Schreibung handeln. Von einigen Lautveränderungen sind wichtige Zwischenstufen in FNamen erhalten, so z. B. FName Blo < mhd. blâwe: mundartlich bleu, das über die Zwischenstufe o ging. Für die mundartlichen ei finden sich erst spät Anhaltspunkte; offenbar bot die schriftliche Niederlegung dieses Lautes Schwierigkeiten. Um 1600 sind aber sichere ei belegt in den Schreibungen der Poprader Stadtbücher als ä und aey: wäczs 1595, wätz 1595, geträdt 1600, czwaey 1600, czwaeyen 1600, maeyden 1600, näy 1596 usw. Ganz eigenartig liegen die Verhältnisse bei mhd. ae im ONamen Kaesmark. Während das 13. und 14. Jahrhundert vor allem die Form kīsmark kennt (für das 1294 Suppl. Anal. Scep. I. S. 391 abgedruckte Kümark steht in der Originalurkunde Kilmark) die in der geschlossenen Aussprache des ae Erklärung findet, setzt im 17. Jahrhundert die Form keismark ein (z. B. 1663 Stadtbuch Poprad) S. 41 u. ö), die auf eine Vorform kēsmark zurückgreift. Der Wandel des e > a ist in Käsmark im Partikular des Jahres 1509 verhältnismäßig häufig belegt: swartffagr turmwachter garber, aber der Wandel ist sicher älter und liegt wohl in dem Familiennamen Schwatner vor, der auf mhd. swërtner zurückgeht. In diesem Namen hätten wir übrigens auch einen alten Beleg für den

[23]) E. Schwarz, Schlesische Studien Teuthonista 4, S. 106.

Schwund des r, der in der heutigen Belaer Stadtmundart bekanntlich vorliegt.

Gegenüber diesen Lautgesetzen, die in der Schrift nur hie und da Ausdruck finden, stehen andere, die ausnahmslos Jahrhunderte hindurch verfolgt werden können. So habe ich im 15. und 16. Jahrhundert in Käsmark nicht einen einzigen Beleg für inlautend pf finden können. Es wird regelmäßig pp geschrieben: koppersmit topper toepper grosskopp toppsmit toppschmit tepper, aber auch nur somp, nie sompf. Im Anlaut begegnet im 15. Jahrhundert mit Vorliebe die Schreibung tf, die der heutigen mundartlichen Aussprache entspricht: tfaff 1443, tffaff 1443, tpheylschmit 1496, tphansmid 1510 u. ö.

Ich kann in diesem Aufsatz nicht annähernd auf die Mannigfaltigkeit eingehen, die das mittelalterliche Schrifttum der Zips an Schreibungen darbietet, die auf ihre mundartliche Grundlage erst zu untersuchen sind. Daß manche Formen heute in der Mundart verschwunden sind, die sich ursprünglich für die Zips belegen lassen, möchte ich hierbei besonders betonen. So findet sich noch für die Jahre 1434—1600 in den Käsmarker Zinsregistern ein Kampf zwischen nicht verschobenem p und f in dem Namen Schleiffer (sleyper: sleyffer) in dem sleyffer schließlich siegt. Sleyper ist offensichtlich alte Restform. Für b wird in den Urkunden und Stadtbüchern zeitweise in einem größeren Umfange p geschrieben, als es die heutige Mundart zeigt. Das ist alles ganz verständlich, wenn wir bedenken, daß die Mundart eine 700 Jahre lange Entwicklung hinter sich hat. Sie war dabei sicherlich zahlreichen Veränderungen unterworfen, und der heutige Bestand ist das Ergebnis einer langen Entwicklung.

Die erste Forderung, die die Mundartforschung daher zu stellen berechtigt ist, ist eine historische Darstellung der Mundart — eine Forderung, von deren Erfüllung wir heute leider noch weit entfernt sind.

Aber diese Arbeit ist die unentbehrliche Voraussetzung für die Lösung der Herkunftsfrage der Zipser, die die Gemüter der Zipser selbst am meisten bewegt und die heute immer noch ungeklärt ist. Versuche, die Heimatfrage vom mundartlichen Standpunkte aus zu lösen, sind immer wieder gemacht worden. Ich führe hier nur die Namen Gréb, Jungandreas, Schwarz an. Gréb geht aus von einem Vergleich der heutigen Zipser Mundart mit den schlesischen Mundarten. Er sucht in seinen Abhandlungen das schlesische Mundartgebiet zu umgrenzen, das mit der Zips (besonders mit dem Oberzipserischen) die gleichen Lautgesetze und Lautentwickelungen teilt. Dabei sucht er, wenn möglich, Vorstufe hier mit Vorstufe dort zu vergleichen. Das Ergebnis, daß die Grundlagen der Oberzipser Mundart in der Schönwälder Mundart gegeben sind, alle Ansätze in einer Mundart, ist anzunehmen. Dabei sei aber eine grundsätzliche Frage gestellt: Kann aus der Gleichheit der Mundartentwicklung auch auf Besiedlung aus dieser Gegend geschlossen werden? Ist das Verhältnis der heutigen Schönwälder Mundart zur Oberzipser Mundart gewissermaßen das von Mutter zu Tochter? Gréb hat noch in der Arbeit „Mundart und Herkunft der Zipser" aus dem Jahre 1922 den Standpunkt vertreten, daß infolge der Mundartgleichheit die Besiedlung aus diesem Gebiete erfolgt sein müsse. Das erforderte, daß bei Einschlägen aus anderen Mundartgebieten notwendig weitere Siedlungsschichten angenommen werden mußten. Diese Ansicht kommt am besten in dem

Satze Mitt. der Schles. Gesellsch. f. V. Bd. XV. 1913 S. 93 zum Ausdruck: „Statt geschichtlicher Zeugnisse und beglaubigter Reisepässe der Vorzeit hat die Geschichte in den Lautverhältnissen des Schönwaldischen einen Meilenstein an den Weg gesetzt, welcher — wenigstens in zeitlicher Beziehung — vom Schlesischen am unmittelbarsten zum Oberzipserischen führt." In seiner Volkskunde hat dann Gréb S. 95 mit Recht diese Ansicht aufgegeben und sich damit begnügt, „diese jungdeutschen Kolonialmundarten eben nur als sprachverwandte Schwestermundarten unseres Oberzipserischen zu betrachten, die alle nahezu in derselben Zeit, d. h. im Verlauf der mittelalterlichen Kolonisation, aus Gegenden des schon früher kolonisierten Landes zwischen der Elbe und der Saale bzw. des westlich davon gelegenen Altdeutschlands angesiedelt wurden. Sie alle entstanden durch verschiedenartige sprachliche Mischung teilweise derselben Stammesmundarten des Altlandes. Daher die Ähnlichkeit in gewissen Punkten."

Diese sicher richtigere Auffassung schließt nun aber meines Erachtens die einmal historisch festgelegten späteren Überschichtungen nicht aus, und hier wird nun eine sorgfältige Untersuchung der Geschichte der Mundart Altes und Neues sorglich zu scheiden haben.

Wenn daher die in der Zipser Stadtmundart vordringenden äj für mhd. ae auch in Bielitz und Schönwald gesprochen werden, so liegt es nahe, an eine spätere Übertragung dieser Laute durch einen Siedlernachschub, der nachweisbar ist, zu denken. Aber konnte diese Entwicklung nicht auch vollkommen unabhängig in beiden Gebieten vor sich gehen? Mit diesen Erwägungen sind wir an der Grenze angelangt, wo die sachliche Feststellung des gegebenen Tatbestandes aufhört und wir uns in das Gebiet von mehr oder minder vagen Vermutungen begeben.

Und diese Möglichkeit, daß unabhängig von einander Gleiches (oft aus Ungleichem) sich entwickeln konnte, müssen wir nun tatsächlich immer wieder bei dem Mundartvergleich in Kauf nehmen, denn es wird eben immer wieder der Stand von heute hier mit dem Stand von heute dort verglichen. Dies würde zu eindeutigen Ergebnissen führen, wenn die Loslösung der Mundart vor wenigen Jahren vor sich gegangen wäre, so aber liegen doch Jahrhunderte sprachlicher Entwicklung dazwischen.

Grébs Umstellung in der Besiedlungsfrage geschah unter dem Eindruck der umfassenden Arbeit von Wolfgang Jungandreas: „Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Breslau 1928." Jungandreas versucht in einer großangelegten Zergliederung der heutigen Mundarten Schlesiens mit Einbeziehung der Zips die Anteile des Altlandes festzustellen. Für die Zips erkennen wir mehrere Mundartelemente für die einzelnen Gegenden, die in verschiedener Mischung miteinander verschmolzen. Ich verweise auf die ergänzenden Richtigstellungen von Gréb und Schwarz[24]). Mit Schwarz und Gréb möchte ich diesen Versuch als verfrüht bezeichnen. Außer den Einwänden, die Schwarz und Gréb erhoben haben, sei immer wieder auf die Tatsache hingewiesen, daß mundartgeschichtliches Material für die Zips fast überhaupt nicht veröffentlicht ist und daher für ein abschließendes Urteil nicht verwertet werden kann.

[24]) Schwarz, Ostmitteldeutsche Sprachprobleme PBB. Bd. 52, S. 361 ff., Gréb Volkskunde S. 95 f.

Die Herkunftsfrage hat die Zipser immer wieder beschäftigt. In der Zeitung „Karpathenpost" finden sich im Jahre 1933 allein in den Nummern 18, 20, 23, 29, 30, 31, 32, 38, 39, 45 Beiträge, die in erfreulicher Weise die Anteilnahme weiter Kreise an der Lösung dieser Fragen zeigen. Wichtig ist besonders der von Gréb veröffentlichte Brief von Professor Schwarz (Folge 45), wo Schwarz das „alte Obersachsen, d. h. die Landschaft zwischen Elbe und Saale" als Heimat der Zipser ansprechen möchte. Die meisten Herkunftshinweise werden allerdings immer nur von einem Gesichtspunkt aus gewonnen und dann verallgemeinert. Und in diesen Verallgemeinerungen, die sich schon in der keineswegs wissenschaftlich haltbaren Form zeigt, wenn wir wie bisher von den „Zipsern" sprechen, liegen die Fehlschlüsse, die ein unentwirrbares Durcheinander von Meinungen zeugen. Bei all diesen Fragen wollen wir in bescheidener Weise zuerst die nötige Kleinarbeit leisten, sorglich trennen, was zu trennen ist, die einzelnen Zellen zu erschließen trachten, aus denen das Zipser Volk hervorgegangen ist, und in dieser Weise nun auch die Mundart der früheren Zeit zu erkunden suchen. Die späteren Zusiedler lassen sich ja doch durch Archivalien oft feststellen. Die Methoden müssen verfeinert werden, und das reiche Material der Zips gestattet die Erfüllung dieser Forderungen. Wir verzichten daher heute auf eine Beantwortung der Herkunftsfrage und mancher mundartlicher Fragen, weil wir überzeugt sind, daß eine Beantwortung unzulänglich sein muß, da das gesamte Material noch nicht überblickt werden kann.

Damit soll nicht gesagt sein, daß in den heute noch umstrittenen Fragen nicht einmal Klarheit gewonnen werden kann. Wir hoffen im Gegenteil, daß aus den verstaubten Zipser Archiven heraus die Lösung vieler Fragen möglich sein wird.

Emil Schieche:

Der „böhmische Winkel" in der Grafschaft Glatz

Auf der uralten Handelsstraße Nachod—Wartha liegt die schon 981 erwähnte Burg Kladsko, die 1093 Besitz der Prager Fürsten wird. Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts ist nur ein nicht allzu breiter Streifen entlang dieser Straße von Slawen besiedelt. Im 13. Jahrhundert beginnt das Werk der deutschen Kolonisation. Das obere Steinetal wird Besitz der Břewnower Benediktiner und wird seither nicht mehr zum Glatzer Land gerechnet. Das ganze Gebiet wird von der Kolonisation erfaßt mit Ausnahme des Bezirkes der Burg Hummel im Westen. Die da vordringenden Deutschen werden in der Hussitenzeit tschechisiert. Hier auch reicht das Glatzer Land durch die Schnelle ins Stromgebiet der Elbe. Am Anfang des 15. Jahrhunderts ist der westlichste, rein slawische Teil des Hummelbezirks Ausfallstor der nach Schlesien ziehenden Hussitenheere, die Lehenshöfe des Landes gehen in die Macht tschechischer Adeliger über. Georg von Poděbrad erwirbt das ganze Land 1454 und erhebt es 1465 zu einer Grafschaft für seine Familie. Die neuen tschechischen Grundherren versuchen eine Tschechisierung, doch bis auf den Hummelbezirk ohne nennenswerten Erfolg[1]). Die Poděbrade verlieren 1522 die Grafschaft, sie behält jedoch ihre Selbständigkeit. Sie wird zu Böhmen gerechnet, gehört zur Erzdiözese Prag, hat aber eine eigene Landesordnung und nimmt an den böhmischen Landtagen nicht teil, 1742 wird sie preußischer Besitz. Im 18. Jahrhundert ist nur noch das Schnellegebiet tschechisch, spätestens im 19. Jahrhundert werden Lewin und Gellenau deutsch. Tschechisch bleibt bis ins 20. Jahrhundert zu einem gewissen Teil und auf eine ganz originelle Art der sogenannte Böhmische Winkel.

Der Böhmische Winkel bis 1914.

Hauptgewährsmann für diesen Zeitabschnitt ist der tschechische Volkskundler Josef Kubín, der in einer langen Reihe von Jahren den Böhmischen Winkel besucht, Volkserzählungen[2]) und Volkslieder[3]) der Glatzer Tschechen gesammelt und eine tschechisch-glätzische Sprachlehre[4]) verfaßt hat. Durch seine Schriften tritt er als Kronzeuge dafür auf, daß sich der Böhmische Winkel in den letzten hundert Jahren stets preußisch und deutsch verhalten hat. Weitere Aufschlüsse bietet die deutsch-glätzische Nachkriegspublizistik.

[1]) Šimák J. V., Osídlení Kladska, Český Časopis Historický XXV (1919), 56.
[2]) Povídky Kladské, Národopisný Věstník Československý, Band I, II, Prag 1908, 1913.
[3]) Kladské Písničky, Český Čtenář XVII, Prag 1925.
[4]) Lidomluva Čechů Kladských, Rozpravy České Akademie, Prag 1913.



Karte des Böhmischen Winkels in der Grafschaft Glatz.

Der Böhmische Winkel ist durch Heuscheuer, Spiegelberg, Rabenstein und Ratschenberg gegen Deutschland abgeschlossen, durch die Schnelle und andere kleine Bäche, die ihre Gewässer der Mettau zuführen, nach Böhmen hin geöffnet. Vor allem ist es die tschechisch-böhmische Stadt Nachod, die als der natürliche Zielpunkt der Blickrichtung des Böhmischen Winkels anzusprechen ist. Der Böhmische Winkel ist etwa 40 Quadratkilometer groß,

12 Kilometer lang und 3—4 Kilometer breit. Rund 5000 tschechische Einwohner zählen der Tscheche Šembera[5]) 1877 nach Mitteilung des evangelischen Pfarrers in Straußeney, Tetzner[6]) 1900 und Kubín[7]) 1913. Patschowsky gibt in seinem 1902 erschienenen Führer durch die Grafschaft Glatz 4000 Tschechen an.

Die Tschechen wohnen in folgenden elf Gemeinden: Brzesowie (heißt jetzt Birkhagen), Schlaney, Sackisch, Kudowa, Tscherbeney, Blasewei, Jakobowitz, Straußeney, Bukowine, Nauseney und Scharfenberg. Das erst 1780 von Nachod nach Tscherbeney umgepfarrte[8]) Schlaney zählt 800 tschechische Einwohner, die deutsche Schulbildung haben und nicht mehr tschechisch lesen können. Die Wälder um Schlaney gehören der Stadt Nachod, dort auch wird der Lebensbedarf gedeckt, viele Schlaneyer verdienen ihren Unterhalt in den Webereien zu Poříč in Böhmen. Die 1906 vollendete Eisenbahn Reinerz—Landesgrenze bedingt deutsche Zuwanderung[9]). Mit Schlaney hängt Sackisch zusammen, das aber unter seinen 700 Einwohnern nur 57 zum Teil evangelische Tschechen hat, um derentwillen wöchentlich ein tschechisch-evangelischer Prediger aus Nachod herüberkommt[10]). In der Großweberei des östlich an Sackisch anschließenden, ganz deutschen Gellenau werden viele Tschechen aus den benachbarten böhmischen Dörfern Česká Čermná und Borová beschäftigt[11]). Brzesowie-Birkhagen liegt ganz abseits, ist durch einen Waldweg mit Nachod verbunden und erst 1780 von dort nach Tscherbeney umgepfarrt[12]) worden. Graebisch[13]) teilt mit, das Dorf sei ganz deutsch, weil es, durch eine Seuche entvölkert, vom deutsch-böhmischen Adlergebirge aus neu besiedelt worden sei. Über 300 alte deutsche Volkslieder hat er dort 1912 gesammelt. Kubín hat 1913 bei 480 Einwohnern 76 Tschechen festgestellt[14]) und 21 tschechische Volkserzählungen veröffentlicht[15]). Ein Viertel der Villen in Kudowa Bad sind im Besitz von Glatzer Tschechen, ein Drittel der Badegäste sind Polen, Russen und Tschechen[16]). Kudowa Dorf und das benachbarte Blasewei sind ganz tschechisch. Das eine Wegstunde lange Tscherbeney hat 1800 tschechische Einwohner und ist von dem tschechisch-böhmischen Malá Čermná nur durch die Landesgrenze getrennt, das wegen des böhmischen Biers und Tabaks von Glatzer Deutschen und Tschechen und auch von Kudowaer Badegästen gern und oft aufgesucht wird. Tscherbeney hat eine deutsche Schule und in der dortigen katholischen Pfarrkirche ist bis 1850 jeden zweiten und bis

[5]) Šembera Al. Vojt., Mnoho-li jest Čechů, Moravanů a Slováků a kde obývají, 1877; vgl. Kubín Lidomluva S. IV.
[6]) Tetzner F., Die Tschechen und Mährer in Schlesien, Globus LXXVIII (1900), 297.
[7]) Lidomluva S. V.
[8]) Die Tschechengefahr für die Grafschaft Glatz, Glatzer Heimatblätter, Sondernummer 1919, 12.
[9]) Ebenda 12.
[10]) Kubín, Lidomluva, S. VII.
[11]) Kubín, Písničky, 16.
[12]) Tschechengefahr, 12.
[13]) Ebenda 13.
[14]) Kubín, České Kladsko, Národopis lidu československého II, Prag 1926, 13 f.
[15]) Kubín, Povídky II, 122—181.
[16]) Kubín, Lidomluva, S. V.

1893 jeden dritten Sonntag tschechisch gepredigt worden. Bis 1866 ist ein zweisprachiger Katechismus im Gebrauch, und der Pfarrer genehmigt oft Trauungen von Tscherbeneyern in dem tschechisch-böhmischen Hronow[17]). In Straußeney wohnen evangelische Tschechen, die des Glaubens wegen ihre böhmische Heimat verlassen haben und dort von Friedrich dem Großen angesiedelt worden sind[18]). Um 1830 predigt der evangelische Pfarrer vormittags tschechisch, nachmittags deutsch, bis 1914 wird jeden dritten Sonntag tschechisch gepredigt[19]). Bukowine, Jakobowitz, Nausenev und Scharfenberg sind kleine, nur von Tschechen bewohnte Dörfer.

Obwohl die Sprache noch lebt, ist tschechisches Bewußtsein und Fühlen verschwunden. Die Glatzer Tschechen haben 1866 treu zu Preußen gehalten, vor allem wertvolle Kundschafterdienste geleistet[20]). Wenn Kubín ihnen während seiner zahlreichen Besuche gesagt hat: „Ihr seid doch Tschechen!", antworteten sie: „Nun ja, wir sind Tschechen, aber hier ist alles deutsch, hier sind wir Preußen"[21]). Die straffere Ordnung und die ungleich besseren sozialen Verhältnisse in Deutschland behagen ihnen; sie sind mit Preußen verwachsen, in der ärmsten Hütte findet man Bilder der Kaiser und siegreicher preußischer Schlachten. Kubín stellt fest, daß der preußische Tscheche keine Sehnsucht zeigt, Tscheche zu heißen[22]).

Die seit 1870 allein bestehende deutsche Schule hat bewirkt, daß die Schreib- und Leseunkenntnis des Tschechischen immer mehr um sich greift und das tschechische Schrifttum immer mehr an Boden verliert. Sprachlich stehen die Glatzer Tschechen der ostböhmischen Mundart des Tschechischen sehr nahe. Die mitunter beträchtlichen, aus der von Kubín verfaßten tschechisch-glätzischen Sprachlehre zu entnehmenden Unterschiede stehen jedoch nicht einer leichten gegenseitigen Verständigung im Wege. Kubín selbst hat 1907 je eine Bücherei von etwa 50 tschechischen Werken in Bukowine und Nausenev untergebracht. Der Erfolg war wenig erfreulich: die erste führte in Säcken auf einem Trockenboden ein dunkles Dasein, die zweite durfte er nach einiger Zeit in dem tschechisch-böhmischen Machau wiedersehen[23]). Der tschechische Dichter Sládek brachte mit Jiráseks und anderer tschechischer Schriftsteller Hilfe eine tschechische Bücherei in Malá Čermná zustande, doch scheint sich keineswegs die Anziehungskraft des böhmischen Biers und Tabaks auf jene verpflanzt zu haben. Einen letzten, gänzlich fehlgeschlagenen Versuch unternahm 1909 die Jednota severočeská in Machovské Končiny[24]).

Der Böhmische Winkel 1914—1919.

Der Entwurf eines „Slawischen Reiches", den Karel Kramář im Sommer 1914 dem russischen Außenminister Sasonoff vorgelegt hat, sieht die Grafschaft Glatz als Bestandteil des „tschechischen Zarentums" vor, das als autonomes Gebiet dem russischen Reich angeschlossen werden

[17]) Ebenda, S. VII.
[18]) Tschechengefahr, 19.
[19]) Kubín, Lidomluva, S. VII.
[20]) Ebenda.
[21]) Ebenda.
[22]) Ebenda, S. VIII.
[23]) Kubín, Povídky, I, 4.
[24]) Kubín, Kladsko 188.

soll[25]). Nach Kubín schließen die Tschechen 1917 die Grafschaft Glatz in ihre Landforderungen ein. Die Legionäre in Rußland erachten sie für einen unveräußerlichen Bestandteil der künftigen tschechischen Republik, und tschechische Blätter machen für sie das böhmische Staatsrecht geltend. Von glätzischer Seite soll damals ein Graf in Gellenau gleich dazu Stellung genommen haben. Am 30. Oktober 1917 erklärt der Abgeordnete Plener im österreichischen Reichsrat, es sei eine unerhörte Maßlosigkeit, auch Glatz zu fordern[26]). Ebenfalls 1917 konstituiert sich in der Grafschaft die „Vereinigung für Glatzer Heimatkunde", der einst der ganze Abwehrkampf obliegen sollte.

Am 28. September 1918 schließt die provisorische Regierung der Tschechoslowakei mit Frankreich einen Vertrag, in dem dem neuen Staat die geschichtlichen Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien zugesichert werden[27]). Doch die Tschechen geben sich keineswegs zufrieden, wie eine Karte beweist, die bei Pariser Verhandlungen im Oktober 1918 als Unterlage gedient hat und die die ganze Grafschaft mit Wartha und Umgebung als einen Bestandteil des neuen Staates verzeichnet[28]). Dementsprechend fordern gleich nach dem Umsturz die tschechischen Zeitungen die ganze Grafschaft. Amtlich werden diese Forderungen weder bestätigt noch widerrufen, und dies veranlaßt in der Grafschaft die wildesten Gerüchte. Jedermann ist zur Beteiligung am Abwehrkampf bereit. Anfang Dezember rechnet man mit einem tschechischen Einmarsch bei Kudowa[29]). Nach einigen kleineren Versammlungen findet am 14. Dezember 1918 ein großer Vortragsabend in Habelschwerdt statt, der als Auftakt zu der großen, die ganze Grafschaft erfassenden Abwehrbewegung anzusprechen ist[30]). Die dort gehaltenen Vorträge sind im Januar 1919 unter dem Titel „Die Tschechengefahr für die Grafschaft Glatz" als Broschüre erschienen und in der Grafschaft allgemein bekannt geworden. Am 22. Dezember 1918 bildet sich ein Ausschuß für die Arbeiten zur Tschechenabwehr unter Vorsitz von Rechtsanwalt Boese-Glatz, der wohl mit Recht als einer der Hauptretter der Grafschaft bezeichnet werden kann. Seinem blitzschnellen und umsichtigen Handeln vor allem ist es zu verdanken, daß zum Schluß alles gut ausfiel. Ein sofort erlassener Aufruf zur Abhaltung von Protestversammlungen hat durchschlagenden Erfolg. An der Habelschwerdter Versammlung am 29. Dezember nehmen 1500, an der Glatzer am 7. Januar 2000 Personen teil. In der Grafschaft gibt es beinahe kein Dorf, in welchem damals nicht gemeinsam protestiert worden wäre. Glatzer Versammlungen sind auch in Berlin und Breslau veranstaltet worden[31]).

Unterdessen sind die Tschechen nicht minder rührig. Der tschechische Rechtshistoriker Jan Kapras fertigt für die Friedenskonferenz bestimmte Landkarten an[32]), die die Grafschaft als tschechische Forderung aufweisen, und widmet im Sammelwerk „Odcizené části českého státu (Die entfrem-

[25]) Lidové Noviny 1934, Nr. 317 und 335.
[26]) Kubín, Kladsko, 7 f.
[27]) Glatzer Heimatblätter V (1919), 5.
[28]) Leobschützer Volkszeitung 1918, Nr. 295.
[29]) Tschechengefahr 15.
[30]) Gl. Heimatbl. V, 8 f.
[31]) Ebenda 10 f.
[32]) Slovanský Přehled XXII (1930), 75.

deten Teile des tschechischen Staates)" zwei Aufsätze der Grafschaft. Die berüchtigte Landkarte von Machát geht damals durch die Welt und auch Staatspräsident Masaryk soll sich für die Einverleibung von Glatz ausgesprochen haben[33]). Seit Neujahr 1919 sprechen offiziöse tschechische Meldungen und Interviews nur von der Zuerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Glatzer Tschechen. Private tschechische Stellen verbreiten in Böhmen das Gerücht, auf reichsdeutscher Seite ständen Tausende von Geschützen und große Infanteriemassen zum Überfall auf Böhmen bereit. Die Feindseligkeiten hätten schon begonnen und die Tschechen drängen siegreich in der Grafschaft vor[34]).

Die gleich nach dem Umsturz einsetzende tschechische Abkehrbewegung von Rom bringt die streng katholischen Glatzer Tschechen in einen unüberwindlichen Gegensatz zu denjenigen, die darnach strebten, ihre Befreier zu werden. Die erste Kundgebung der Glatzer Tschechen in jener kritischen Zeit ist das Ersuchen der Tscherbeneyer Katholiken, die bisher noch übriggebliebenen tschechischen Meßgebete durch deutsche zu ersetzen[35]). Im Januar 1919 verfassen die tschechischen Gemeinden des angrenzenden Böhmen ein Memorandum, daß von den Glatzer Tschechen unterzeichnet und hernach den Alliierten vorgelegt werden soll. Die Glatzer Tschechen haben nicht nur nicht unterschrieben, sondern ihrer Ablehnung noch hinzugefügt: „Und wenn wir alles daransetzen sollten, ja sogar gerechtes Blut vergießen müßten, wenn wir nur bei Preußen bleiben[36])!" — Am 13. Januar verständigt die Entente den Staatspräsidenten Masaryk, daß keine Aussicht bestände, eine Zustimmung für die tschechoslowakischen Ansprüche auf deutsches Gebiet zu erlangen[37]). Nichtsdestoweniger fordert die tschechische Presse weiter die Grafschaft und macht die Öffentlichkeit mit dem Gedanken vertraut, gegebenenfalls durch Handstreiche vollendete Tatsachen zu schaffen. Gerüchte wissen von einem konzentrischen Angriff auf die Grafschaft von Jauernig, Mittelwalde und Braunau aus[38]). Da erklären plötzlich die Großmächte am 24. Januar, sie könnten keinesfalls eine durch Gewalt herbeigeführte Sachlage dulden und empfehlen aufs wärmste, alle Ansprüche ausschließlich in die Hände der Friedenskonferenz zu legen[39]). Als deutsch-tschechische Grenze sollen bis zum Friedensschluß die Grenzen der Länder Böhmen, Mähren und Schlesien gelten. Am 6. Februar 1919 teilen die Minister Kramář und Beneš den Alliierten zu Paris offiziell die tschechoslowakischen Gebietswünsche mit. Auf die Grafschaft als Ganzes hat man verzichtet, es ist nur noch von Grenzberichtigungen bei Glatz die Rede[40]).

Der glätzische Tschechenabwehrausschuß hat seit seiner Begründung tüchtige Arbeit geleistet, die ganze Grafschaft aufgerüttelt und am 31. Januar einen Protest an Wilson gerichtet, der besagt, daß von den

[33]) Kubín, Kladsko 7.
[34]) Leobsch. Volksz. 1918, Nr. 288.
[35]) Die Grafschaft Glatz kein Tschechenland, Glatzer Heimatschriften VII (1921), 27.
[36]) Kubín, Kladsko 8.
[37]) Leobsch. Volksz. 1919, Nr. 11.
[38]) Ebenda Nr. 22.
[39]) Ebenda Nr. 22.
[40]) Ebenda Nr. 33.

170 000 Einwohnern der Grafschaft kaum 5000 sich der tschechischen Umgangssprache bedienen und daß alle 170 000 bei Deutschland bleiben wollen. Unterschrieben ist dieser Protest von 617 Vereinen und Körperschaften, 11 332 Einzelpersonen aus 45 Ortschaften und 3800 sozialdemokratischen Wählern und Wählerinnen aus 8 Ortschaften[41]). Der Böhmische Winkel hat an dieser Aktion bis auf den letzten Mann und die letzte Frau teilgenommen. Am 24. Januar verwandelt sich die Vereinigung für Glatzer Heimatkunde in einen „Verein für Glatzer Heimatkunde", der nun unter Boeses Vorsitz alle heimattreuen Grafschafter noch intensiver zusammenhält[42]). Im Februar trifft im Böhmischen Winkel eine interalliierte Kommission ein, der die Glatzer Tschechen erklären, daß sie unter keinen Umständen die preußische Zugehörigkeit verlieren wollen[43]). Obwohl gerade damals die tschechische Friedensdelegation neuerlich eine die Grenzberichtigungen bei Glatz betreffende Denkschrift abgegeben haben soll, wehren sich seit Februar Amerika und England immer mehr und offener gegen die tschechischen Forderungen[44]). Am 4. März spricht sich Lloyd George öffentlich gegen den Expansionsgeist der Tschechen aus, Anfang April verspricht Balfour sich dafür einzusetzen, daß über hundert Jahre deutsche Gebiete an neu gebildete Nationen nicht abgetreten werden sollen[45]). Am 13. März versprechen die in Glatz versammelten 34 Soldatenräte der Brigade Brandenstein, die Grafschaft bis auf den letzten Mann zu verteidigen[46]). Doch jede Gefahr einer militärischen Besetzung ist geschwunden, seit am 15. März die Tschechoslowakei alle Jahrgänge über 30 Jahre entläßt, an der Grenze gut disziplinierte Legionäre postiert und der freie Grenzverkehr in keiner Weise beeinträchtigt wird[47]). Ende März glaubt der Tschechenabwehrausschuß behaupten zu dürfen, daß die Grafschaft bei Deutschland bleibt. Da aber die deutsche Regierung noch im April mit der Möglichkeit einer Abstimmung in der Grafschaft rechnet[48]), holt der Tschechenabwehrausschuß zu letzten großen Vorbeugungsmaßnahmen aus, arbeitet mit den hohen preußischen Behörden zusammen, erwirkt eine wesentliche Verstärkung des Grenzschutzes und fordert einen Vertreter bei den Friedensverhandlungen. Am 6. Mai protestiert die katholische Einwohnerschaft von Tscherbeney nochmals gegen eine geplante Einverleibung in die Tschechoslowakei[49]). Die am 7. Mai überreichten Friedensbedingungen lassen die böhmisch-glätzische Grenze unverändert. Ende Mai erfolgt ein letzter tschechischer Versuch: die Städte Nachod, Hronow und Politz schicken eine Denkschrift nach Paris[50]). Vergebens. Das sonst so ungerechte Instrument vom 28. Juni 1919 läßt den tapferen Grafschaftern verdiente Gerechtigkeit widerfahren, die Grafschaft bleibt deutsch und ungeteilt.

[41]) Gl. Heimatbl. V, 12 ff.
[42]) Ebenda V, 1 f.
[43]) Kein Tschechenland 25.
[44]) Kubín, Kladsko 8.
[45]) Gl. Heimatbl. V, 44.
[46]) Leobsch. Volksz. 1919, Nr. 60.
[47]) Ebenda 1919, Nr. 68.
[48]) Gl. Heimatbl. V, 45.
[49]) Leobsch. Volksz. 1919, Nr. 102.
[50]) Kubín, Kladsko 8.

Am 13. August 1919 weilt der Organisator der tschechoslowakischen Armee, der französische General Pellé, in Nachod. Die anläßlich des hohen militärischen Besuchs gehaltenen Reden beschäftigten sich auch mit dem nunmehr verlorenen Böhmischen Winkel im allgemeinen und mit dessen strategischer Bedeutung im besonderen[51]). Man möchte ihn nun gern auf dem Tauschwege gewinnen und gegebenenfalls dafür hergeben Asch, Braunau, Jauernig oder das vom Friedensvertrag zugesprochene, sich aber noch ganz gehörig wehrende Hultschiner Ländchen. Der Tschechenabwehrausschuß erkundigt sich sofort in Berlin. Der Reichsregierung ist nichts bekannt, irgendwelche derartige Verhandlungen hätten nicht stattgefunden, man denke gar nicht dran, auch nur ein Stückchen der Grafschaft auf dem Tauschwege abzutreten[52]). Wir haben es also hier wohl bloß mit einem Versuchsballon zu tun.

Die Grafschaft Glatz ist ein Teil der Erzdiözese Prag und hat unter einem Großdechanten ein eigenes Dekanat gebildet. Die Tschechenabwehr läßt den Wunsch nach kirchlicher Unabhängigkeit laut werden, im Sommer 1919 wird publizistisch auf ein Bistum Glatz hingearbeitet[53]). Dazu ist es allerdings nicht gekommen, aber der neue Prager Erzbischof Franz Kordač trägt dem Verlangen nach Verselbständigung doch Rechnung und erhebt am 2. August 1920 die Grafschaft zu einem Generalvikariat[54]).

Am Anfang des Jahres 1921 wird die Grafschaft neuerdings Gegenstand einiger tschechischer Blätterstimmen. Das „České Slovo" weiß von 20 000 Stummen, die nie gezählt werden und folglich Tschechen sind. Die „Národní Demokracie" wirft der Friedenskonferenz ethnographische Unkenntnis vor und teilt das Ergebnis einer privaten Volkszählung mit. Von den 180 600 Einwohnern sind 17 v. H. preußischen Geblüts, 58 v. H. tschechische Renegaten, 16 v. H. laue Tschechen und 9 v. H. Tschechisch-nationale. Nach dem Anschluß an die Tschechoslowakei wird die Zahl der Renegaten bestimmt um die Hälfte sinken, eine Abänderung der Grenze muß erstrebt werden[55]). Der „Verein für Glatzer Heimatkunde" antwortet sofort mit dem Schriftchen „Die Grafschaft Glatz kein Tschechenland", in dem die Grafschaft nach verschiedenen Gesichtspunkten behandelt wird.

Als Abschluß der tschechischen Bemühungen um den Böhmischen Winkel ist das von Kubín verfaßte und 1926 erschienene Prachtwerk „České Kladsko (Das tschechische Glatz)" anzusehen. Als Herausgeber zeichnet die Tschechoslowakische Volkskundliche Gesellschaft, die Auslagen haben mit gedeckt das tschechoslowakische Schulministerium, die Tschechische Akademie der Wissenschaften und Künste und die Archäologische Kommission dieser Akademie. Kubín hat in diesem Werk alles niedergelegt, was er von den Glatzer Tschechen wußte, und es hat durchaus das Gepräge eines wissenschaftlichen Buches. In der Einleitung schildert er einige Nachkriegsbegebenheiten, u. a. auch das ablehnende Verhalten der Glatzer

[51]) Gl. Heimatbl. V, 94.
[52]) Kubín, Kladsko 9; Leobsch. Volksz. 1919, Nr. 205 f.
[53]) Gl. Heimatbl. V, 92.
[54]) Ebenda VI (1920), 122.
[55]) Kein Tschechenland 24.

Tschechen, und schließt mit den Worten: „Ich nehme Abschied von dir, Glatz. Die Gerechtigkeit überströmte die ganze Welt, alle wurden ihrer teilhaftig, nur dir ward sie vorenthalten. Ich nehme Abschied von dir!" Und Kubín scheint seither nicht mehr im Böhmischen Winkel gewesen zu sein.

Daß heute die Beeinflussung von tschechischer Seite ganz aufgehört hätte, darf wohl nicht behauptet werden, sie ist aber auf ein derart geringes Maß gesunken und vermag sich so schwer geltend zu machen, daß sie kaum ins Gewicht fällt. In den dem Böhmischen Winkel benachbarten tschechisch-böhmischen Dörfern werden mit Vorliebe Sokolfeste, Theateraufführungen, Kasperletheater u. ä. abgehalten und die Ankündigungen an die Häuser dicht an der Grenze geklebt. Für die Evangelischen des Böhmischen Winkels wird wöchentlich in Machovské Končiny eine Bibelstunde gehalten. Die Verkehrsverhältnisse sind trotz der Eisenbahn und der modernen Straßen noch immer so ungünstig, daß sie Beziehungen zu Böhmen fördern. Der deutsche Arzt kann mit seinem tschechischen Kollegen im Preis nicht konkurrieren, bei Bränden erscheint als erste die tschechische Feuerwehr, für die Nausener ist der Kirchenbesuch in Machau viel bequemer als in Passendorf.

Wie weit die Bewohner des Böhmischen Winkels im deutschen Kulturkreis drinstehen und wie sehr sie mit dem Schicksal des deutschen Volkes verquickt sind, hat der Aufbruch der Nation 1933 gezeigt. Alle Verbindungen mit Böhmen sind abgebrochen, der Schmuggel hat aufgehört, die jungen Leute sind in der SA., und die NS.-Volkswohlfahrt hat äußerst regsame Mitarbeiter. Das Jahr 1933 hat das Werk vom Jahre 1919 gekrönt, damals hat der Böhmische Winkel für sein Verbleiben bei Deutschland gekämpft und 1933 hat er bewiesen, daß deutscher Geist ihn ganz und gar erfüllt.

Friedrich Graebisch:

Proben schlesischer Mundart zu beiden Seiten der Sudeten

Während im Süden und Westen Sudetendeutschlands einschließlich der Iglauer Sprachinsel oberdeutsche Mundarten — und zwar der bayerischen und nordgauischen Gruppe — herrschen, gehört der ganze Norden und Osten zum Gebiet der mitteldeutschen Mundarten. Diese teilen sich in eine kleinere westliche Gruppe, das sogenannte Nordwestböhmische, das dem Vogtländischen nahe verwandt und somit eine fränkische Mundart ist, und in eine größere östliche Gruppe, die zum Schlesischen gehört. Die Grenze dieser beiden Gruppen verläuft etwa zwischen Komotau und Brüx. Die Mundarten des Schönhengstgaues zeigen auf schlesischer Grundlage starke bayrische Einschläge, die in geringerem Maße auch in der Altvatermundart und in der des oberen Elbegebietes vorhanden sind. Eine eigene kleine Gruppe bilden die Zipser Mundarten, die dem Schlesischen sehr nahe stehen, aber mehr oder weniger Einflüsse bayrischer und westmitteldeutscher Mundart zeigen.

Früher rechnete man einen großen Teil des nordböhmischen Mundartgebietes zum Obersächsischen, aber die Untersuchungen v. Unwerths haben erwiesen, daß alle Hauptmerkmale des Gesamtschlesischen auch den Mundarten Nordböhmens bis zur vorgenannten Mundartengrenze und einiger Grenzgebiete Obersachsens (östliches Erzgebirge; Sebnitz; sächsische Oberlausitz) gemeinsam sind. Dazu gehören besonders auch der lautliche Zusammenfall von gedehntem mhd. o mit mhd. â, von gedehntem mhd. u mit mhd. ô und die Dehnung alter Kürzen in vielen einsilbigen Wörtern und in mehrsilbigen vor t usw. (z. B. Kopf, Stall, Kette, Vogel usw.), während im Obersächsischen gedehntes mhd. a mit mhd. â, gedehntes o mit ô zusammengefallen und jene Dehnungen nicht eingetreten sind. Von den benachbarten Mundarten der fränkischen Gruppe trennen das Schlesische besonders folgende Unterschiede: die Entwicklung von mhd. ie, uo, üe, die im Schlesischen stets zu i bzw. u monophthongiert, im Ostfränkischen (und Nordgauischen) aber mit gedehntem mhd. i, u, ü zusammengefallen sind, sowie der Übergang von mhd. offenem ë zu a im Schlesischen, während die anderen vorgenannten Mundarten den e-Laut bewahrt haben; so spricht man z. B. in Komotau nach fränkischer Art „a braats Breet", dagegen hinter Brüx aber „a breetes Braat" nach schlesischer Art. Auch die schlesischen Formen ni(ch), nischt, ock gegenüber den westlichen net, nix, när (nur) fallen auf.

Von den Hauptgruppen der schlesischen Mundart im weiteren Sinne herrscht das Westschlesische (nordböhmisch, oberlausitzisch) und das Süd-

schlesische (Gebirgsmundart, nordmährisch) zu beiden Seiten der Landesgrenzen. Das „Neiderländisch-Schlesische" der schlesischen Ebene hat zwar keinen eigentlichen Vertreter in Sudetendeutschland, aber die neiderländische Apokopierungsmundart, deren Kern die Gegend von Glogau ist, strahlt über Löwenberg und Lauban (mit heute gemischter oder Oberlausitzer Mundart) in einigen — zum Teil aussterbenden — auffälligen Spracherscheinungen (gedehntes mhd. a = ua, mhd. e = iä, mhd. î = ää, mhd. û = å, Palatalisierung der Zahnlaute, Abfall der Endung e) bis in die Nordostecke Böhmens (Friedland, Neustadt a. T.) aus. Der Übergang von i zu e, von u zu o, von mhd. ei zu ää oder aai, von mhd. ou zu aa, die Reibelaute ch (j) und w für inlautendes g und b sind auf sudetendeutscher Seite weiter verbreitet als auf reichsdeutscher. Apokopierungsgebiete (bezüglich der Endung e) sind 1. das Osterzgebirgische und die Gegend von Brüx, 2. die Gegend von Friedland-Lauban, 3. die Gegend von Hohenelbe, 4. das Gebiet der Altvatermundart und der südlich und östlich davon gelegenen Rand- und Sprachinselmundarten, das Zipserische (außer Hobgarten) und das Schönhengstische; davon hängt die Friedland-Laubaner Gegend über Nordschlesien mit dem nordostdeutschen, die übrigen eben genannten Gegenden mit dem süd- und westdeutschen Apokopierungsgebiet zusammen.

Die in Betracht kommenden Mundarten können in folgende Gruppen eingeteilt werden:

I. Westschlesisch. Die anlautenden Verschlußlaute haben sämtlich ihren Stimmton verloren. Im böhmischen Isergebirge und der schlesischen Oberlausitz werden in gewissen Stellungen noch Schwach- und Starklaute unterschieden, in den westlicheren Gebieten fallen alle Starklaute (außer k vor Selbstlauten) mit den entsprechenden Schwachlauten zusammen; auch die Reibelaute ss, sch, f, ch werden daher zu stimmlosen Schwachlauten. Die Endung en ist erhalten.

1. Im westlichen Teil dieses Gebietes (östliches Erzgebirge, Brüx, Teplitz, Leitmeritz, Aussig, Tetschen) wird mhd. a vor Velar zu o oder å, mhd. ou zu aa. Im sächsischen Anteil und bei Brüx ist die Endung e abgefallen, weiter östlich erhalten. Bei Brüx-Teplitz werden die Selbstlaute vor n noch teilweise genäselt gesprochen. Die Gegend von Dauba und Böhmischleipa hat bereits ou für mhd. ou und leitet daher zur folgenden Gruppe über. (Proben 1, 2, 3.)
2. In den östlich angrenzenden nordböhmischen Bezirken (Schluckenau, Rumburg, Gabel, Niemes, Reichenberg, Gablonz, Friedland, Rochlitz), dazu Sebnitz und Seifhennersdorf i. Sa. und in der sächsischen Oberlausitz (südlich von Schirgiswalde-Löbau) ist mhd. a vor Velar als a oder aa erhalten, mhd. ou durch ou, oo oder auch au vertreten. In der sächsischen Oberlausitz sind alle Starklaute (außer k) abgeschwächt wie im Gebiet 1, in den böhmischen Bezirken werden jedoch die Starklaute noch teilweise unterschieden. Bei Friedland ist die Endung e abgefallen und (in älterer Mundart) mhd. î und û noch monophthongisch durch ää und å vertreten. (Proben 4 und 6.)
3. Die schlesische Oberlausitz hat ähnliche Lautverhältnisse wie die angrenzenden böhmischen Bezirke, aber k vor l und r, sowie p und t sind abgeschwächt; bei Lauban herrscht Apokope. (Probe 5.)

II. Die Gegend von Löwenberg ist ein Übergangsgebiet vom Gebirgsschlesischen zum Neiderländischen mit einzelnen Apokopierungsformen. (Probe 7.)

III. Südschlesisch. Stark- und Schwachlaute werden unterschieden, diese sind anlautend oft stimmhaft. Die Endung en ist teilweise zu a oder e geworden.

a) Gebirgsmundart im engeren Sinne (nach v. Unwerth). Die Endung en wird meist zu a.
   1. Nördliche Gruppe (bei Hirschberg, Landeshut, Waldenburg). Die Endung en nach l und nn in Zeitwortformen wird nicht zu a (kinn = können, haaln = halten). (Probe 8.)
   2. Böhmische Gruppe (bei Trautenau, Wekelsdorf, Königinhof); auch bei Freiwaldau in Schlesien und Schildberg in Mähren werden sehr ähnliche Mundarten gesprochen. Die Endung en wird in dieser und den beiden folgenden Gruppen nach l und nn stets zu a (kenna, haala), Langvokal vor r ist geschlossen (Juhr, hiern). Im Aupagebiet ist mhd. a vor Velar als a oder aa erhalten, ebenso die Endung e; im Elbegebiet ist mhd. a stets zu o oder å geworden und die Endung e abgefallen (Übergang zur Mundart III b). (Proben 9 und 10.)
   3. Glätzische Gruppe (in der Grafschaft Glatz, bei Braunau, im Adlergebirge und bei Grulich). Ähnlich der vorigen Gruppe, aber die Endung e ist erhalten, und Langvokal vor r ist sehr offen (Jåhr, häärn). (Proben 12 und 13.)
   4. Oberschlesische Gruppe (bei Ziegenhals, Neustadt OS. und Hotzenplotz). Offenes o und e sind vor Nasalen (n, ng) nach u und i verschoben (honn oder hunn = haben, Muun = Mann, schenka oder schinka = schenken). (Proben 14 und 15.)

b) Altvatermundart oder Nordmährisch, auch Oppaländisch genannt mit der Mundart des oberen Elbetals (Hohenelbe). Mhd. a ist (außer in einigen Randgebieten) allgemein zu o oder å geworden, die Endung e ist apokopiert, die Endung en wird nur nach Nasalen (mm, nn, ng) zu a oder e. Südlich von Leobschütz wird eine Übergangsmundart zum Gebirgsschlesischen gesprochen. (Proben 11 und 16 bis 18.)

c) Schlesische Rand- und Sprachinselmundarten (Katscher, Kostenthal und Schönwald in Oberschlesien, Kuhländchen mit Neutitschein, Bielitz mit Wilhelmsau). Diese schließen sich ebenfalls an das Gebirgsschlesische (Gruppe III a) an, erinnern aber durch ihre Altertümlichkeit und andere Einzelheiten auch an die anderen Gruppen des Schlesischen. (Proben 19—21.)

Die Schreibweise der folgenden Texte ist einheitlich von mir durchgeführt nach den von mir in der „Mundart der Grafschaft Glatz" (Mittelwalde 1920) aufgestellten Grundsätzen. Von einer streng phonetischen Schreibung mußte aus Rücksicht auf die meisten Leser, sowie auf die Druckerei abgesehen werden. Zum Verständnis sei noch folgendes bemerkt:

1. a bedeutet ein helles a. (Nur in Probe 1.)
2. e bedeutet den kurzen zwischen offenem e und i liegenden Laut, z. B. Kend = Kind.

3. i bedeutet ein nach e hin getrübtes i, das aber mit geschlossenem e nicht zusammenfällt. (Nur in Probe 1.)
4. o bedeutet den kurzen zwischen offenem o und u liegenden Laut, z. B. jong = jung.
5. å bedeutet den langen zwischen a und geschlossenem o liegenden Laut, z. B. Våter = Vater.
6. ł ist relar zu sprechen, ähnlich dem harten polnischen ł. (In den Proben 6, 14, 18, 20, 21.)
7. n bedeutet Näselung des vorangehenden Selbstlautes. (In Probe 2.)

Besondere Schwierigkeiten bereitet die Schreibweise der Geräuschlaute in den Proben 1—6 und 11 (vgl. dazu die Bemerkungen zum „Westschlesischen" sowie die Fußnoten in den Proben 1 und 11), sowie die in verschiedenen Proben enthaltenen palatalisierten Laute und Diphthonge; so daß in diesen Fällen nur eine annähernde Bezeichnung der gesprochenen Laute durch die Schrift möglich ist; ie ist stets wie langes i, ie aber diphthongisch zu sprechen.

1. Leubsdorf a. d. Flöha (östl. sächs. Erzgebirge).

1. Unser Nachber Augusd es schon ä aller granger Mann. Ar es unser Wreind un der Bood won unsern Määdl, won der Mielchen[1]). Mer hann aa än Gong', daar hääsd Kall, dswää Määdeln sein schon[2]) gschdorm. Heid koom der Bood Augusd dse uns. Ich waar grood dauf'n bein Ogsn un sooch'n komm. Ar wulld en d' Kärch genn, oower der Waag bes dser Kärch es weid un schlachd, un 's gedd iewer än hooch'n Barg wag. Do hoo'ch'n g'hääsn ä besl neidsegenn, un ich dood de Ogsn oonschbann un hulld de Mudder aus der Kech. Der Bood had wär (= für) cheeds won dan Kinnern än Abbel un änne Bärn midbrochd, un an Muundch (= Montag) hann se ä dlää (= klein) dschaggch (= scheckich) Kadsl won'n griechd. De Kinner wolldn'n gar nech meh wordlos'n, ar es emmer so sähr guud med'n, weil se emmer seche guude Andworden gaam, wenn'r sche wos wrood. Ar well'n noch mehr won sänn Abbeln un Bärn gaam, morchn solln se dsuun komm un de Bäämer scheddeln. De Kinner baaden aa olle Dooch dsun liem Godd, ar mächd dan gudden Booden noch lange an Laam los'n. Edse mach oower deine Arbd, du hasd noch nischd g'machd. Do duu när wleis'ch lärn un schreim un rach'n; du kannst nocherds mid'n dlänn Kall of de gruuse Wies schbieln genn, weil's nech mehr rään̈d, un's Waader es äsoo scheen worn.

2. Mei Wooder had änne gruuse Bauerwerdschawd dleich naam Wuurschdand. Doo hammer ä schee Haus, än Schdall, änne Schein, ä Ansdsogsheisl, wuu de alln Groosellern drenne wuhn, än Gadden med wieln (= vielen) Oobsdbäämern un Wald (= Feld) un Wies un än Deich, un aa ä Schdeggl Busch, dos es unser. Heid es der Wooder nech derhämm. Ar es en der Schdadd, ä Schwein un ä Kolb werkääw'n. Em ä Sieme rem mus der Wooder wieder doo sein, ehr wärd'r wuhl nech wiederkomm. Doo geh ich 'n ä gruus Schdegg engään, un wänn 'r nocherds dsor Schdommdier reikimmd, doo schbrecht'r: „Ech hoo eich cheeds äwos rachd Scheends medg'brocht!" Un doo es de Wrääd gruus; med leern Hänn kimmd'r dach käämool, un olln brängd'r wos med. Un doo schdedd dernooch der gandse Diesch wolle.

(Nach Schuldirektor i. R. Emil Tetzner.)

[1]) und [2]) Auch ch, s, sch werden stets als Schwachlaute und ohne Stimmton gesprochen, ebenso in den Proben 2, 3 und 4.

2. Graupen, Bez. Teplitz (Nordböhmen).

1. Unser Nubber Wrands (= Franz) is schun e alder granger Mooun. Aar is unser Wreind und der Både wun unsrer Mielie. Mier honn aa en Jung', daar heesd Korl, dswee Meeln sein uns schun geschdor(b)m. Heinde kåme der Både dsu uns; iech wår gråde drauf'n ban Ugsen und såch'n kumm. Aar wullde in de Karche gihn, åwer der Waag-in de Karche is weid-und schlachd, und's gihd-iewer en huuch'n Barg. Doo hå ich 'n hääf'n e Bisl (od. Bill) neingihn, und iech schbonnde de Ugsen ein. Dann hå ich de Mudder aus der Schduuwe gehulld. Der Båd-Wrands hood-en jeeden Kinde en Abbel und-eene Barn midgebruchd, und-in Moondiche honn se e gleen schaggich Kadsl (=Kätzchen) wun'ngriechd. De Kinder wulldenin går nimmeh fordlus'n, aar is immer esuu gudd mied'n, wall s'n immer suu guude Andwården gaam, wenn'r se wos wroochd. Aar will 'n noch mähr vun sann Abbeln und Barn gaam; morg'ng sulln se dsuu 'n kumm und-de Bääme schiddeln. De Kinder baaden aa olle Dåche (od. Deeche) dsun liem Harrgood, aar sull'n Båd-Wrands noch rachd lange laam lus'n. Gugg-ugg! Doo kimmd-de Mielie! Jds moch ugg deine Arbd, duu hosd juu noch går nischd gemochd! Doo duu ugg fleisich larn und schreim und rechnin, dernooun konnside mied'n Korl uf der gruusen Wiese schbieln, wall's nimmeh reend und's Wadder wieder suu schien wurn is.

2. Mein Wodder hood-eene gruuse Bauernwardschowd glei naam Wårschdeher. Doo hommer e schien Haus, en Schdål, eene Scheine, e Ausgedingeheisl, wuu de alln Gruußeldern drinne wohn, en Go(r)dden mid wiel Oobsdbeem und Wald (= Feld) und Wiese und-e Deichl, und-aa e Schdiggl Buusch gehäärd-uns. Heinde is der Wodder nich derheeme. Aar is in de Schdåd e Schwein und-e Kolb werkeew'n. Jech hädde juu midwåhrn kinn, åwer iech bie liewer derheeme gebliem. Doo gih ich mid'n Gng'achden (= Knechten) und'n Diensdmeen und halw'n schun e Bisl (od. Bill) Hee wenn und Glien (= Klee) haan. Dernooun will ich noch auf'n Busche e Dibbwel Gråsdbääre åder (od. åwer) Schwämme hulln. Doo wiere åwer de Mudder Wreede honn, dos wäär awos Schienes wier se. Dernooun, nooumiddich, dummer mid Wårschdeherisch Jung' schbieln. Wenn's åwer renn sullde, doo bleiw-ich hinne in der Schduuwe. Heinde wadd-de Mudder Bruud bogg'n und hinnooch Schdreislkuch'n, und-iech waar 'r halwn Hulds oounleein in Bogguuw'n. Suu im e Siem rim-mus der Wodder wieder doo sein; eeinder wadd 'r kamd dserigge-kumm. Doo gih ich 'n schun e gruuses Schdigge inggeeng'. Und wenn a dernooun dser Schduumdiere rein-kimmd, doo sood'r: „Hodd'r aa gudd gewulchd? Jech hå eich olln awos-sähr Schienes midgebruchd!" Und-doo is gruuse Wreede, denn mid läärn Hänn kimmd'r nich, und-ejeeds griechd awos wun'n; und-doo schdihd dernooun der gandse Diesch wull.

(Nach Lehrer Heinrich Bittner.)

3. Schokau, Bez. Bensen (Nordböhmen).

1. Unsa Nubba Naads isch-schund e alda granga Mån. Ha kimmd uwde; ha äis da Både wu unsa Kaade, da Mielie. Mia honn aa en Kalln,

daa hääſd Koll, dſwää Kaaden ſein ſchun duud. Heide is da Både dſu uns kumm, iech woa gråde daſ'n bein Ugſen un hå'n ſahn kumm. Haa wullde ei Kerche gihn, åwa da Waag ei de Kerche äis dſu weid un dſu ſchlachd, 's gihd iewar-en gruuſen Barg. Ich ſåade iewan, ha ſelld' ogg e glää Biſl neigihn; donn hå 'ch de Ugſen eigeſchbonnd un hå de Mudda aus da Kiche gehulld. Da Både houd 'n jäädn wu daan Kindan ään Abbel und enne Beane midgebruchd, om Moundſche (= Montage) honn ſe e ſchie glää Gadſl wunn griggd. De Kinda wullden-en gåa ni mäi woddloun, ha iſ-imma ſu ſäa gudd uff ſe, weil ſe imma ſu ſchiene räidn, wenn a ſe wos wrån duud. Haa wie'n aa noch mäia wu ſenn Abbeln un Bean gaan; manne ſinn ſe dſuun kumm un e båa råſchiddeln. De Kinda baaden aa olle Dåche dſu unſen Harrgodd, ha mechd'n nou rachd lange on Laab'm loun. Sieh ogg, dou kimmd-de Mielie! Wäider (= förder, eile) ogg edſe! Huſd ſuu nou niſchd gemochd! Du ogg ſchiene lann un ſchreib'm un rech'n, donn konnſde ſchbieln mid Kolln uw da gruuſen Wieſe; 's rääud juu ni mäi, un 's is wieda ſchiene wuuadn.

2. Mei Wåda houd enne gruuſe Weadſchowd glei naab'm Schuldſen. Ma honn e ſchie Haus, en Schdål, enne Scheine, e Ausgedinge, wu de alden Leide drinne wouhn, en Gåaden mid wie (= viel) Oubſdbääm drinne, e Weld, enne Wieſe und-e glää Deichl; e Schdiggl Buuſch gehääd-aa dadſuu. Heide is da Wåda näi dahääme. Ha äiſ-ei de Schdåd e Schwein und-e Kolb wukääw'm. Jech kunnd midwåan, åwa ich bin liewa dahääme geblieb'm. Eds gih'ch mid'n Gng'achden (= Knechten) un 'n Mäiden un halw'm e glää Biſl Hei wenn un Glien (= Klee) moch'n. Donn wie'ch noch auf'm Buſche en Dubbwels Gråsbean åwa Schwämme hulln. Dou mechd unſe Mudda Wrääde honn, dås wää enne ſchiene Midbringchde. Danoun, noumiddſch, dumma mid Wulw'm (= F. N. Wolf) ſenn Kalln rimreiden. Wenns åwa ſellde renn, dou bleib'ch hinne ei (da)[3] Schduuwe. Heide wead-de Mudda Bruud bogg'n un dernou Schdreiſlkuch'n; iech waar-a halw'm Hulds åläin eim Bogguuw'm. Im e Sieb'm wead wuu da Wåda wieda dou ſein; äinda wead-a wuu näi kumm. Dou gih'ch'n ſchun e grußß Schdigge eidegääne. Un wenn a danoun dſe Diere reikimmt, ſåad-a: „En Jäädn wu eich hå'ch wos-ſäa Schienes midgebruchd!" Dou honn ſe wein (= fein) Wrääde; läa kimmd-a näi hääm (od. hemm), und ejääds griggd ewås wunn (= von ihm); dou ſchdihd-da gandſe Dieſch wuu. (Nach Dr. Franz Pompé.)

4. Großſchönau, Kreis Zittau (ſächſ. Oberlauſitz).

Mei Wåder hood-anne gruuſe Bauerwirdſchowd glei naabm-m Gemeendewierſchdande. Doo hommer a ſchie Haus, an Schdål, anne Schoine, a Ausgedingehoiſl, wuu de aaln Gruuſa(j)ldern[4] drinne wohn, an Gård'n mid will Oobſdbeem und Wa(j)ld (= Feld) und Wieſe und a Deichl, und oo a Schdiggl Buuſch gehirrd uns. Hoide is der Wåder ne derheeme. Aar is a der Schdåd und will a Schwein und a Kolb werkeew'm. Jech hädde ja kunnd midwåhrn, iech bie aaber lieber derheeme geblieb'm. Doo gih'ch mid'n Gng'aa(j)chd'n (= Knechten) und 'n Maa(j)dn und halw'n a biſl 's Wudder (= Futter) wenn und Glie hoob'm (= Klee hauen). Dernoo will'ch no auf'n Buſche an Doobwl Gråsbääern ooder Bildſe hulln. Doo wierch aaber amool de Mudder wrään, dos wäär aaber anne Middebrengje wer-ſche (= für ſie)! Dernoo nomidds duumer mid-daan Jung'[5]) wun Nubber Schuldſ'n ſchbieln. Wenn's aaber ra(j)nn ſellde, doo bleib'ch hinne a der Schduube. Hoide wird de Mudder Bruud bagg'ng' und derhinderhaar an Schdrääſlkuch'n, und-iech war 'r Hulds ålään halw'm an Bagguuw'm. Im a ſieb'm rim-mus der Wåder wieder doo ſein; ihre wird 'r wull ne dſuriggekumm. Doo gih'ch'n ſchuune a gruus Schdiggl adekeee. Und wenn'r dernoo dſur Schduubbiere reikimmt, doo ſå(j)d'r: „Jech hå oich olln wos-ſihr Schienes middegebruchd!" Und-doo is de Wrääde gruus, denn mid läärn Hänn kimmd'r ne, und a jeeds griggd anne Middebreng'je wunn 'n. Und-doo ſchdihd-dernoo der gandſe Dieſch wuul. (Nach Dr. Fritz Wenzel.)

5. Neukretſcham, Kreis Lauban (ſchleſ. Oberlauſitz).

Mei Våter hutt an gruuß Bauernwurtſchoft glei naab'm Gmeenvårſteher. Doo honn mer a ſchie Haus, an Stål, an Scheun, a Gding'häuſl, wuu di aaln Gruuſeldern drin wohn, an Gårten mit vill Oobſtbeem un Agger un Wies un a Deichl, un oo a Stiggl Buuſch g'hierd-uns. Heut is der Våter ne derheem. A is ei der Ståt a Schwein un a Kolb verkeefen. Jech hätt juu oo mitfåhrn kinn, aaber ich bie lieberſch derheem g'blieb'm. Doo gih'ch mit a Knaaichten un a Maadeln un half'n a bißl Hei wenden un Glie hoob'm. Dernoo will'ch noo aus'm Buſch an Doop vuul Grotzbiern ooder Bilzen hooln. Doo wurd d' Mudder aaber Freeden honn; dås wier a ſchie Mitbrengſel fer-ſche! No'omittchs dernoo duun mer mit'm Jung' vo Nubber Schulzen ſpieln. Wenn's aaber rein ſellt, doo bleib'ch hinn ei der Stuub. Heut wurd d' Mudder Bruut bagg'n un dernoo Strieſlkuch, un ich waar halfen Hulz ålien en Bagguuw'm. Suu im a Sieb'm rim muß der Våter wieder doo ſein; ehnder wurd a woo ne zerickkumm. Doo gih 'ch'm ſchun a Stick entgeeg'n. Un wenn a dernoo zer Stuub'mdier reikimmt, doo ſeud-a: „Jech hå euch olln wås Schiens mitg'brucht!" Doo is d' Freed gruuß, denn mit liern Händen kimmt a ne, un jeedem brengt a wås mit. Un dernoo ſtiht der gans Dieſch vuul. (Nach Lehrer P. Lange.)

6. Oberwittigtal bei Friedland (böhm. Iſergebirge).

1. Onſer Nopper Naaz es a aaler kranker Muan. 's es a Bekannter vo ons on der Puat vo onſer Mieli. Mer honn au an Jong', daar häißt Korlei; zwiä Maaidł ſein ons gſtorb'm. Heut kuam der Puat zo ons. Ich ſtond gruad deſſen be a Oxen, on doo ſaag (od. ſoog) 'ch'n kumm. A woll a d' Korch gihn, oober der Waaig wuar'n zo weit on zo ſchlaaicht, a giht ieber an huuch'n Barg. Doo hiß 'ch'n, a ſell a beßl neigihn. Ich ſponnt-de Oxen ei on hullt-dernoo d' Motter aus der Stuub. Der Puat hott da Kindern an jeed'n an Oppł on an Bern mitg'brocht on an Moontſch (= Montage) krichten ſe ajeeds a kläi ſheckch Katzł voon'n. De Kinder wolltn'n guar ne mih fortloſſen, a es emmer ſuu gutt zuun'n, weil ſe'n of olls ſett guude Antwuurten gaan, wenn a ſe em wuas frooit.

[3]) Kann ausfallen.
[4]) a(j)ld = kurzes a und palatales l und d.
[5]) Einzahl.

A well'n noo mih Appł on Bern gaan; morn ſelln ſe zuun'n kumm on d'Bäim ſchitteln. De Kinder baaten au oll Taach zo onſen Herrgott, a ſual dan guuden Puaten a raaicht langes Laab'm gaan. Sih ock, doo kemmt d' Mieli! Etz mach der ock dein Orbeit! Duu hoſt ju noo räin guar niſcht g'macht. Doo tuu ock raaicht fleiſch (= fleißig) larn on ſchreib'm on rechn, dernoo konnſt mit Korlein of der gruußen Wies ſpilln, weil 's ne mih raaint on's Waater ſuu ſchien gwurn es.

2. Mei Vuater hoot an gruuße Pauerwortſchoft głei naab'm Kraatſchen (= Gaſthaus). Doo honn mer a ſchie Haus, an Stual, an Scheun, a G'ding'häuſł, wuu d' Gruuſeldern dren wohn, an Guaten mit vill Oobſtbäim, Acker on Wieſen, a Teichł, on au a Steckł Puuſch g'hierd=ons. Heut es der Vuater ne derhäim. A es a d' Stuat a Schwein on a Kołb verkäif'n. Ich hätt juu mitfuahrn kenn, oober ich bie lieber derhäim g'blieb'm. Doo gih 'ch mit a Knaaichten on Maaiden on half'n a beßł ben Fudderwenden on ben Kliehaun. Dernoo well'ch noo aus'n Poſch an Toopvels Kruazbiärn ooder an Hock Pelz hulln. Doo wiär ſich d' Motter oober amoo friän, duas wiär amoo a ſchie Mitbrengſeł fer=ſche! Dernoo noometts tuu mer mit Nopperſch Jong' of der Huttſch (= Hutung) ſpilln. Wenns oober renn ſell, doo bleib'ch henn a der Stuub. Heut tutt d' Motter Bruut back'n on derhinderhaar Striäſełkuch'n; doo half 'ch 'r Holz an Backuuf'n liän. Suu em a Sieb'm muß der Vuater wieder doo ſein; ihrer (= eher) word a wuu ne zoreckkumm. Doo gih 'ch 'n a gruuß Steck ab'käi. On wenn a dernoo zor Stubbtier reikemmt, doo ſprecht a: „Ich hua euch olln wuas ſihr Schienes mitg'brocht!" On doo es d'Fräid gruuß, denn mit liärn Händen kemmt a ne, ajeeds kricht a Mitbrengſeł voo'n, on doo ſtiht=dernoo der ganze Tieſch vuul.

(Nach Joſef Benneſch in Haindorf.)

7. Ludwigsdorf, Kreis Löwenberg (Boberbergland).

1. Inſe Nupper Auguſt is ſchun a aaler kranker Muuon. A is inſe Fräänd und=der Puuote voo inſen Maadl, voo der Mielchen. Mer honn å an Junga, daar heeßt Korl, zwee Maadl ſään ſchun giſturba. Hăit kuuom der Puuote; ich wuur gruuode deſſa bää a Uxa und ſoog (oder ſaag)=a kumma. A wull ää di Kirche gihn, aaber der Waaig=ää di Kirche is wääd=und ſchlaaicht, und's gihd=ieber an huucha Barg. Doo ſeut'ch, a ſell[6]) a bißl nääghn, und=ich ſponnte di Uxa ää und hullte di Mutter ås der Kiche. Der Puuote hood=an jeeden voo a Kindern an Oppel und=an Birn mitgibrucht, und=om=Moontche honn ſi a klee ſcheckch Katzl voon'n kriecht. Di Kinder wullta 'n guur nimme furtloon, a is immer ſihr gutt zuun=a, wääl ſ'n immer guude Antwoorta gaan, wenn a ſi im wuuos freut. A will a noo mih (od. meher) voo ſenn Appeln und Birna gaan; murn ſilln ſi zuun 'n kumma und=di Beeme ſchitteln. Di Kinder baata å olle Taache zum lieba Harrgoot, a mechte dam guuda Puuota noo a lank Laaba ſchenka. Sigſte! Doo kimmt=di Mielchen! Jitzt mach der dään Arbeet, duu huſt noo niſcht gimacht! Doo tuu ock urntlich larn und ſchrääba und recha, doo konnſte dernoovern mim Korl uf di gruſſe Wieſe mutza (od. ſpilln) gihn, doo's nimme raaind= und 's Waater is aſuu ſchinn giwurn.

[6]) Konjunktiv.

2. Mää Vuuoter hood=an gruſſe Wirtſchoft glää naabern Gimeen=voorſtehr. Doo hommer a ſchie Hås, an Stuuol, an Schåin, a Ásgiding'=håiſl, wuu die aala Gruuſeldern dinn wunn, an Guurta mit vill Oobſtbeema und=Acker und Wieſe und an Tääch, und=å a Stickl Puſch gihierd=ins. Håit is der Vuuoter ni derheem. A is ää der Stuuot a Schwään und=a Kolb verkeeſa. Ich hätte juu (od. ja) kunnt (od. kinn) mitfuhrn, aaber ich bin lieber derheem giblieba. Doo gih'ch mit a Knaaichta und Maaida und halw=a ſchun a bißl 's Hei wenda und Klie hån. Dernoochert will ich noo ås'n Puſche an Tuppvels Kruuozbiern ooder Pilze hulln. Doo wier=ſchich di Mutter aaber amoo frein, duuos wier a Mitbrengſel fer=ſchi! Dernoochert, Noomittche, tunn mer mim Junga vum Gimeenvoorſtehr ſpilln. Wenn's aaber rann ſell, doo bläăb'ch hinn ää der Stuube. Håit wird di Mutter Bruut backa und derhingerhaar Strieſelkucha, und=ich wier 'r halfa Hulz uuolien im Backuuwa. Im a Sieba rim=muß der Vuuoter wieder doo ſään; ehnder wird a wuh ni heemkumma. Doo gih'ch'n ſchun a gruß[7]) Stick akee. Und wenn a dernoochert zur Stuubatier rääkimmt, doo ſeud=a: „Ich huuo an jeeden wuuos=ſihr Schinnis mitgibrucht!" Doo is aaber di Freede gruß, denn mit liera Hända kimmt=a ni, und jeeds kriecht a Mitbrengſel voon'n; und=doo ſtiht=dernoochert der ganze Tiſch vull.

(Eigene Aufnahmen.)

8. Voigtsdorf, Kr. Hirſchberg (1) und Buchwald, Kr. Hirſchberg (2) (preuß. Rieſengebirge).

1. Inſer Nupper Ing'naaz is ſchun a aaler kranker Mån. A is inſer Freind an der Påte vo inſem=Maadl, der Mielchen. Mier hån au an Junga, da heeßt Korle, zwee Maadl ſeins ins ſchun geſturba. Heute kåm der Påte zu ins; ich wooar gråde deſſa bei a Uxa an ſåg=a kumma. A wullte ei de Kirche gihn, åber der Wääg ei de Kirche is weid=an ſchlecht, an es gihd=ieber an huucha Barg. Doo hå ich 'n[8]) geheeßa neizugihn, an ich ſponn[9]) de Uxa ei on hull[10]) de Mutter aus der Kiche. Der Påte hotte an jeedn vo da Kindarn an Oppel an an Birne mitgebrucht, an um=Moontiche hån ſe a kleenes ſcheckiches Katzla vo ihm gekriecht. De Kinder wullta ihn gooar nieme furtloon; haa is immer ſihr gutt zuu a, weil ſ' ihm immer ſulche guude Antwuurta gaan, wenn ha ſe im wås fruu(r)t. A wiel a nooch meher vo ſenn Appeln an Birna gaan; murne wulln ſe zu ihm gihn an de Beeme ſchitteln. De Kinder baata au olle Taache zum lieba Herrgoot, doß a mechte dam guuda Påta nooch a langes Laaba gaan. Satt och, durt kimmt de Mielchen! Jitzt mach dich åber å deine Orbeit, du huſt jå nooch reen gooar niſcht gemacht! Doo tuu och fleißich larn an ſchreiba an recharn, doo konnſte dernoocht mit Korla uf die gruuße Wieſe gihn ſpieln, weil es nieme raant an dos Waater is wieder ſchien gewurn.

(Nach Walter Klein.)

2. Mei Våter hood=an gruuße Pauerwertſchoft glei naaberm Schulza. Doo hommer a ſchien Haus, an Stål, an Scheune, a Ausgedingehäusla, wuu die aala Gruuſelda(r)n dinne wunn, an Gooata mit viel Oobſt=

[7]) u iſt kurz.
[8]) ihm (3. Fall).
[9]) und [10]) Präſens (in lebhafter Erzählung).

beemlan an Acker an Wieſe an a Teichla; an au a Stickla Puuſch gehierd=ins. Heute ies der Våter nee derheeme. A ieſ=ei der Ståt a Schwein an a Kolb verkeeſa. Aſuu im a Sieb'ne rim muuß der Våter wieder doo ſein; ehnder werd a wull nee heemkumma. Do gih ich 'm ſchund=a gruuß Sticke eidekeene. An wenn a dernoochert zer Stuubatiere reikimmt, doo ſooad=a: „Jech hå euch olla wås ſihr Schienes mitgebrucht!" An doo ies de Freede gruuß, denn mit laara Hända kimmd=a nee, an jeedes kriecht a Mitbrengſel voon'm; an doo ſtieht=dernoochert der ganze Tieſch vuul.

(Eigene Aufnahme.)

9. Parſchnitz bei Trautenau (böhm. Rieſengebirge, Aupagebiet).

Onſo Nockwo Naaz is ſchon a aalo nieſchnetzicho Mån. A is onſo Freind on do Påte vo onſom Määdl, vo do Miele. Mo honn aa 'n Jonga, daa hääßt Korla; zwee Määdeln ſein ons ſchon geſtorwa. Heite kåm do Påte zo ons; iech wår gråde bei a Oxa deſſa on ſåch=a kumma. A wollte ei di Kerche gihn, åwo do Waag=ei di Kerche is halt weid=on ſchlecht, on 's gihd=iewo an huucha Barg. Do ſårt ich iewon, a ſellt a beßla neigihn, on iech ſponnte di Oxa ei on hullte di Mutto aus do Keche. Do Påte hood=om jeedn vo a Kendan an Oppl on ne Berne mietbroocht, on 'm Moontiche honn ſe a klää ſheckich Katzla voon=om kriecht. Di Kendo wollta 'n går wetto ne fortloon; a is immo aſu ſihr gutt zuuna, weil ſ'om immo aſuu guude Antwuurt gaan, wenn a ſe em wås froocht. A will a nooch meeo vo ſenn Appan on Berna gaan; morne ſella ſe zuunom kumma on die Bääme ſchittan. Di Kendo baata aa olle Taache zom liewa Herrgoot, doß a on mechte 'm guuda Påta nooch a langes Laawa gaan. Siſtes (od. ſatt ock), doo kemmt de Miele! Jetz mach der ock deine Orbeit, duu hoſt juu nooch rään går niſcht gemacht! Doo tuu ock fleißich lerna on ſchreiwa on rechan, doo konnſte donoochet met Korlan of do gruußa Wieſe motza (od. ſpiela), weil's wetto ne rännt on's Waato wiedo aſu ſchien wurn is. (Nach Adolf Bernatſchek).

10. Ketzelsdorf bei Königinhof (böhm. Rieſengeb., Elbegebiet).

1. Onſer Nockwer Naaz ies ſchun a older kronker (od. nieſchnetzicher) Mån. Haa ieſ=onſer Freind an der Påt vo onſerm Määdl, vo der Mille. Mier honn aa 'n Jonga, daar hääßt Korl; zwee Määdlan ſein ons ſchun geſtorwa. Heit kåm der Påt zo ons; iech wår gråde daſſa be a Oxa an ſåch=a kumma. Haa wullt ei de Kerch gihn, åder der Waag ei de Kerch ies weid=an ſchlecht, an 's gihd=iewer'n huucha Borg. Doo hå ich a gehääßa a beßla neizogihn, an iech ſponnt=de Oxa ei an hullt=de Mutter aus der Kech. Der Påt=Naaz hood=am jeeden vo a Kendern 'n Appel an 'n Bern mietgebroocht, an 'm=Moonte honn ſe a klää ſchackich Katzla voon'm kriecht. De Kender wullta 'n går wetter ne fortloon, a ieſ=immer aſuu ſehr gutt zuuna, weil ſ'm immer ſette guude Antwårta gaan, wenn a ſe em wås froocht. A will a nooch mehr vo ſenn Appeln an Berna gaan; morn ſella ſe zuun 'm kumma an de Bääm ſchitteln. De Kender baata aa olle Tåch zo onſerm liewa Herrngoot, doß a mecht dam guuda Påta nooch a lonk Laawa ſchenka. Siſte (od. ſatt ock), doo kemmt de Mille! Etz moch der ock deine Arbeit, duu hoſt juu nooch rään niſcht gemocht! Doo tuu ock fleißich lanna an ſchreiwa an rechern, doo torfſte noochert mit Korla of

der grußa Wieſe motza (od. ſpiela), weil's wetter ne rännt an 's Waater wieder aſuu ſchien worn ies.

2. Mei Våter hood=n gruuße Pauerwertſchoft glei naawam Vår=ſteher. Doo hommer a ſchien Haus, 'n Stål, 'n Schein, a Ausgedeng'=ſtiewla, wuu de olda Gruuſeldern drenn wonna, 'n Gårta mit viel Oobſt=bääma an Feld=an Wieſe an a Teichla, an aa a Steckla Puuſch ieſ=onſe. Heit ies der Våter ne derhääm. A ieſ=ei der Ståt a Kolb=an a Schwein verkääſa. Aſuu em a holwer Siewerne rem muuß der Våter wieder doo ſein, ehnder werd a ne zoreckkumma. Doo gih ich 'm a weit Steck eide=kään. An wenn a dernoochert zo der Stuuatier reikemmt, doo ſprecht a: „Jech hå eich olla wås ſähr Schienes mietbroocht!" An doo ies de Fräade gruuß; denn mit laara Hända kemmt a ne, jeedes kriecht wås voon'm, an doo ſtiht dernochert der gonze Tieſch vuul.

(Nach Oberlehrer Franz Hettfleiſch.)

11. Langenau, Bez. Hohenelbe (böhm. Rieſengeb., Elbegebiet).

1. Onda Noppa Naaz is ſchun a olda gronga[11]) Mån. Haar iſ=onda Freind on da Taufpåt vu ondem Maaila, vu da Emmi. Mir honn aa a Kallsla, dar hääßt Korli; zwee Maailen ſein ons ſchun geſtarb'm. Heit kåm da Påt zo ons. Ich wår gråd=daſſen bei a Oxen on ſåch=na kumma. Haar wulld ei di Kerch gihn, åra da Waag ei di Kerch is weid=on ſchlacht, on's giht iewa enn huuchen Barg. Do ſääd=ich iewe'n: „Gihd=ock a bella nei!" On ich teet=daweil di Oxen eiſponna on die Mutta aus da Kech hulln. Da Påt Naaz hoot jeedem vuu a Kennen enn Oppel on a Bern mitgebroucht, on 'm=Mountich honn ſa a glaai[12]) ſchackich Katzla voun=em griecht[13]). Di Kenna wulltn=na wetta går ne ſattloun. Haar is imma aſu ſähr gutt zuun=a, weil ſ' m imma ſu guura Ampeten gaan, wenn a ſe of wås froucht. Haar well na nouch merra vuu ſenn Appeln on Berna gaan. Mann ſolln ſa zuun=em kumma on di Bern ſchitteln. Di Kenna baaten aa olla Tåch zo ondem Herrngout, a mecht dam guuden Påten nouch a racht long Laab'm ſchenken. Satt ock, do kemmt=de Emma! Etz moch da ock dei Arb, du hoſt ju nouch raain går niſcht gemocht! Do tuu ock orntlich lanna on ſchreib'm on rachen. Do derſſta danouchet mim Korli of da gruuſen Wies rimmotzen, weil 's wetta nei raaint on 's Waata aſu ſchien geworn is.

2. Mei Våta hout a gruuſa Pauanwertſchoft glei naawem Vårſteha. Do homma a ſchien Haus, en Stål on a Schein, a Ausgedeng'heisla, wuu di olden Gruuſelden denna wohna, en Gårten met vielen Oobſtbääma denn on Fald on Wies on a glaai Teichla, on aa a Steckla Puuſch gehäärt ons. Heid=is da Våta nei dahaaim. Haar is ei de Ståt a Schwein on a Kolb vakääfen. Su em a holwa Siewena rem muß da Våta wiera doo ſein, eha wett a wull nei zareckkumma. Do gih ich 'm a gruuß Steck ant=haaim. On wenn a danouchet za Stuub'mtier reikemmt, on do ſääid=a: „Ich hå eich ollen wos ſähr Schienes mitgebroucht!" On do is a gruuſa Fräad, weil a nie met läärn Händen kemmt, on jeeda griecht wås voun=em, on do liecht=danouchet da gonza Tieſch vuul.

(Nach Lehrer Franz Meißner in Niederlangenau.)

---

[11]) [12]) [13]) k vor l, n, r wird in dieſer Mundart unbehaucht geſprochen und erſcheint daher gegenüber dem hochdeutſchen Laute ſchwächer, dem G genähert.

12. Sackisch (Grafschaft Glatz am Heuscheuergebirge).

1. Onser Nockwer Naaz ies schon a aaler kranker Mån. A ies-onser Freind on der Påte vo onsom Meidla (auch Maadla), vo der Milla. Mier honn aa en Jonga, daa(r) hääßt Korla; zwee Meidlan sein schon gestorwa. Hoite ies der Naaza-Påte zo ons komma; iech wår gråde dasse bei a Oxa on hå a komma gesahn. A wullde ei de Kärche gihn, åwer der Wääg-ei de Kärche ies weid-on schlecht, on 's gihd-iewer en huucha Borg. Do hå ich a gehießa a beßla neigiehn, on iech sponnte de Oxa ei on hullte de Mutter aus der Keche. Der Påte hoot jeedom vo a Kendan en Oppel on en Bärne mittegebroocht, on om-Moontiche honn se a klää scheckich Katzla voon-om kriecht. De Kender wullda'n går nemme fattloon; a ies-emmer asu sähr gutt zuun-a, weil s'om emmer asu guude Antwårta gaan, wenn a se em wås freecht. A wiel a nooch mähr vo senn Appan on Bärna gaan; morne sella se zuun om gihn on de Bääme schittan. De Kender baata aa olle Taache zom liewa Herrgoote, a mechte dam guuda Påta nooch-a langes Laawa schenka. Siste (od. satt ocka)! Doo kemmt de Milla! Etz mach der deine Orbt; duu host nooch nischta gemacht! Doo tuu ock fleißich lanna on schreiwa on recha; do konnste (od. torschte) dernoocher met Korlan of de gruuße Wiese motza (od. spiela) gihn, weil's nemme rääntn on 's Waater ies wieder asu schien worn.

2. Mei Våter hood 'n gruuße Pauerwärtschoft glei naawer-om Schoolza. Do hommer a schien Haus, 'n Stål, 'n Schoine, a Ausgedenge-hoisla, wuu die aala Gruuseldan drenne wonn, 'n Gårta met viel Oobst-bääma on Feld-on Wiese on a Teichla, on aa a Steckla Puusch gehäärd-ons. Hoite ies der Våter nee derhääme. A ies ei der Ståt a Schwein on a Kolb verkääfa. Em a Siewane muuß der Våter wieder doo sein; ehnder watt a kamm zorecke komma. Doo gih ich-om schon a gruuß Stecke eidekeene. On wenn a dernooch zer Stuuwatiere reikemmt, on do sääd-a: „Jech hå ajeedom wås sähr Schienes mittegebroocht!" On doo ies de Fräade gruuß, denn met laara Hända kemmd-a nee, on ajeeder kriecht 'n Mittebrenge voon-om; on do stiht-dernooch der ganze Tiesch vuul. (Eigene Aufnahme.)

13. Mittellipka bei Grulich (Gebiet der stillen Adler.)

1. Onser Nockwer Naaz is schon a aaler kranker Mån. A is onser Freind on de Påte[14]) vo ons'm Määdla, vo der Fannerla. Mier honn aa en Jonga, daa(r) hääßt Juusla; zwee Määdla sein schon gestorwa. Heute is de Påte zu ons komma; iech wår gråde daußa bei a Oxa on hå a komma gesahn. A wull ei de Kärche gihn, åder der Wääg-ei de Kärche is weid-on schlecht, on 's gihd-iewer en huucha Barg. Do hå ich a gehääßa, a sool a beßla neigihn, on iech sponnt de Oxa ei on hullt de Mutter aus der Kochel. De Påte hoot jeedem vo a Kendern en Oppel on a Bärne mitgebroocht, on 'm Moontiche honn se a klää scheckich Katzla voon'm kriecht. De Kender wulla 'n går nemme fortloon; a is immer asu sähr gutt zuun-a, weil s'm immer asu guude Antwårta gaan, wenn a se em wås freecht. A wiel a nooch mähr vo senn Appeln on Bärna gaan; morne sella se zuun 'm gihn on de Bääme schitteln. De Kender baata aa olle Täche zum liewa Herrgoot, a mecht dar guuda Påte nooch a langes Laawa schenka. Siste, doo kemmt de Fannerla! Etz mach der ock dei Arbt; du host nooch nischta gemacht! Doo tuu ock fleißich lärna on schreiwa on rechan; do konnste dann mit Juuslan of de gruuße Wiese motza (od. spiela) gihn, weils nemme rääntn on 's Waater is wieder asu schien worn.

2. Mei Våter hood-a gruuße Pauerwärtschoft glei naawa 'm Vårsteher. Doo hommer a schien Haus mit am gruußa Stolle, a Scheune, a Ausgedeng'häusla, wuu die aala Gruuseldern drenne wonn, 'n Gårta mit viel Oobstbäämlan on Acker, Wiesa on a Teichla, on aa a Steckla Puusch gehäärd-ons. Heut is der Våter nee derhääme. A is ei der Ståt a Schwein on a Kolb verkääfa. Em a Siewane rem muuß der Våter wieder doo sein; eher watt a juu nee zurecke komma. Doo gih ich 'm schon a gruußes Stecke eidekeene. On wenn a dann zer Stuuwatiere reikemmt, do sääd-a: „Jech hå euch olla wås Schienes mitgebroocht!" On doo is de Fräade gruuß, denn mit laara Hända kemmt a doch nee, on ajeeds kriecht a Mitbrenge voon'm; on do stiht-dernoochte der ganze Tiesch vuul. (Nach Frl. Martha Harmeth.)

[14]) weibl.

14. Wiese (gräflich), Kreis Neustadt (Oberschlesien).

1. Oinser Nopper Naaz iees lange (oder schont) a aalder kranker Muuen. A iees oinser Freind ond die zwääte Påte vuu oinserm Maadla, vuu der Mielje (oder Miela). Bier huuen å en Jonga, daa(r) hääßt Korla, zwää Maadla sein oins schont gestorba. Heite koom de Påte zu oins; iech wår gråde daußa bei a Oxa ond soog-a komma. A wollte ei de Kerche giehn, åber der Waag-iees weid-ond schlecht, ond's gieht ieeber en huucha Barg. Doo sårt ich 'm, a sellte a beßla ei de Keche (oder Stuube) giehn, ond iech sponnte de Oxa ei ond gink dernoochtert ei de Keche ond hołłte de Mu(j)tter. De Påte hood-ajeedem (oder em jeeda) vuu a Kenda(r)n en Oppeł ond-enne Berne metgebroocht, ond-om-Moontie huuen se a kläänes scheckies Katzla vuunem krigt. De Kender wollta'n går nemme fortloon, a iees emmer asuu sihr gu(j)tt kää se, weil s'm emmer sette guude Antwuurta (oder Amperta) gaan, wenn a se em wås froogt. A wieeł a nooch meejer vuu senn Appaln ond Berna gaan; morne sellta se zuun-em komma ond de Bääme schettaln. De Kender baata å ołłe Taage zu oinserm Herrgoote, doß a ond a mecht daa(r) lieba Påte a langes Laaba schinka. Siste, doo kemmt de Miela! Etze mach der och deine Arbeit! Duu host juu nooch rään nischte gemacht! Doo tuu och fleißich larna ond schreiba ond recha(r)n, doo torschte (oder konnste) dernoochtert met Korlan of de Wieese spieela giehn, weil's nemme raant ond 's Waater iees wieeder asuu schieen geworda.

2. Mei Våter hood-enne gruuße Pauerwertschoft gleich naaba 'm Scholza. Doo huueber a schieenes Haus, en Stål, enne kläane Scheine, a Auszuugheisla, wuu de aalda Gruuselda(r)n denne wonn, en Gårta met vieela Oobstbääma denne ond-Acker ond Wieese ond a Teichla; ond å a Steckla Waald gehiert oins. Heite iees der Våter nech (oder nie) derhääme. A iees ei der Ståt, a Schwein ond a Kołb verkääfa. Asuu em a hołb sieebene muuß der Våter wieeder doo sein; ehjer werd a nech zurecke komma. Doo gih ich 'm schont a gruuß Stecke eidekääne.

Ond wenn a dernooch zur Stuubatiere reikemmt, doo sprecht a: „Jech hå ich olla wås sihr Schieenes mettebroocht!“ Ond-doo iees de Fräädе gruuß, denn met laara Henda kemmt a nie, ond jedweedes krigt enne schieene Mettebringe vuunem. Ond-doo stieht dernoochtert daa(r) ganze Tieesch vuu daam Zeige vuul. (Nach Lehrer Thomas, Kohlsdorf.)

15. Hotzenplotz (ehem. Österr.-Schlesien).

Onser Nopper Naaz ies schon a aalder tåprijer Muuon. Haar ies onser Freind und-de Påte voo onsa(r)n Määdla, der Miele. Bier huuon å a Jengla, dås hääßt Korla, zwää Määdlan sein ons schon gesturba. Heite koom de Påte zu ons, iech wår gråde braußa bei a Oxa und sooch'n komma. Haar wollte ei de Kirche gien, åber der Wääg-ei de Kirche ies weid-und schlecht, und 's gied-ieber en huucha Barg. Doo säät ich 'm, haar mechte neigien, und-iech sponnte de Oxa ei und hollte de Mutter aus der Keche. De Naaz-Påte hood-en jeeden voo a Kenda(r)n en Oppel und-enne Birne mitgebroocht, und-om-Moontiche huuon se a klienes scheckijes Katzla voonem gekrigt. De Kender wollta'n går nimmeh furtloon, haar ies immer asuo gutt zuun-a, weil s'm immer suo guude Amperta gaan tuun, wenn haar se em wås froogt. Haar wiel a nooch meher voo seina Appan und Birna gaan; murne senn[15]) se zuu'm gien und-de Bääme schettan. De Kender baata åch olle Taage zun lieba Goot, haar mechte der guuda Påte nooch-a langes Laaba schinka. Siste! doo kemmt-de Miele! Etz mach der och deine Arbt, du host juu nooch går nischte nech gemacht! Doo tuu och fleißich la(r)na und schreiba und recha(r)n; doo torschte dernoochta(r)n mit Korlan of der gruoßa Wiese spiela (oder motza), weil 's nimmeh rääntund's Waater ies wieder schien gewurda.

(Nach Hauptmann Josef Keilich in Hennersdorf.)

16. Löwitz, Kreis Leobschütz (Oberschlesien).

1. Onser Nopper Jegnaaz es schont a alder kranker Muuen. A es onser Freind ond-de Påte vo onsa(r)n Maadla, der Mielije. Ber honn aa an Jong', daar haaßt Korl; zwaae Maadlan sein schon gestorb'm. Heite koom de Påte ze ons; iech wår gråde daußen bein Oxen ond hå'n komm gesahn. A wollt ei de Kerche gien, åber der Waag-ei de Kerche es weid-ond schlecht, ond's gied-eeber an hoochen Barg. Doo hå ich 'n haaßen neigien, ond-iech sponnt de Oxen ei ond hollt-de Mutter aus der Keche. De Påte hood'n Kenda(r)n jeeden en Oppel ond-aae Berne metgebroocht, ond-om-Moontije honn se a klienes (od. klaanes) scheckijes Katzla von ('n) krigt. De Kender wolldn'n går nemme fortlooßen (od. loon), a es immer asoo jähr gutt zuun, doo s'n immer asoo guude Antwårten gaan, wenn a se wås freegt (od. froogt). A well'n noch meher vo sein Appaln ond Bern gaan; morne selln se zuun gien ond de Baaeme schettaln. De Kender baaten aa olle Taage zun lieb'm Herrgoot, doß a der Påte noch a langes Laab'm schenken mecht. Satt och! Doo kemmt de Mielije! Etz mach der deine Arbeit; duu host je noch nischte gemacht! Doo tuu och orntlich lern ond schreib'm ond recha(r)n; doo konnste (od. torschte) dernooch met Korlan of der gruueßen Wiese spielen, doo 's nemme raant ond's Waater asoo schien worn es.

[15]) sollen.

2. Mei Våter hood-a gruueße Pauerwertschoft nohnde bein (od. naaba[r]n) Scholze. Doo homber a schienes Haus, an Stoll, a Scheier, a Auszuugheisla, woo de alden Gruueselda(r)n denne wohn, an Gårten met viel Oobstbaaem ond Feld-ond Wiese ond-an Teich, ond aa a Steckla Wald gehäärd-ons. Heit es der Våter nie doo (od. derhaaeme). A es ei der Ståt, a Schwein ond-a Kolb verkaafen. Em a Seebne muß der Våter wedder doo sein, ehnder werd a wellt nie zureckkomm. Doo geh ich 'n schon a gruueßes Steckla akaane. Ond wenn a dernooch zur Stoob'mtiere reikemmt, doo sääed-a: „Jech hå eich jeeden wås sähr Schienes metgebroocht!“ Ond doo es de Fraade gruueß; met laa(r)n Henten kemmd-a doch niemools, ond-ollen brengd-a wås met. Ond doo stiet dernooch der ganze Teesch vuuel.

(Eigene Aufnahme; Sprecher: Waisenhausinspektor Robert Kunze in Breslau.)

17. Stubenseifen, Bez. Altstadt (Nordmähren).

1. Onser Nopper Naaz ies schon a aaoder, nieschnetzijer Mån. Ar ies onser Frannd on da (weibl.) zwaaita Påt vo onsen Maaidla Mielie. Miehonn aao an Jong', daar haaißt Kolla, zwaai Maaidla sein es schon gar storm. Heit kåm da Påt zuun-es, iech wår gråd-dassen bann Oxen on såch'n komma. Ar woll ei da Kirch gien, åber der Waag ei da Kirch ies weit on schlecht, on as giet ieber an huuochen Barg. Doo huus-ich 'n a beßla neigien, on iech sponnt-da Oxen ei on huuot-da Mutter aus der Kocho. Da Påt hood-am jeen von Kenden an Oppo on a Bien[16]) metbroocht on om-Moontich honn sa a klaain schackich Katzla voonem kriecht. Da Kender wollten-na går nimmer futtloon (od. looßen), ar ies immer asuuo gutt of sa, weil s'm kenna immer asuuo gutt ampeten, wenn ar-scha em wås froocht. Ar wieo na nooch meh vo sann Appon on Bienna[17]) gaan; monna selln sa zuun-em komma on da Bääm schetton. Da Kender baaten aao olla Tåch zu onsen Herrgoot, doß ar on ar mecht-daar guuden Påt nooch-a lank Laam schenken. Sist as! Doo kemmt-da Mielie! Etz moch der och dei Arbt; duu host juuo nooch går nischt gamocht! Doo tuu och flaissich[18]) lenna on schreim on rechen; doo konnsta denooch met Kollen of der gruuoßen Wies motzen, weil's nimmer raaint on 's Waater ies wieder schien wunn.

2. Mei Våter hood-a gruuoßa Wietschef glei naamna Vårsteher. Doo hommer a schien Haus, an Stå, a Schann, a Ausgabeng'heisla, wuu die aaon Gruuoseoden drenna wonna, an Gårten met vieo Oobstbääma on Ocker (od. Faaod) on Wies on an Teich; on aao a Steckla Puuosch gahääet es. Heit ies der Våter nie derhaaim. Ar ies ei der Ståt a Schwein on a Kåb verkääfen. Em a Siebena muuß der Våter wieder derhaaim sein, ehner wiet 'r wuuo nie haaimkomma. Doo gie ich 'm schon a gruuoß Steck atkeejen. On wenn ar dennooch zu der Stuuomtier reikemmt, on doo sääet'r: „Hott'en aao olla gutt gafolcht? Jech hå ich jeen wås sähr Schienes metbroocht!“ On doo ies da Fräaed gruuoß, denn met laan Hänten kemmt-e-nie, on a jeeds kriecht a Metbreng' voon'm; on doo stiet dennooch der ganza Tiesch vuuo. (Eigene Aufnahmen.)

[16]) und [17]) ie aus ir ist kurz zu sprechen, sonst gedehnt, in dieser Mundart wie ie + e.

[18]) ai ist kurz zu sprechen.

18. Altlublitz, Bez. Wigstadtl (ehem. Österr.-Schlesien).

1. Onser Nopper Naaz ies schuuend-a alder kranker Mån. Ar ies onser Frernd uoond-d-zwiete Påt voo onsern Määdla, der Mielie. Ber hån aa nooch an Juoong', daar hääßt Korla, zwää Määdla sein es schuuent gsturb'm. Heit kåm d' Påt zuun-es (od. zu ons); eech wår gråd dressen bern Oxen uoond såch ne komme. Ar wollt ei d'Kirch gien, åber der Waag ei d' Kirch ies weid-uoond schlecht, uoond-ar gied-ieber an huoochen Baarg. Doo säät ech ne, ar soll och a beßla neigien, uoond-eech sponnt-d'Oxen ei uoond huoolt-d' Mutter aus der Kech. D' Påt hoot-daan Kendern jeeden an Oppeł uoond a Birn mietgbroocht, uoond-on Moontich hån se a kläänes schackijes Katzla voon-en krigt. D' Kender wołłten-en går nie meh furtloosen, ar ies immer asuue gutt mie-ne, weil se ihn immer suue guude Amperten gaan, wenn 'r se em wås froogt. Ar wieł ne nooch mähr voo sern Appeln uoond Birn gaan; morne solln se zuune komme uoond-d' Bääm schietteln. D' Kender baaten aa olle Tåg zu daan lieb'm Herrgett, doß ar daar guuden Påt och a langes Laab'm gaan mecht. Sistes, doo kemmt etz d' Mielie! Etzern moch diech och å dei Arbet; duu host juue nooch går nischt gmocht! Tuu etz och flessich lerne, schreib'm uoond rechern; dernoocht terscht Gootgaa miet[19]) Korlan of der Wies motzen (od. spieln), weil 's nie meh rännt uoond 's Waater wieder schien wurn ies.

2. Mei Våter hood-a gruooßes Ärp (od. a gruooße Pauerwiertschoft) glei naab'm der Rechtrei (od. Schełzrei). Doo hå ber a schienes Haus, an Stołł, a Schern uoond a Ausgdeng'heislei (od. -la), wuu d' Gruooß-eldern drenne sein, an Gårten miet vieł Oobestbääm uoond-Ocker, a Wies miet an Teich, uoond-a Steck Wałd (od. Puuersch) ghäärt aa ons. Heit ies der Våter nie derhääm. Ar ies ei der Ståt a Schwein uoond-a Kołb verkaaf'm. Em a hołber Siebene muuß der Våter wieder doo sein, ehnder wierd 'r wuooł nie zureck-komme. Do gie ech ne schuuend-a gruooß Steck atgeegen. Uoond wenn 'r dernoocht zu der Stuoob'mtier reikemmt, doo sääd-ar: „Eech hå iech ołln wås Schienes mietgbroocht!" Uoond doo ies d' Fråäd gruooß, denn miet laarn Händen kemmt ar nie, uoond-a Jeeds krigt sei Mietbrengseł, uoond doo stiet dernoocht daar ganze Tiersch vuooł. (Nach Schulleiter Ernst Trull in Milkendorf.)

19. Neukatscher, Kreis Leobschütz (Oberschlesien).

1. Onser Nopfer Naaz es schon a aalder kranker Muuen. Ar es onser Freind ond der Pooat vo onsem Maaidle, vo der Miele. Wer huuen aa an Jong', daar haaißt Kall (oder Kallchle); zwää Maaidlen sein ons schon gesturwe. Heid-es der Pooat zuu ons komme, ich woor grooad dauße bein Oxe ond sooch-en komme. A(r) wollt ei de Kirch gien, åwer der Waaig ei de Kirch es weid-ond bies, ond-es gied-eewer an hooche Barg. Do hies-ij-en neigien, ond-ich sponnt de Oxe ei ond hollt de Mutter aus der Kech. Der Pooat hood-n Kende(r)n an Oppel ond-a Bern metgebroocht, ond-em-Moontich huuen se a klienes (oder klaaines) scheckijes Katzle von em kricht. De Kender wollten ('n) goor nimmi fottloon, ar es immer aso sihr gutt zuu en, weil s'em immer aso guude Antworte gaan, wenn a(r) se wos

[19]) ie in „miet" (mit) ist kurz, sonst gedehnt zu sprechen.

frääat. A(r) well 'n noch mähr vo sann Appeln ond Berne gaan; mooan selle se zuu em gien ond de Baaim schetteln. De Kender baate aa olle Taach zum liewe Herrgoot, a(r) mecht dam guude Pooat noch a langes Lääb'm schenke. — Sahd-ock! Do kemmt de Miele! Etz mach dei Arwet, du host noch nischt gemacht; do tuu ock fleißich la(r)ne ond schreiwe ond rechnen[20]), do konnst dernooche(r)t met Kallchlen of de gruueße Wies spiele gien, weil's nimmi raaint ond's Waater so schien geworn es.

2. Mei Vooater hood-e gruueße Pauerwettschoft glei naawem Scholz. Do huuen wer a schienes Haus, an Stoll, a Scheier (oder Schein), a Außoogheisle, woo de aalde Gruueselde(r)n denne wohne, an Gooate met viel Oobstbaaim ond-Acker ond Wies ond-a Teichle; ond-aa a Steckle Waald gehierd-ons. Heid-es der Vooater ne derhaaim. Ar es ei der Stooat, a Schwein ond a Kolb verkaife. So em a seewe muß der Vooater wedder doo sein; ehnder we(r)d a(r) woll ne zureck komme. Do geh ij-em schon a gruueßes Steck atkaan. Ond wenn a(r) dernooch zur Stoowetier rei-kemmt, do säääd-a(r): „Ich hå eich jeedem wos sihr Schienes metgebroocht!" Ond do es de Fraaid gruueß, denn met laare Hend kemmd-a(r) ne zureck, ond jeeds (oder jeedes) kricht wooas metgebroocht von-em. Ond do stiet dernooche(r)t der ganße Teesch vuuel.

(Nach Dr. Josef Horag und Lehrer Maiß.)

20. Kunewald bei Neutitschein (Kuhländchen).

1. Onser Nockwer Naaz ies schon a alder kranker Mån. Ar ies onser Fraend on der Påt vo onsem-Maaedle Milli. Mer honn aao an Jonge (Buuw), daar haßt Korle, zwää Maaedlen sein ons schon gestuuewe. Heit ies der Påt zuu ons kumme; iech wåer gråd dauße bein Oxen on hår'n kumme sahn. Haar wollt ei de Kiech gien, åwer der Waaeg ei de Kiech ies weit on schla(j)cht[21]), on 's giet iewer an hooche Baaeg. Doo hår ech 'm gesåert, a(r) mecht a beßle neigien, on iech hår de Oxe eigesponnt on hår de Mutter aus der Kech (oder Kucheł) gehuuolt. Der Påt hoot iedem (od. am ieden) vo da Kenden an Oppeł on a Bien mietbroocht, on om Moon-tich honn se a klaaenes schaeckejes Katzle voon-em kricht. De Kender wollten en gårni mähr fortloon, ar ies inde soo guut of se, wall s'm inde soo guude Antwåerte gaan, wenn ar se em wås freecht. Haar wieł en nooch mähr vo sann Appeln on Biene gaan; måern selln se zuun-em kumme on de Baaem schietteln[22]). De Kender baaten aao ieden Tåg zom liewe Goot, ar mecht-dam liewe Påt nooch-a langes Laawe schenke. Satt ocker, diett[23]) kemmt-de Milli! Etzer fieder dech on mach der ock dei Aat; duu host je nooch gåer nischt gemacht. Doo tuu ock fleißech lährn on schreiwe on rache; doo terscht Gootgaaw drooch (od. dernooch) met Korlen of de gruuoße Wies spieln gien, wall's ni mähr rann tuut on 's Waater ies wieder asoo schien gewuuern.

2. Mei Våter hood-a gruuoße Pauerwiertschoft glei naawem Rechter (od. naawer der Ärw-Rechterei). Doo hommer a schienes Haus, an Stål, a Schann (od. Scheier), a Ausgedengheisla, woo die alde Gruuoß-elden denne wonn, an Gåerte met vieł Ooweſtbaaem on Acker (Mz.) on

[20]) Aus „rechnern".
[21]) kurzes a und palatales ch.
[22]) und [23]) ie ist in diesen Wörtern (schütteln, dort, wird) kurz zu sprechen, sonst mit Dehnung.

Wieſe (Mz.); aao a Teichle on aao a Steckle Pooſch gehäärt ons. Heit ies der Våter ni derhaaem. Haar (od. ar) ies ei der Ståt a Schwein on a Kolb verkaaefe. Soo em a holwer ſiewene rem muuß der Våter wieder doo ſein; ehner wiet[24]) ar nie zureck-kumme. Doo gie ech 'm ſchon a gruuoßes Steck haltkäärn. On wenn ar dernooch zur Stoowetier reikemmt, doo ſäärt ar: „Seit'r'n aao racht åertich gewaaſt? Jech hår eich olln wås ſähr Schienes mietbroocht!" On doo ies de Freid gruuoß, denn met laare Hände kemmt ar decher nie haaem; on iedes kricht ſei Mietgebroochts voon-em, on doo ſtiet-drooch der ganze Teeſch vool.
(Lautſtand nach Dr. Giernoth; Texte nach Bürgerſchuldirektor Domitius Stratil, Direktor i. R. Heinrich Schulig und Lehrer Fritz Kubiena.)

21. Kamitz bei Bielitz (ehem. Öſterr.-Schleſien; jetzt Polen).

1. Enſer Nockwer Jirk eei ſchon a aalder kranker Mån. Haar eei enſer Fraaind an daar Påt vo enſerm Maaika (od. Maaidla), vo daar Katrien. Wer honn aach ein Büüw, daar nennt ſech Andres, zwee Maaidla ſenn ſchon geſtüürwa. Hooit kåm der Påt zo ens, ech wuuor gråd draußa ben Oxa, an ech hå an komma geſahn. Haar wulld-e de Kirch gehin, odder der Waaig e de Kirch eei weit an ſchla(j)cht[25]), an es gehit eeiwer ein houcha Baark. Do hå ech an gebaata, a beßla äizotraata an eche ſponnt de Oxa äi an hoult de Mütter (Ez.) öüs der Kech (od. Kücheł). Daar Påt Jirk hot ejeedem vo daan Kindern ein Oppel an a Birn gebroocht, om-Moontag honn ſe vo eeim (od. voonem) a klienes, ſchaickiges Katzla gekrigt. De Kinder wullda 'n guuor ne meei färtlonn, haar eei inda ſou ſihr gütt züün-an, wäil ſe em inda ſou gütte Antwüürta gegaan honn, wenn haar ſe em etwås gefroogt hot. Haar weeil an noo meeier Appeln an Birn gaan, an müorn ſullda ſe zo eeim (od. züün-em) komma an de Buaaim ſchetteln. De Kinder honn aa zom liewa Goot gebaata, haar mecht-daam gütta Påt noo a langes Laawa ſchenka. Saht ock! Dürta kemmt de Katrien. Ext (oder etta) mach ock däi Aat, düü hoſt jo noo guuor niſt gemacht! Tüü ock fläißik liern, ſchräiwa an ra(j)charn[25]); noochert torſcht met-daam Andres of daar grouſa Weeis ſpeeila, wäil's ne meei raaint, an dås Waater eei weeider ſcheein gewüürda.

2. Mäi Våter hot a grouße Pöürwiertſchoft gläi naawa daam Schulza. Do honn wer a ſcheein Höüs, ein Stoll, a Schooin, a Öüsgeding'hooisla, wou de aalda Groußeildern denna wohn, ein Guuorta met veeil Oobſt-buaaim denna an Aicker an Weeis an a Täichla, an aach a Steckla Pooiſch (od. Waald) gehiert ens. Hooit eei der Våter ne derhaaim. Haar eei e der Ståt a Schwäin an a Kalwla verkuaaiſa. Sou em a ſeeiwa rem-müü der Våter weeider doo ſenn; riſcher (od. ehnder) werd haar woll ne zereck-komma. Do geei ech em ſchon a groußes Steck hattkaain. An wenn a noochert züor Stouwatier räikemmt, do ſuåit haar: „Ech hå ooich olla etwås huuort Scheeines metgebroocht." An do eei de Fruaaid grouß, denn met leediga Händ kemmt haar ne, an jeedes krigt ein Metbrenger vo eeim; an do ſteeit noochert der ganze Teeiſch voul.
(Lautſtand nach Dr. Waniek; Texte nach Lehrer Ernſt Herrmann in Bielitz.)

[24]) ie iſt in dieſen Wörtern (ſchütteln, dort, wird) kurz zu ſprechen, ſonſt mit Dehnung.
[25]) a(j)ch = kurzes a und palatales ch

Arnold Schmitz:

Stand und Aufgaben ſchleſiſcher Muſikforſchung

Wenn die heutige Muſikforſchung ſich landeskundlichen Aufgaben zuwendet, ſo tut ſie das bewußt als eine Hilfswiſſenſchaft der Geſchichte und Volkskunde und nicht als eine autonome Wiſſenſchaft. Gewiß: ſie fragt auch nach der Qualität der Kunſtleiſtungen, nach der beſonderen Art der Muſikalität, mit der die Bewohner einer Landſchaft begabt ſind; ſie berückſichtigt auch die Frage, in welchem Maße eine Landſchaft zur Entwicklung der großen zeitgeſchichtlichen Stilſtrömungen (Gotik, Renaiſſance, Barock uſw.) beigetragen hat oder wie ſie von dieſen Stilſtrömungen und ihren geiſtesgeſchichtlichen Akzenten getroffen wurde. Entſcheidend aber ſind die Fragen: woher und auf welchen Wegen wurde Muſikgut in eine beſtimmte Landſchaft eingeführt, wie wurde es aufgenommen und eventuell umgeprägt, was entſtand in der Landſchaft ſelbſt und welche Volksart verrät das hier Entſtandene, nach welchen Richtungen und Gegenden wirkt es ſich weiter aus, wer ſind die Träger dieſer Vorgänge im Sinne des Muſikſchaffens wie der muſikaliſchen Ausübung? Damit ſind die Hauptaufgaben jeder landeskundlichen Muſikforſchung umriſſen.

Eine ſelbſtverſtändliche Vorarbeit iſt die Sammlung, Inventariſierung und Katalogiſierung des vorhandenen Muſikguts. Hier liegen die Verhältniſſe für Schleſien folgendermaßen:

> Auf dem Gebiete des ſchleſiſchen Volksliedes beſitzen wir verhältnismäßig zahlreiche gedruckte Sammlungen, die hier nicht im einzelnen aufgezählt werden ſollen, da der vorliegende Aufſatz keine bibliographiſchen Zwecke verfolgt[1]); handſchriftliche Aufzeichnungen ſammelt das Schleſiſche Volksliedarchiv in Breslau und das Oberſchleſiſche Volksliedarchiv in Beuthen. In den Jahren 1925—29 wurde auf Veranlaſſung der Muſikgeſchichtlichen Kommiſſion des Pr. Staatsminiſteriums und unter der Aufſicht Max Schneiders eine großzügige Inventariſierung älteren Muſikgutes in den beiden ſchleſiſchen Provinzen durchgeführt; ſie erſtreckte ſich vorwiegend auf Muſikalien des 16.—19. Jahrhunderts. Schon bei dieſer Arbeit war klar zu erkennen, daß die Breslauer Bibliotheken (Staats-, Stadt- und Bibliothek des Akad. Inſtituts für Kirchenmuſik an der Univerſität) das für die ſchleſiſche Muſikgeſchichte reichhaltigſte und wertvollſte Material beſitzen. Die Sichtung und Ordnung dieſes Breslauer Materials verdanken wir bekanntlich vor allem der vorbildlichen Tätigkeit Emil Bohns[2]).

[1]) Zur Bibliographie des Schleſiſchen Volksliedes vgl. Schleſiſche Bibliographie VI, 2 (J. Hübner, Bibliogr. des Schleſiſchen Muſik- und Theaterweſens) Breslau 1934; auch Schleſien, Ein Bücherverzeichnis, herausgeg. v. Alfred Kloß, Breslau 1933, S. 31/32 (W. E. Peuckert) und S. 194/195 (J. Hübner).
[2]) Vgl. ſeine Bibliographie der Muſik-Druckwerke bis 1700 (1883) und Die muſikal. Handſchriften des XVI und XVII Jhs. in der Stadtbibl. zu Breslau (1890).

Notwendige Ergänzungsarbeiten zu der allgemeinen Inventarisierung schlesischer Musikdenkmäler sind im Gang. Es handelt sich dabei besonders um die Erfassung und Sichtung mittelalterlichen Materials, eine Aufgabe, die mit Hilfe der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft vom Direktor und Assistenten des Musikwissenschaftlichen Seminars unserer Universität durchgeführt wird. Neben der Erfassung der musikalischen Denkmäler ist die Sammlung archivalischer und historiographischer Notizen über Musiker und Musikverhältnisse in Schlesien nicht zu vernachlässigen. Richtungweisend sind hier besonders die Arbeiten von Münzer, Starke, Kinkeldey, Gondolatsch, Jensch, Saß, Bulgrin, Hamann[3]). Ein engeres Zusammenarbeiten mit der Historischen Kommission für Schlesien in dieser Frage ist vorgesehen. Über den Stand schlesischer Musikinstrumentenkunde orientiert am besten der Führer und Katalog zur Sammlung alter Musikinstrumente des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer[4]).

Je genauer und vollständiger die Bestandsaufnahme schlesischer Musikalien durchgeführt wird, desto deutlicher zeigt es sich, daß unsere Provinz über ein so zahlreiches Material verfügt wie kaum ein anderes deutsches Land. Die wissenschaftlichen Bearbeiter standen hier begreiflicherweise zunächst vor einer verwirrenden Fülle der Dinge. So erklärt es sich, daß bisher in der Auswertung des Materials dort angesetzt wurde, wo eine vorhandene und geordnete größere Sammlung von Musikalien wenigstens vereinzelte Einblicke in geschichtliches Leben unmittelbar gestattete (z. B. E. Kirschs Dissertation „Die musikhistorische Bedeutung der Sammlung des Akad. Instituts für Kirchenmusik bei der Universität Breslau"), wo ein besonders kostbarer Fund zutage trat und in seiner Bedeutung für die deutsche oder gar gesamte Musikgeschichte erkannt wurde (z. B. die Arbeit H. Ringmanns über das Glogauer Liederbuch, F. Feldmanns über den Codex Mf. 2016 des Musikalischen Instituts bei der Universität Breslau), wo eine bekanntere Musikerpersönlichkeit auftauchte (z. B. E. Kirschs Monographie über Joh. Nucius, seines Schülers W. Eschenbach Arbeit über F. W. Berner[5]), P. Epsteins Apelles von Löwenstern) oder wo heute noch wirksames, an einen bestimmten hervorragenden Ort gebundenes oder von ihm ausgehendes musikalisches Leben die Klärung einer heimatsgeschichtlichen Einzellinie herausforderte (z. B. H. E. Guckels Geschichte des Breslauer Domchors bis Jos. Ign. Schnabel und W. Matysiaks Arbeit über die Breslauer Domkapellmeister von Schnabel bis Eichy[6]).

Fast alle diese Untersuchungen erwuchsen aus gemeinsamer Arbeit im Musikwissenschaftlichen Seminar unserer Universität oder unterhielten wenigstens Verbindung mit ihm. Das trifft auch für eine Reihe noch schwebender Untersuchungen zu. Es ist darum keine Anmaßung, sondern selbstverständliche Pflicht des gegenwärtigen Seminarleiters, dafür zu sorgen, daß die schlesische Musikforschung immer planvoller sich gestaltet und daß sie den Blick fest gerichtet hält auf die Kernfragen unseres Volkstums, zumal sie in einer deutschen Grenzlandschaft geleistet werden muß. Man kann heute immerhin schon wagen, wenigstens in Form begründeter

[3]) Vgl. Schlesische Bibliogr. VI, 2 und Schlesien, Ein Bücherverzeichnis a. a. O. Fortan wird der genaue Titel der zitierten Literatur nur angegeben, wenn die betr. Arbeit sich nicht in einem dieser beiden Verzeichnisse findet.
[4]) Herausgegeben von P. Epstein und E. Scheyer.
[5]) Noch ungedruckte Breslauer Dissertation.
[6]) Im Druck befindliche Breslauer Dissertation.

Vermutungen und im geschichtlichen Bezirk die Aufmerksamkeit auf umfassendere Fragen zu lenken, deren Lösung nicht mehr ein zufälliges und beziehungsloses Nebeneinander, sondern gar bald ein geschlossenes, ganzes Bild ergäbe. Gegenüber der Forschung am heutigen schlesischen Volkslied halte ich eine solche Blicklenkung noch für verfrüht. Bei aller dankbaren Anerkennung der Leistungen bisheriger schlesischer Volksliedsammler und -forscher, wobei die Arbeiten von G. Amft in der Grafschaft Glatz besondere Hervorhebung verdienen, fehlt, von der musikalischen Seite aus betrachtet, für Schlesien immer noch eine Vorarbeit vom Range der „Verklingenden Weisen Lothringer Volkslieder" von L. Pinck[7]). Ich vermag noch nicht zu entscheiden, ob das nur an den tatsächlich viel verwickelteren schlesischen Verhältnissen liegt oder auch an anderen Dingen. Aus diesen Gründen halte ich mich im Folgenden nur an den historischen Musikbezirk und erwähne das Volkslied nur, soweit es eben in diesem geschichtlichen Bezirk auftaucht. Im übrigen sind bei der Aufstellung der größeren Aufgaben schlesischer Musikgeschichtsforschung die allgemeinen Grundfragen maßgebend, die eingangs kurz erwähnt wurden.

Es ist wohl die dringlichste Pflicht schlesischer Musikgeschichtsforschung, sich stärker als bisher mit dem Mittelalter zu befassen. Mit dieser Forderung braucht man nicht einer bei den heutigen Musikhistorikern beliebten Mode nachzulaufen. Betrachtet man in der landeskundlichen Forschung die Musik wie alle anderen Kulturgebiete nicht von irgend einem abstrakten Standpunkt aus, sondern im Zusammenhang mit der Frage der Entwicklung des Volkstums, so ist das Mittelalter eben auch musikgeschichtlich für Schlesien wie für den gesamten deutschen Osten die entscheidende Zeit. An mittelalterlichen Musikquellen ist Schlesien durchaus nicht arm. Wir teilen das überlieferte Material am zweckmäßigsten ein in liturgische Bücher (gregorianische Missalien, Gradualien und Antiphonare), Dokumente mehrstimmiger Musik und Lieder in der Volkssprache.

Die ältesten mir bis jetzt bekannten Quellen weisen ins 12. Jahrhundert. Es sind Neumen ohne Linien zu Brevierlektionen, losgelöst aus einer alten Handschrift des Klosters Rauden in Oberschlesien, aufbewahrt in der Breslauer Staatsbibliothek, und zu Meßgesängen des ersten und zweiten Weihnachtstages auf Vorsatzblättern im Codex Hs. 144 der Breslauer Dombibliothek, z. B. zu Puer natus est, einer Sequenz Ecce jam votiva festa recurrunt, Sederunt principes (Stephanstag). Vom 13. Jahrhundert ab gibt es in Schlesien eine Fülle von liturgischen Büchern mit linierten Noten. Auch wenn die Person des Schreibers und ein Ort nicht angegeben ist, kann man die Herkunft dieser Bücher wenigstens der großen Richtung nach bestimmen, indem man auf Notationsweise und besonders auf den Choraldialekt achtet. Von der Wende des 12./13. Jahrhunderts ab wird in der Notationsweise gregorianischer Gesänge die französische Quadratschrift der herrschende Typus in den romanischen Ländern. Man begegnet dieser Schrift noch im späten Mittelalter auch bei deutschen Schreibern, aber der spezifisch deutsche Typus ist vom 13. Jahrhundert ab die gotische Choralschrift. Was die musikalischen

[7]) 3 Bde. 1926 — 33.

Formkriterien angeht, so darf wohl kurz daran erinnert werden, daß der gregorianische Choral des Mittelalters nicht als eine starre Organisation von Rom approbierter Melodien aufzufassen ist. Gewiß ist er in seinem allgemeinen Rahmen als die einheitliche musikalische Gebetssprache der römisch-katholischen Kirche festgelegt, aber an seinem inneren Ausbau haben im Mittelalter die germanischen Völker ebenso schöpferischen Anteil wie die romanischen. Gewiß tritt er als Musica ecclesiastica im Bewußtsein der mittelalterlichen Theologen, Theoretiker und Musiker in Gegensatz zur Musica vulgaris. Das aber bedeutet nicht, daß er seine Beziehungen zu den Kräften des Volkstums aufgegeben habe. Aus seinem Schoße entspringen fortgesetzt mannigfache Formen der Musica vulgaris, er bewahrt das ganze Mittelalter hindurch, ja noch bis weit in die Neuzeit hinein verschiedene „Dialekte", die sich nach den Eigenheiten großer europäischer Völkergruppen, aber auch einzelner Länder und Kirchenprovinzen unterscheiden. Es ist das große Verdienst Peter Wagners und seiner Schule, uns sichere musikalische Formkriterien für die Unterscheidung von romanischem und germanischem Choraldialekt an die Hand gegeben zu haben[8]). Dagegen bleibt unsere Kenntnis provinzieller Dialektformen bis jetzt noch sehr gering. Große Schwierigkeiten entstehen hier wohl durch die Überschneidung monastischer Traditionen. Die konkrete Frage ist für uns die: wie verhält sich nach den gegebenen allgemeinen Orientierungspunkten das schlesische Material? Wenn auch diese Frage hier nur als Aufgabe gestellt ist und die definitive Beantwortung noch eingehendere Untersuchungen erfordert[9]), so glaube ich doch schon auf Grund meiner jetzigen Materialkenntnis einige nähere Erläuterungen geben zu dürfen.

Das Notenbild der mittelalterlichen liturgischen Bücher in Schlesien ist in der weitaus größten Zahl gotisch und das beweist unzweifelhaft die deutsche Herkunft. Schon die ältesten Stücke aus Leubus aus dem 13. Jahrhundert haben gotische Neumen auf Linien[10]); das schließt eine direkte Beziehung mit Morimond in Frankreich, die wir bei den schlesischen Zisterzienserklöstern sonst in Erwägung ziehen müssen und die z. B. für das Kloster Rauden durch eine Notiz in einer Bibel von 1275 belegt ist[11]), in der Beschaffungsfrage dieser älteren Leubuser liturgischen Bücher aus. Man muß, wenn diese Stücke nicht in Leubus selbst von deutscher Hand

[8]) Vgl. besonders P. Wagner, Germanisches und Romanisches im frühmittelalterlichen Kirchengesang im Bericht über den I. Musikw. Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig, 1926, S. 21 ff; ds. Das Graduale der St. Thomaskirche zu Leipzig (Publ. älterer Musik V 1) Leipzig 1930; C. A. Moberg, Über die schwedischen Sequenzen, Upsala 1927.

[9]) Mit diesen und anderen Untersuchungen zur mittelalterlichen Musikgeschichte Schlesiens, die weiter unten noch näher bezeichnet werden, ist der Assistent am Breslauer musikwissenschaftlichen Seminar, Herr Dr. Fritz Feldmann, beauftragt und bereits beschäftigt. Er wird auch die schlesischen Musiktraktate mit in seine Arbeit einbeziehen.

[10]) Die reichhaltigste Sammlung von Missalien, Gradualien und Antiphonaren des 13.—15. Jahrhunderts aus dem ehemaligen Besitz der Zisterzienserklöster Leubus, Heinrichau, Kamenz, des Prämonstratenserklosters St. Vinzenz Breslau, der Augustiner Chorherren Sagan, des Jungfrauen- und Kollegiatstifts Glogau und anderer schlesischer Klöster und Kirchen befindet sich in der Breslauer Staatsbibliothek.

[11]) Breslau Staatsbibl. Hs. I F 5; vgl. A. Chroust, Monumenta palaeographica, Denkm. d. Schreibkunst des M. A. 1932, Tafel 596.

geschrieben worden sind, an einen innerdeutschen Bezugsort denken; vielleicht kommt Kloster Pforta in Frage. Auffällig ist auch, wie streng Leubus und Heinrichau das gotische Schriftbild bewahren. Das Prämonstratenserkloster St. Vinzenz-Breslau notiert allerdings noch im 14. Jahrhundert romanisch; dabei ist jedoch der am Ort ansässige Schreiber des ältesten Stückes 1319 ein Deutscher: Johannes von Minden und er schrieb unter einem deutschen Abt: sub abbate Johanne Saxone. Vom 15. Jahrhundert ab finden wir auch in diesem Kloster Antiphonare in gotischer Schrift. Umgekehrt beweist ein Antiphonar von 1446, das von einem vermutlich nichtdeutschen Abt der Augustiner Chorherren in Sagan, Henricus Stislaw, angeschafft wurde, durch gotische Schrift seine deutsche Herkunft.

Nicht so einfach und klar liegt die Frage, wenn man sie vom Choraldialekt aus betrachtet. Das klösterliche Material in der Breslauer Staatsbibliothek verrät vorwiegend romanischen Choraldialekt, und wenn auch germanische Dialekt-Einmischungen sich namentlich in Hymnen und Sequenzen finden, so scheint doch die eigene monastische Tradition besonders bei den Zisterziensern und Prämonstratensern ziemlich streng bewahrt worden zu sein. Es gibt aber in Schlesien auch eine Anzahl Bücher von der Reinheit germanischer Choralüberlieferung, wie sie etwa das Leipziger St. Thomas-Graduale repräsentiert. Ich erwähne hier nur ein 1416 datiertes Graduale aus der Breslauer St. Elisabethkirche, ein nicht viel jüngeres Missale (und Graduale) aus derselben Kirche[12]), zwei Graduale aus der Breslauer Dombibliothek, das eine aus dem 15., das andere aus dem beginnenden 16. Jahrhundert (Herkunft St. Adalbert-Breslau bzw. Schweidnitz[13]). Daß germanische Überlieferung auch jenseits der heutigen schlesischen Grenzen Wurzel faßte, sei es nun von Süddeutschland her auf dem Wege über Böhmen oder aus Mittel- bzw. Norddeutschland auf dem Wege über Schlesien, beweist a. u. ein Graduale des 15. Jahrhunderts, das sich in der Klosterbibliothek des sudetendeutschen Städtchens Braunau (Č. S. R.) befindet[14]) und wohl schon deswegen zum schlesischen Kulturkreis gerechnet werden darf, weil es eine Hedwigs-Sequenz enthält, ferner ein polnischer Choraltraktat desselben Jahrhunderts aus der Krakauer Dombibliothek, den W. Gieburowski in seiner Breslauer Dissertation über die ‚Musica magistri Szydlovite' behandelt.

Bei diesem Verhältnis zwischen germanischer und romanischer Choralüberlieferung in Schlesien ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Stadtpfarrkirchen die Hauptträger germanischer Überlieferung und damit auch des musikgeschichtlichen Begleitprozesses deutscher Kolonisation waren im Gegensatz namentlich zu den Zisterziensern und Prämonstratensern, die wohl infolge der Abhängigkeit von ihren französischen Mutterklöstern stärker an die romanische Überlieferung gebunden blieben[15]). Diese Ver-

[12]) Beide Stücke heute im Breslauer Museum für Kunstgew. und Altertümer Sign. 7566 und 7570.

[13]) Sign. Hs. 56 und 170 im Erzbischöfl. Diözesanarchiv.

[14]) Sign. III A 9.

[15]) Über die Einführung des Officiums von Laon durch Prämonstratensermönche unter Bischof Walther von Breslau vgl. u. a. Jensch a. a. O. — Zur Frage des Verdienstes der schlesischen Zisterzienser, Prämonstratenser und Augustiner-Chorherren an der deutschen Kolonisation im wirtschaftlichen Sinne äußert sich besonders entschieden F. X. Seppelt in Schlesische Landeskunde II (1913) 36/37.

mutung muß allerdings noch durch weitere Materialuntersuchungen überprüft werden.

Ob sich im mittelalterlichen Schlesien eine bodenständige Choralüberlieferung mit provinziellen Eigenheiten ausgebildet hat, wissen wir heute noch nicht genau. Die als Akzente der Breslauer Domkirche bezeichneten Epistel- und Evangeliumstöne in einem Neumarkter Cantional von 1474[16]) geben hier der Forschung Fingerzeige. Auch bietet sich die Möglichkeit, eine Reihe in schlesischen Büchern erhaltener Passionslektionen mit anderen bekannten und provinziell bereits bestimmten Passionstönen zu vergleichen; dabei sei auf die kuriose Tatsache hingewiesen, daß sich gerade in einem schlesischen Lektionar aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die bisher überhaupt älteste musikalische Quelle für die gregorianische Passion mit verteilten Lektionspartien und durchgängig aufgezeichnetem einstimmigen Notenbild fand[17]). Vor allem gehören hierher Gesänge, die schon textlich und liturgisch Bodenständigkeit andeuten, also in erster Linie Gesänge zum Fest der Hl. Hedwig: der Hymnus O felix Hedwigis gaudens in celis (Graduale von 1319 aus dem Breslauer Vinzenzkloster[18]), die Sequenz Consurge jubilans (Missale der Breslauer Dombibliothek aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts[19]), die Gesänge Hedwigis sancta inclita, Hedwigis dei laudibus und O felix et beata im bereits erwähnten Neumarkter Cantional.

Der zweite Aufgabenkreis mittelalterlicher Musikforschung in Schlesien umfaßt die Fragen nach der mehrstimmigen Kunst. Hier haben wir in letzter Zeit einige neue Anhaltspunkte gefunden. Das älteste mehrstimmige Denkmal ist ein Handschriften-Fragment aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts[20]), losgelöst von einer jüngeren Saganer Augustiner-Chorherren-Handschrift. Der Inhalt: dreistimmige französische Motetten, unter denen sich Philipp de Vitrys bekanntes Stück De vita curialium[21]) leider nur unvollständig befindet. Ein anderes Stück beginnt mit dem Text Amis loial vous ay trouve. Übrigens ist auch urkundlich die Pflege französischer Motettenkunst in Breslau um 1375 belegt, woran Jensch erinnert[22]). Das Vordringen dieser Importware bis nach Schlesien unter der Regierung Karls IV. läßt auf Beziehungen zum kaiserlichen Hof in Prag mit seinen Interessen für französische Kunst schließen. Vielleicht ist auf demselben Wege auch die Kenntnis der wichtigsten Formen der französisch-italienischen Ars nova nach Schlesien gelangt. Bekundet wird diese Kenntnis durch einen Breslauer Musiktraktat aus der Wende des 14./15. Jahrhunderts, den Joh. Wolf zuerst ausführlich beschrieben hat.

Auffallender ist, daß schlesische Choralhandschriften des späten Mittelalters ziemlich häufig jene verschiedenen Formen organaler Mehrstimmigkeit beibehalten, wie sie sich namentlich in Frankreich im 11. und 12. Jahrhundert entwickelten. Längst bekannt ist das dreistimmige

[16]) Jetzt Diöz.-Archiv Breslau. Hs. 58.
[17]) Es handelt sich um ein Zisterzienser-Lektionar, das 1348 der Kirche des Kollegiatstifts in Glogau geschenkt wurde, jetzt in der Staatsbibliothek Breslau Hs. I F 459.
[18]) Breslau, Staatsbibliothek Hs. I F 385.
[19]) Breslau, Diöz.-Archiv. Hs. 141.
[20]) Es wird in der Handschriftenabteilung der Breslauer Staatsbibl. aufbewahrt.
[21]) Vgl. Archiv f. Musikw. VIII 2, 1927, 247 ff (H. Besseler).
[22]) Musikgeschichte der Stadt Breslau a. a. O. 28.

Pulcrum evangelium aus dem Notizbuch (Rapularius) des Nicolaus von Cosel[23]) und F. Feldmann hat jüngst über ein Weihnachtsorganum (Lectio Ysaie prophete) in einer Choralhandschrift des frühen 16. Jahrhunderts aus St. Vinzenz-Breslau berichtet[24]). Dieselbe Lectio mit dem Episteltropus Laudem Deo kommt, ausgeschmückt mit organalen Partien, noch mehrere Male vor u. a. in zwei Choralhandschriften des ersten Drittels des 15. Jahrhunderts aus St. Elisabeth-Breslau[25]). Der Liber generationis, von dem eine ehemals Heidelberger Handschrift aus dem 14. Jahrhundert eine dreistimmige Fassung unvollständig bringt,[26]) findet sich mit der Stimmenbezeichnung Tenor, Medius, Discantus vollständig im Neumarkter Cantional von 1474; eine gleichfalls dreistimmige Fassung desselben Stückes steht in einem aus dem 15. Jahrhundert stammenden Nachtrag zu einem Neisser Codex[27]). An sich begegnet man so späten Zeugnissen ältester Mehrstimmigkeit in Handschriften fast aller deutscher Länder, auch in Böhmen[28]). Schlesien ist aber nicht nur, wie es für die andern deutschen Länder den Anschein hat, mit seinen Klöstern, sondern auch mit seinen Stadtpfarrkirchen an der Pflege dieser organalen Kunst beteiligt. Ob hier provinzielle Eigentümlichkeiten musikalischer, textlicher und liturgischer Art erkennbar sind, bleibt noch zu untersuchen. Es wäre völlig verfehlt, in einseitiger Blickrichtung auf die Häufigkeit organalen Musizierens das spätmittelalterliche Schlesien als rückständig auf dem Gebiet der mehrstimmigen Kunst zu bezeichnen. Der Aufschwung deutscher Orgel- und Mensuralmusik erfaßte auch unsere Provinz. Den bereits erwähnten Breslauer Musiktraktat aus der Wende des 14./15. Jahrhunderts nennt H. J. Moser in seiner Geschichte der Deutschen Musik das „weitaus Höchste an Ausprägung der Mensuraltheorie auf deutschem Boden". In einem Orgel-Tabulaturfragment aus der Mitte des 15. Jahrh., das aus dem Breslauer Dominikanerkloster St. Adalbert stammt, spiegelt sich eine ältere, norddeutsche (?) und eine jüngere süddeutsche Strömung[29]). Der Codex Mf. 2016[30]), am Ende des 15. Jahrhunderts wahrscheinlich in der Gegend der heutigen schlesischen Grenze nach Mähren zu entstanden, beweist mit seinem reichen Repertoire an mehrstimmigen Messen, Motetten und Hymnen, wie schnell sich Schlesien damals der weltbeherrschenden niederländisch-burgundischen Kunst geöffnet hat, wie stark aber auch in den Stücken, die nicht Import, sondern Unica darstellen, deutsche Stil- und Ausdruckselemente hervortreten. Die weitaus bedeutendste schlesische Quelle dieser Zeit ist das Glogauer Liederbuch, ein Sammelwerk, das im Kreise des Glogauer Kollegiatstifts unter Beteiligung der dortigen geistlichen Kantoren entstand. Es enthält neben 160 lateinisch-liturgischen Gesängen 73 deutsche und 2 italienische Lieder, eine Komposition mit slawischem Text, 3 Quodlibets, 16 Tänze und

[23]) Breslau, Staatsbibl. Hs. I Qu 466. Entstanden zwischen 1416 und 1421.
[24]) Kirchenmus. Jb. 1932 (27. Jg.) 75 ff.
[25]) Darüber berichtet demnächst ausführlicher H. A. Sander.
[26]) Jetzt Codex Vaticanus pal. 457, vgl. H. J. Moser, Die mehrstimmige Vertonung des Evangeliums I (1931) 10.
[27]) Breslau, Staatsbibl. Hs. I F 386.
[28]) Vg. F. Ludwig im Archiv f. Musikw. V 4 (1923) 302 f. Anm. Auch D. Orel in der Festschrift für Guido Adler 1930, 87 f.
[29]) Vgl. F. Feldmann, Zeitschrift f. Musikw. 15. Jg. Heft 6 (1933).
[30]) A. a. O. Veröffentlichungen des Mus.-Inst. b. d. Univ. Breslau 2.

39 Instrumentalkompositionen, für uns eine erstaunliche Fülle in dem Nebeneinander von geistlichem und weltlichem Musikgut[31]). Von den liturgischen Stücken dieser Sammlung aus betrachtet, ergeben sich Beziehungen zu Wien und den Trienter Codices. Ein großer Teil der deutschen Liedbearbeitungen und auch manche textlose Stücke erreichen in der Kraft des Ausdrucks und der Sicherheit und Eleganz der Formgebung eine künstlerische Höhe, an die das etwas ältere und viel bekanntere Lochamer Liederbuch nicht im entferntesten heranreicht. Es erscheint dringend geboten, daß von diesen Schätzen viel mehr als bisher veröffentlicht wird[32]). Im Hinblick auf das Glogauer Liederbuch und auch auf den Codex Mf. 2016 darf man die Behauptung wagen, daß Schlesien am Ausgang des Mittelalters musikalisch im Verhältnis zum deutschen Inland wie zum Ausland nicht nur mehr der empfangende, sondern auch der gebende Teil war. Zwar wissen wir von den Ausstrahlungen schlesischer Musik noch sehr wenig, aber wir denken an Thomas Stoltzer aus Schweidnitz (geb. vor 1450, † 1526), eine wahrhaft große Musikerpersönlichkeit, wohl die hervorragendste unter allen schlesischen Musikern, den Wegbereiter deutscher Kunst in Ungarn, von dem wir immer noch keine Monographie besitzen. Musiker solchen Formats wachsen nicht in einer künstlerisch belanglosen Umgebung auf.

Nicht erst mit dem Glogauer Liederbuch, das den Musizierverhältnissen einer städtisch-bürgerlichen Gesellschaft entspricht, sondern schon mit der Kunst des herzoglichen Minnesängers Heinrich IV. (13. Jahrhundert) ist Schlesien in der deutschen Liedgeschichte zu nennen. Wenn man unter den Begriff des Liedes auch deutsche Verseinlagen in liturgischen Spielen setzen darf, so wäre aus dem Ende des 14. Jahrhunderts besonders an ein Osterspiel aus dem Breslauer Dominikanerkloster St. Adalbert zu erinnern[33]).

Interessant ist der Beitrag, den Nicolaus von Cosel zur deutschen Liedgeschichte liefert. Das Leben dieses schlesischen Franziskaners, dessen Heimatstadt Cosel war, der nach Oppeln, Oberglogau, Olmütz und Krakau kam, der als Praedicator Bohemorum offenbar auch unter Tschechen seelsorgerisch wirkte, hat uns J. Klapper für die Jahre 1414—1421 beschrieben[34]). In seinem Rapularius[35]) notierte sich der Mönch lateinisch-liturgische, tschechische und deutsche Stücke. Die tschechischen Liedtexte haben keine Melodie; aber unter einer Credo-Melodie steht in dem Notizbuch zuerst lateinischer, dann unterlegter deutscher Text. Der deutsche Text mit der Melodie zusammengenommen ergibt das Lied „Wir glauben in eynen got" das hundert Jahre später zur Luther-Zeit in Johann Walters

[31]) Vgl. H. Ringmann, Zeitschrift f. Musikw. 15. Jahrg. Heft 2 (1932).

[32]) In dieser Forderung weiß ich mich eins mit den Wünschen des verdienstvollen Bearbeiters des Glogauer Liederbuchs und Herausgebers der kleinen Auswahl im Bärenreiter-Verlag, Herrn Dr. Ringmann. Es ist vorgesehen, daß das Glogauer Liederbuch in einer vollständigen Ausgabe als erster Band der neuen Reichsdenkmale „Das Erbe deutscher Musik" erscheint.

[33]) Vgl. J. Klapper. Das mittelalterliche Volksschauspiel in Schlesien, Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Bd. XXIX 1928, 180/181 und Anm. 16.

[34]) „Aus Oberschlesiens Vergangenheit" Heft 2, Gleiwitz 1922.

[35]) A. a. O.

Gesangbüchlein wiederkehrt und von nun an durch die meisten deutsch-evangelischen Gesangbücher wandert. Soweit ist die Sache längst bekannt. Nun kommt aber hinzu, daß die Credo-Melodie bei Nicolaus von Cosel nicht einer der überall üblichen gregorianischen Melodien entstammt; ebenso ist der lateinische Text Deum verum unum semper colimus nicht der übliche liturgische Credo-Messetext. Beides — Melodie und lateinischer Text — kehren in späteren böhmischen, namentlich tschechischen Handschriften wieder[36]). So ergeben sich also von Nicolaus von Cosel aus nicht nur Beziehungen zu Mitteldeutschland, zu Luther und Walter, sondern auch zu Böhmen und den tschechischen Patriamina (Credo-Melodien). Zu klären wäre nun die Ursprungsfrage beim schlesischen Franziskaner und die naheliegende Frage, ob das deutsche Lied schon etwas mit dem Widerstand der Schlesier gegen die Hussiten zu tun haben könnte[37]).

Eine wichtige Liedquelle ist das hier schon mehrfach erwähnte Neumarkter Cantional von 1474. Es enthält eine Reihe teils bekannter, teils — wie mir bei einer ersten Durchsicht scheint — noch unbekannter einstimmiger deutscher Lieder. Einige dieser Lieder sind vielstrophige Gebilde, wie z. B. p. 247 „Mensche nu leit smertzyn"; die einzelnen deutschen Strophen folgen dann öfters nicht hintereinander, sondern hängen sich als übersetzende volkssprachige Einschiebsel der entsprechenden Strophe einer lateinischen Sequenz, Prose oder Hymne an. Dieses Verfahren erinnert mitunter ans geistliche Spiel[38]), von dem sich auch sonst noch Spuren in dem gleichen Codex finden, z. B. p. 275 das Stück Kyrieleyson, Jesu Christe qui passurus, ein Wechselgesang von Knabensolis und ganzem Chor. Das bisher unbeachtet gebliebene Cantional ist überhaupt eine der bedeutendsten Quellen zur schlesischen Musikgeschichte des späten Mittelalters. Schon in seiner ganzen Anlage bekundet es den Prozeß der Umbildung der Musica ecclesiastica in die Musica vulgaris, wie er sich fünfzig Jahre vor der Reformation auf schlesischem Boden vollzieht[39]).

Das Todesjahr Stoltzers (1526) darf als Ende der mittelalterlichen Musikgeschichte Schlesiens angesehen werden[40]). Es bezeichnet genau dieselbe Zäsur, die auf allen anderen Gebieten von der schlesischen Geschichtsschreibung zwischen Mittelalter und Neuzeit angenommen wird.

[36]) Vgl. D. Orel, Kancionál Franusův, Prag 1922, 157 f.; P. Diels und F. Feldmann, Jahrbuch für Kultur und Geschichte der Slaven 10, 169.

[37]) Nach F. X. Seppelt a. a. O. 58 ist Bischof Konrad von Breslau „der eigentliche unermüdliche und opferwillige Organisator des Widerstandes der Schlesier gegen die Hussiten gewesen". Derselbe Bischof ist aber auch der „Erfinder" (Dichter und Komponist?) neuer (deutscher?) „Prosen und Loblieder" gewesen. Vgl. Jensch a. a. O. 29, nach Dlugosch zitiert.

[38]) J. Klapper, Das mittelalterliche Volksschauspiel in Schlesien a. a. O. 177 erwähnt einen Versuch „aus der Ostersequenz durch Verteilung in Strophe und Gegenstrophe und durch Einschiebung von volkssprachigen Liederversen eine Art dramatische Auferstehungsfeier zu gestalten. Aus dem Kloster der Neisser Franziskaner-Konventualen S. Maria in Rosis ist ein Brevier aus dem Anfang des 16. Jh. erhalten, in dem die rot und schwarz sich abwechselnden Verse der Sequenz Victimae paschali durch polnische Liedanfänge unterbrochen werden."

[39]) Die wissenschaftliche Bearbeitung des Neumarkter Cantionals ist im Gang.

[40]) Gegen Gombosis Auffassung, Stoltzers repräsentativstes Spätwerk, der Psalm Noli aemulari sei typische Renaissance-Musik, wendet sich mit guten Gründen H. J. Moser, Zeitschrift f. Musikw. 14. Jg. 5. Heft (1932).

Wenn im vorliegenden Aufsatz die mittelalterlichen Aufgabenkreise und die Ansatzpunkte zu ihrer Lösung vielleicht etwas zu ausführlich und detailliert behandelt zu sein scheinen, so darf ich noch einmal kurz an die Gründe erinnern: das Mittelalter ist ganz allgemein für die Kulturgeschichte des Ostens die entscheidende Zeit; es ist in der bisherigen schlesischen Musikforschung zu sehr zurückgetreten. Zudem ist das späte Mittelalter die Zeit der höchsten Blüte schlesischen Musikschaffens. Für die Neuzeit kann ich mich kürzer fassen. Denn hier sind bereits dank der bisherigen Arbeit größere durchgreifende Linien sichtbar, am deutlichsten in der Frage der Träger der schlesischen Musikpflege.

Die Hauptträger sind im 16. bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die Kantoren. Das bedingt eine besonders intensive Pflege kirchlicher Musik, keineswegs aber eine Vernachlässigung der weltlichen; denn die Kantoren waren zugleich Lehrer und Erzieher der studierenden Jugend in den Schulen und als solche pflegten sie auch die weltliche Musik ihrer Zeit. Gegenüber ihrer Tätigkeit tritt zum mindesten im 16. und 17. Jahrhundert alles andere (Nachblüte des Meistergesangs unter dem Görlitzer Adam Puschmann, Stadtpfeiferei) in den Schatten; bei der recht bedeutenden Hirschberger Lautentabulatur aus dem Jahre 1538, die von Ringmann entdeckt und von M. Schneider in der Festschrift für Joh. Wolf beschrieben wurde, fehlt noch der Nachweis, in welchem Kreis sie entstanden und ob sie schlesischer Herkunft ist. Noch bezeichnender für die allgemeine Lage ist es, daß man von fürstlichen Hofmusikern bis zum 18. Jahrhundert nicht viel hört. Wo hier und da einmal in fürstlicher Umgebung Musikernamen auftauchen oder eine musikalische Tätigkeit beschrieben wird, ergeben sich auch in solchen Fällen Beziehungen zum Kantorendienst, so etwa, wenn zur Zeit des Fürsten Georg Rudolf der Kantor der Liegnitzer Hofkirche beauftragt wird, einen vollständigen Jahrgang von Festgottesdiensten zusammenzustellen. Ungefähr um dieselbe Zeit (zwanziger und dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts) tritt Matthaeus Apel, nach seiner Erhebung in den Ritterstand Apelles von Löwenstern genannt, als schlesischer Musiker und Dichter hervor[41]). Gebürtig aus Polnisch-Neustadt (O. S.) wirkte er zuerst als Kantor und Lehrer in Leobschütz, aber auch in der gleichen Eigenschaft später am Bernstädter Hof und hier galten seine größten Bemühungen dem Kirchenlied. Erst vom 18. Jahrhundert ab werden die Umrisse spezifisch aristokratischer Musikpflege in Schlesien deutlicher: die Kapelle des Grafen Schaffgotsch, Fürstbischof von Breslau in Johannisberg, die Kapelle im Schloß Fürstenstein, der Grafen Oppersdorff in Oberglogau, der Herzöge von Württemberg in Karlsruhe (OS.) u. a.[42]). Wo hervorragende Musikernamen hier auftauchen, sind es keine Schlesier; man denke an Carl Ditters von Dittersdorf und den jungen C. M. v. Weber. Jedoch greifen schlesische Kantoren und Kirchenmusiker im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert mit geschickter Hand in das öffentliche Konzertwesen der Städte ein,

[41]) Vgl. die Monographie von P. Epstein a. a. O.

[42]) Oberglogau interessiert die deutsche Musikgeschichte schon wegen der Beziehungen Beethovens zum Grafen Franz von Oppersdorff, Karlsruhe wegen der Tätigkeit des jungen C. M. v. Weber. Über Karlsruhe und Weber vergleiche F. Müller-Prem a. a. O. Tätigkeit und Musikmaterial der anderen, oben genannten Kapellen muß noch gründlicher untersucht werden.

so C. Helmich und M. Wirbach, Ignaz Schnabel und Fr. W. Berner in Breslau[43]).

In der Zeit der Gegenreformation betätigten sich bemerkenswert auch noch einmal Angehörige religiöser Orden im schlesischen Musikleben. Zwei Persönlichkeiten seien hier genannt: der als Musiker über Schlesiens Grenzen hinaus bekannte Himmelwitzer Abt Johann Nucius[44]) (1556 in Görlitz geboren, † 1620) und der Glatzer Jesuitenpater Simon Praunstein († 1624, um 1614 Praefectus chori im Glatzer Colleg), dessen Tonsätze hauptsächlich in dem Codex des Neisser St. Jakobi-Kantors Schwedler enthalten sind[45]). Beide schreiben für Kirche und Schule, beide vertonen lateinische und deutsche Texte, was auch die evangelischen Kantoren tuen. Überhaupt bezeichneten Reformation und Gegenreformation auf musikalischem Gebiet in Schlesien einen edlen Wettstreit, nicht einen gehässigen Kampf. Evangelische Kantoren führen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein mehrstimmige lateinische Messen und Motetten auf. Samuel Besler, die größte Zeit seines Lebens tätig in Kirche und Schule zum hl. Geist in Breslau, komponiert noch um 1610 einstimmige lateinische Hymnen zu Stationsandachten[46]). Solche Verhältnisse setzen natürlich in der evangelischen Kirche eine betont konservative Haltung gottesdienstlicher Formen voraus. Dieser Konservativismus muß in Schlesien noch stärker gewesen sein als in Nürnberg oder in Leipzig bis zu J. S. Bachs Zeiten. Auf der anderen Seite wächst besonders im 17. Jahrhundert der Eifer zur intensiveren Pflege des katholischen deutschen Kirchenliedes[47]); führend sind hier Neisse (Jesuiten?), Georg Joseph als Komponist der Lieder des Angelus Silesius und der Grüssauer Abt Bernhard Roser (1624—96).

Die schlesischen Kantoren, Kirchen- und Schulmusiker sind beinahe ausnahmslos hier im Lande geboren, erzogen und geblieben. Auffallend selten taucht einmal ein „Fremder", d. h. in diesem Fall ein Mitteldeutscher oder Österreicher auf, um sich in Schlesien dauernd niederzulassen. Dieser bodenständige schlesische Musikertypus verhält sich nun in der Aufnahme und Pflege fremden Musikgutes und in der eigenen kompositorischen Tätigkeit durchaus nicht konform. Die Bohnschen Kataloge beweisen ja schon zur Genüge, wie bereitwillig man in Schlesien im 16. und 17. Jahrhundert zur Aufnahme innerdeutschen, aber auch ausländischen, niederländischen, französischen und italienischen Imports war und wie sehr man sich dabei bemühte, auf der Höhe seiner Zeit, die man sehr genau erkannte, zu bleiben. Ein Beispiel ist besonders bezeichnend. Die Breslauer Stadtbibliothek besitzt eine so umfangreiche Sammlung italienischer Messen und Motetten des Früh- und Hochbarock, wie man sie in dieser Vollständigkeit an keinem andern Ort, nicht einmal in Italien selbst wieder findet. Diese Musikalien waren

[43]) Vgl. Kinkeldey a. a. O. 348/349.

[44]) Über Nucius vgl. Kirsch a. a. O. weitere Literatur in Schles. Bibliographie VI 2.

[45]) Über Praunstein und den Schwedler-Codex vgl. Feldmann im „Oberschlesier" 15, 3. Eine eingehendere Bearbeitung dieser handschriftlichen Sammlung ist in Angriff genommen.

[46]) Hymn. et Threnodiarum Sanctae crucis Pars III, Wratisl. 1613. De vinculis verbisque J. Chr. proditi et morituri.

[47]) Neues Material wird demnächst F. Sukatsch vorlegen.

im 17. Jahrhundert fortlaufend in der evangelischen Stadtkirche St. Elisabeth in Gebrauch[48]). Also gewiß ein Zeichen dafür, wie „modern" man damals in Breslau war. Das kann man, zum mindesten für diese Zeit, von der eigenen kompositorischen Tätigkeit der schlesischen Kantoren, Schul- und Kirchenmusiker durchaus nicht behaupten. Auch hier genüge ein Hinweis. Die schlesischen Komponisten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (z. B. Nucius, Samuel Besler, Apelles von Löwenstern) zeigen sich in ihren Werken viel unberührter vom monodischen und konzertierenden italienischen Stil als ihre gleichzeitigen innerdeutschen und österreichischen Kunstgenossen. Ihr Festhalten an klassizistischen und humanistischen Stilidealen wirkt frappant und teilweise antiquiert[49]), ausgenommen den alle andern künstlerisch überragenden Nucius, dessen A-cappella-Chöre ohne absichtliche Tendenz zum „stile antico" in bewunderungswürdiger Selbstverständlichkeit hingestellt sind und dabei hier und da in ihrer Innendynamik barocke Erregtheit verraten[50]). Erscheint dann um die Mitte und im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts in der konzertanten Kirchenmusik schlesischer Kantoren wie Michael Büttner, Sebastian Lemle (Agnelli), Martin Mayer, Tobias Zeutschner der Barockstil handgreiflich, so ergibt sich nicht etwa ein Anschluß an die jüngeren Stilströmungen, sondern eine unmittelbare Beeinflussung durch die Lehren des bereits 1621 verstorbenen Wolfenbüttler Kantors Michael Praetorius, eines Führers mitteldeutschen Frühbarocks[51]). Es scheint hier ein merkwürdiges Beharrungsgesetz wirksam zu sein, das man aber nicht einfach als Rückständigkeit abtun darf, dessen Sinn vielleicht die Bewahrung deutscher Kunstleistungen vor Überfremdung ist. Eine rücksichtslose, kühne Auseinandersetzung mit starken fremden Strömungen im eigenen Schaffen können sich, ohne inneren Schaden zu erleiden, eben nur große Musiker erlauben, über die Schlesien in der neuzeitlichen Musikgeschichte nie verfügte. Hemmend wirkte hier allerdings auch — man gestatte mir das Wort — die schlesische Kantoreninzucht.

Um sicher sagen zu können, in welchem zeitlichen Umfang dieses Beharrungsgesetz der neueren schlesischen Musikgeschichte seinen Stempel aufdrückt[52]), und um seinen Sinn zuverlässig zu ergründen, bedarf es noch einer Reihe gründlicher Stiluntersuchungen. Kantorenmonographien, so interessant und notwenig sie von andern Gesichtspunkten aus sein mögen, führen dabei kaum zum Ziel. Zweckmäßiger ist es, das Material nach den einzelnen Stilepochen des 16. bis 19. Jahrhunderts zusammenzufassen und es dann in seinem Verhältnis zum jeweiligen Stand der ausländischen und innerdeutschen Kunstleistungen zu untersuchen. Dabei muß selbstverständlich neben der kirchlichen und schulmusikalischen Kantorenkunst namentlich für das 18. und 19. Jahrhundert auch die einheimische Opern-, Konzert-, Kammer- und Hausmusik berücksichtigt werden.

Besonders wichtig für die schlesische Musikgeschichtsforschung ist die Frage nach den Beziehungen zur Musik der slawischen Nachbarn. Geht man hier zunächst statistisch vor, so fällt bereits beim mittelalterlichen Material in Schlesien die verschwindend geringe slawische Einmischung auf[53]). Für das 16. und 17. Jahrhundert kann man den ebenfalls sehr geringen slawischen Anteil schon ungefähr ermessen, wenn man einen Blick in die Bohnschen Kataloge wirft. Nun besagen Statistiken an sich noch kaum etwas über die eigentliche Frage der inneren Beziehungen und Auseinandersetzungen zwischen schlesischer und slawischer Musik, die es sicher gegeben hat, auch wenn wir heute noch nicht viel darüber wissen. Vergleiche, die Klärung versprechen, können erst dann angestellt werden, wenn sowohl für das Mittelalter wie für die neuere Zeit mehr musikhistorisches Material aus den benachbarten größeren tschechischen und polnischen Bibliotheken zugänglich gemacht oder am besten von drüben aus publiziert sind. Wir kennen bis jetzt nur einen stärkeren Einbruch slawischer Musik in Schlesien. Es handelt sich um das Vordringen böhmisch-tschechischer Kirchenmusik im letzten Drittel des 18. bis zu den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Der ältere Notenbestand der Stadtpfarrkirche zu Glatz, der einen zuverlässigen Maßstab abgibt für die künstlerisch anspruchsvolleren kirchenmusikalischen Verhältnisse im katholischen Schlesien, enthält neben einer allerdings überwiegenden Zahl deutsch-klassischer und österreichisch-klassizistischer Kirchenmusik doch auch eine beträchtliche Zahl tschechischer Kompositionen. Nicht zuletzt gegen dieses Vordringen böhmisch-tschechischer Musik erhob sich eine neue kirchenmusikalische Bewegung in Schlesien. Sie ging vom Breslauer Domkapellmeister Schnabel aus und entwickelte sich zu einer fortlaufenden Tradition[54]), getragen von den Domkapellmeistern, die Schnabel im Amte folgten: Hahn, Brosig, Filke, Eichy. Für die Reinerhaltung der Kirchenmusik — wie der übliche Ausdruck damals lautete — nahmen aber die Breslauer Domkapellmeister bezeichnenderweise nicht, wie der deutsche Westen gegen die süddeutsche orchestrale Kirchenmusik, die Prinzipien des Cäcilianismus, der von Regensburg durch den ausgewanderten Schlesier Proske angebahnten kirchenmusikalischen Restauration zu Hilfe, sondern: wie Schnabel ausging vom Vorbild der deutschen Klassik, so hielten sich seine Nachfolger, die alle zutiefst mit heimatlicher Art vertraut und verbunden blieben, an das Vorbild der deutschen Romantik und der neudeutschen Schule. Noch heute herrscht diese Kunst der Breslauer Domkapellmeister in den schlesischen Kirchen und ist fest verwurzelt in den Herzen der Schlesier.

[48]) Vgl. die Breslauer Dissertation von H. A. Sander, Ital. Meßkompositionen des 17. Jhs. aus der Breslauer Sammlung des Daniel Sartorius († 1671), Teildruck im Kirchenmus. Jb. Jg. 28 (1934).

[49]) Besonders stark bei Apelles von Löwenstern, vgl. Epstein a. a. O.

[50]) Vgl. Kirsch a. a. O.

[51]) M. Schneider, Blütezeiten der Musik in Schlesien a. a. O. wies zuerst auf den Zusammenhang mit M. Praetorius hin; nach ihm, ins einzelne gehend, F. Koschinsky, Das protestantische Kirchenorchester im 17. Jh. unter Berücksichtigung des Breslauer Kunstschaffens dieser Zeit, Breslauer Diss. 1931.

[52]) Es trifft wohl auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die späte schlesische Kirchenkantate großen Stils bei F. W. Berner zu; vgl. Eschenbach a. a. O.

[53]) Vgl. z. B. den Inhalt des Glogauer Liederbuches.

[54]) Darüber die Breslauer Diss. von W. Matysiak a. a. O.

Ludwig Petry:

Die Mongolenschlacht bei Liegnitz in der neueren polnischen Geschichtsschreibung

„Polen, das heute zum neuen selbständigen Leben aufersteht, ist seit jeher rühmlich verbrieft. Schon im 10. Jahrhundert hat es an der Weichsel, der Oder und der Warthe einen eigenen starken Staat gebildet, der im Laufe der Zeit unter den Jagiellonen zu einem mächtigen Reich heranwuchs und an räumlicher Ausdehnung alle anderen Reiche Europas übertraf. Seit jener Zeit reichte Polen von den Karpathen bis an die Düna und vom Schwarzen Meere bis an die Ostsee. Im Zeitraume von etwa eintausend Jahren seines Bestandes hatte Polen unter seinen vierzig Königen die einheimischen Lebenskräfte zum Nutzen anderer Völker entfaltet und auf so manchem Gebiet dauerhafte Ruhmestitel erworben. Gegen den damaligen Osten Europas am weitesten vorgeschoben, an der Grenze zweier Welten gelegen, bildete es jahrhundertelang die Schutzmauer Europas und der Christenheit, indem es mit eigener Brust die brandenden Anstürme der Mongolen und der Türken abwehrte. König (!) Heinrich der Fromme eröffnete im Jahre 1241 bei Liegnitz in Schlesien dieses langwierige Ringen mit den Barbaren, die Europa zu unterwerfen drohten, König Sobieski beendete es im Jahre 1683, indem er der türkischen Heeresmacht bei Wien den Todesstoß gab. Europa hätte (sic!) sein späteres Aufblühen nie erreicht haben, wenn an dem polnischen Damm die ostwärts kommende Flut über fünfhundert Jahre lang nicht würde (sic!) zerschellen müssen."

Mit diesen Worten leitete Anton Chołoniewski im Jahre 1917 die deutsche Neuausgabe von Stefan Buszczyńskis „Freiheitshort. Deutung der Geschichte Polens" ein[1]). Die beiden Ereignisse, mit denen hier Polens Rolle als Vorkämpfer des Abendlandes gegen asiatisches Barbarentum bezeichnet wird, dürfen zweifellos allgemein-europäische Bedeutung beanspruchen, jedoch nicht nur des Opfers wegen, das hier für Europa gebracht wurde (ob erfolgreich oder vergeblich kann dabei außer Betracht bleiben), sondern auch deshalb, weil an dieser Leistung neben den Polen noch andere Völker Europas, vor allem das deutsche, beteiligt waren. Diese zwei Ereignisse wären daher durchaus geeignet, in den beiden hauptbeteiligten Völkern die Erinnerung an gemeinsame Waffentaten lebendig zu erhalten und so das Bewußtsein der Schicksalsverbundenheit zu vertiefen; ebenso sehr aber unterliegen sie auch der

[1]) St. Buszczyński: Freiheitshort. Deutung der Geschichte Polens. Mit einem Vorwort von A. Chołoniewski, Krakau 1917, S. XI.

Gefahr, dauernden Streit zu entfachen über den Umfang und Wert des Anteils, der dem einzelnen Partner an dieser Leistung zukommt. Vergleicht man unter diesem Gesichtspunkt einmal beide Schlachten, so kann man sofort die Beobachtung machen, daß der publizistische und wissenschaftliche Gegensatz an beiden Punkten bisher in sehr ungleicher Stärke in Erscheinung getreten ist: Beide Ereignisse, die Chołoniewski in seiner eingangs wiedergegebenen Deutung der polnischen Geschichte auf gleiche Stufe stellt, haben in Wahrheit im Bewußtsein des polnischen Volkes bis in unsere Tage eine recht verschiedene Rolle gespielt. Den Anspruch auf das Hauptverdienst an der Befreiung Wiens hat schon der polnische König selbst unmittelbar nach der Schlacht am Kahlenberg in dem Briefe an seine Gemahlin erhoben, und in der Erinnerung seines Volkes hat seitdem die Rettung der Christenheit im Jahre 1683 als eine in erster Linie polnische Waffentat fortgelebt. Das Jubiläum von 1883 wie das des vergangenen Jahres haben klar erkennen lassen, wie empfindlich die polnische Öffentlichkeit in dieser Frage ist, wie entschieden sie sich jedem Versuch widersetzt, den ausschlaggebenden Anteil Sobieskis an der Abwehr der Türken in Zweifel zu ziehen[2]). Die Mongolenschlacht von Liegnitz dagegen ist bis vor kurzem noch nicht Gegenstand einer solchen Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Polen gewesen; erst vor wenigen Monaten hat es erstmalig ein polnischer Gelehrter, Roman Grodecki, unternommen, jede nennenswerte Beteiligung deutscher Kräfte an der Schlacht auf der Wahlstatt zu bestreiten, dieses Ereignis als eine fast rein polnische Leistung nachzuweisen, und zwar an so bedeutsamer Stelle[3]), daß es unerläßlich erscheint, seine Ausführungen etwas genauer zu prüfen.

Voraussetzung für diese Stellungnahme zu Grodeckis These ist die Bekanntschaft mit den Ergebnissen der bisherigen Forschung über den Mongoleneinfall von 1241, d. h. die Beantwortung folgender Vorfragen: Wie urteilt die deutsche Wissenschaft über dieses Ereignis? Welche Rolle spielt es in der polnischen Geschichtsschreibung vor Grodecki?

Die erste Frage ist ziemlich einfach und kurz zu beantworten. Im Jahre 1931 hat der Verein für Geschichte Schlesiens Wahlstatt zum Ziel seiner Wanderung gewählt, und zu diesem Anlaß hat Felix Taubitz in den „Schlesischen Geschichtsblättern" einen Beitrag über die Mongolenschlacht von 1241 veröffentlicht[4]). Der Vortrag, den an Ort und Stelle über das gleiche Thema Joseph Becker hielt, ist in seinen Hauptteilen im Herbst 1932 als Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins erschienen[5]).

[2]) Die neueste deutsche Arbeit auf diesem Gebiet, die ihr Thema in einem großen weltgeschichtlichen Rahmen behandelt, ist R. Lorenz: Türkenjahr 1683. Das Reich im Kampf um den Ostraum, Wien/Leipzig 1934. Über die Jubiläumsliteratur des Jahres 1883 vergleiche ferner K. Uhlirz: Die neueste Literatur über das Jahr 1683, MIÖG. 5 (1884), S. 325 ff., E. Fischer und J. Loserth in den Jahresber. d. Gesch. wiss. 6 (1883), Abt. III, S. 30 ff. und 136 ff. Für die polnische Einstellung im vergangenen Jahre vgl. etwa St. Kot in den Wiadomości Literackie Nr. 55 vom 24. XII. 1933 und den Kurjer Poznański Nr. 79 vom 20. II. 1934.

[3]) R. Grodecki: Dzieje polityczne Śląska do roku 1290 (Historja Śląska od najdawniejszych czasów do roku 1400, Tom I, Krakau 1933), S. 225—231.

[4]) F. Taubitz: Die Mongolenschlacht bei Wahlstatt am 9. April 1241 (Schles. Gesch.blätter 1931, S. 57—68).

[5]) J. Becker: Zum Mongoleneinfall von 1241 (Zschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 66, 1932, S. 34—57).

In diesen beiden Arbeiten werden die wenigen Quellen, die wir über das Ereignis besitzen, kritisch gewürdigt, die allgemeinen Werke der Kriegswissenschaft und der orientalischen Forschung herangezogen und dem Leser eine gute Übersicht über den Stand der Frage vermittelt; Becker berücksichtigt dabei auch die entscheidenden polnischen Untersuchungen. Seine Ausführungen in Verbindung mit denen von Taubitz geben folgendes Bild: Von Anfang an war Ungarn das Hauptziel der Tataren. Nur um den mit König Bela verwandten Fürsten von Kleinpolen, Schlesien und Böhmen jede Hilfeleistung unmöglich zu machen, wurde ein Teil des Heeres Anfang des Jahres 1241 in diese Nachbargebiete Ungarns entsandt. Vergeblich stellte sich an der Weichsel die kleinpolnische Ritterschaft dem Feinde, sie wurde geschlagen, und Krakau fiel in die Hand der Barbaren. Von dort drangen sie nach Oberschlesien vor; falls es hier überhaupt zu einem Widerstand christlicher Truppen kam, blieb er gleichfalls erfolglos. Vorbei an Breslau, dessen Bewohner ihre Häuser verlassen und Zuflucht auf der Burg gesucht hatten, ging der Mongolenzug nach Liegnitz. Hier trat ihm am 9. April 1241 Herzog Heinrich II. mit einem zahlenmäßig weit unterlegenen Heere entgegen, das zu einem erheblichen, wenn nicht überwiegenden Teil aus Deutschen bestand. Wieder jedoch blieben die Mongolen Sieger, Heinrich und der größte Teil seiner Mitkämpfer fanden den Tod. Dennoch unterblieb der in Deutschland allgemein befürchtete Vorstoß ins Reich. Ihre Aufgabe, dem Einfall nach Ungarn die Flanke zu decken, hatten die Mongolen ja erfüllt, und so wandten sie sich nach der Verheerung Niederschlesiens durch Mähren zu ihrem Hauptheere, das gerade in den Tagen der Schlacht bei Liegnitz am Sajo einen großen Sieg errungen hatte[6]). Von Ungarn aus drohte im folgenden Jahre donauaufwärts der Einbruch der vereinigten Scharen ins Reich, als unverhofft die Nachricht vom Tode des Großchans Ogdai die Anführer der Mongolen zur Umkehr bewog und das Abendland von einem schweren Alpdruck erlöste.

Um unsere zweite Vorfrage zu beantworten, müssen wir weiter ausholen. Einmal ist es notwendig, die eingangs aufgestellte Behauptung näher zu begründen, daß die Mongolenschlacht von 1241 — im Unterschied von ihrer Behandlung auf deutscher Seite — in der polnischen Geschichtsschreibung und im Bewußtsein des polnischen Volkes bis in die Gegenwart nicht im entferntesten eine solche Rolle gespielt hat wie die Befreiung Wiens durch Johann Sobieski, und zweitens wird eine genauere Kenntnis der früheren polnischen Arbeiten über unsere Frage uns erlauben, zu dem Vorstoß, den neuerdings Grodecki unternommen hat, mit Argumenten seiner eigenen Landsleute kritisch Stellung zu nehmen.

Während wir über den Feldzug von 1683 und die Schlacht am Kahlenberge eine den Ereignissen unmittelbar folgende „offiziöse" Darstellung von polnischer Seite in den als „Bulletins" gedachten Briefen des Königs Johann an seine Gemahlin besitzen[7]), stammt die erste ausführliche Schilderung der Liegnitzer Schlacht, die uns erhalten ist, das 7. Buch der Historia Polonica des Długosz[8]), erst aus dem 15. Jahrhundert und liegt

[6]) Am 11. April.

[7]) Lorenz a. a. O. S. 218 und 243.

[8]) Joannis Długosz senioris canonici Cracoviensis opera omnia cura Alex. Przezdziecki edita, Tomus XI, Krakau 1873, S. 272 ff.

somit 200 Jahre nach dem ersten Mongoleneinfall, den sie behandelt. Die einzige verläßliche und einigermaßen gleichzeitige chronikalische Grundlage besteht in den wenigen Zeilen der „Annales capituli Posnanensis", die in der Kompilation des sogen. Boguphal auf uns gekommen sind[9]). Daß das Ereignis von 1241 in der schlesischen Bevölkerung selbst einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, beweist uns die deutsch-schlesische Tatarensage des 14. Jahrhunderts, deren Geschichte J. Klapper nachgegangen ist[10]). Wenn diese Sage später erstorben ist und durch die legendäre Überlieferung verdrängt wurde, wie sie uns bei Długosz begegnet, so ist das kein Sieg einer polnischen Auffassung über die deutsche in dem Sinne, als ob man in Schlesien nun den Heldenkampf auf der Wahlstatt als eine Leistung des Polentums empfunden habe. Möglich war diese Übernahme der Schilderung des Długosz vielmehr gerade deshalb, weil man vom nationalen Standpunkt aus an ihr keinen Anstoß zu nehmen brauchte. Erst dem letzten Jahrhundert blieb es vorbehalten, aus seinem Bericht eine solche Tendenz herauszulesen; es ist daher nötig, seine Angaben über die Zusammensetzung des christlichen Aufgebotes[11]), welche spätere Forscher so einseitig zugunsten des polnischen Anteils ausgelegt haben, kurz zu wiederholen[12]). Heinrichs Heer gliedert sich nach Długosz in fünf Treffen: Im ersten stehen Kreuzfahrer „verschiedener Nationalität"[13]) und Bergknappen aus Goldberg, im zweiten Truppen aus Großpolen und Trümmer aus Kleinpolen, im dritten die Oberschlesier, im vierten die Deutschordensritter unter dem Hochmeister „Pompo de Hosterno"[14]), im fünften Herzog Heinrich selbst mit seinen Getreuen[15]). Długosz war gewiß kein Freund der Deutschen, und der Deutsche Orden war gerade zu Lebzeiten des Krakauer Domherrn der Hauptfeind Polens; um so mehr fällt ins Gewicht, daß er die Ordensritter ein eigenes Treffen in Heinrichs Heer bilden läßt und noch an zwei weiteren Stellen[16]) die Beteiligung deutscher Kräfte andeutet.

Wie seine Darstellung in der Folgezeit die wichtigste Quelle für die polnische Geschichte des Mittelalters im allgemeinen geworden ist, so im besonderen auch für die Auffassung der Schlacht bei Liegnitz, soweit diese überhaupt in polnischen Werken erwähnt wird. Völlig auf Długosz fußt die erste große „Geschichte des polnischen Volkes" von Naruszewicz aus

[9]) Becker a. a. O. S. 35 und 38; Becker gibt dort die Stelle wieder nach Mon. Germ. SS. 29, S. 437.

[10]) J. Klapper: Die Tatarensage der Schlesier (Mitt. d. Schles. Ges. f. Volkskunde 31/32, 1931, S. 160—196).

[11]) Nur diese sind für uns von einigem Wert, das legendäre Beiwerk kann hier ganz außer Betracht bleiben.

[12]) A. a. O. S. 274.

[13]) Ex variis linguis nationibusque collectis.

[14]) Długosz selbst spricht später (a. a. O. S. 352 zum Jahre 1255) von einem Hochmeister Poppo de Osterna. Ist er sich des Widerspruchs zu der früheren Angabe nicht bewußt oder hält er Pompo und Poppo für zwei verschiedene Persönlichkeiten?

[15]) Hier nennt Długosz „Slesitae et Wratislavienses . . . armigeri et meliores praestantioresque ex terris Majoris Poloniae et Slesiae milites".

[16]) An der oben Anm. 13 wiedergegebenen Stelle und zwei Zeilen darunter „aurifossores ex oppido Goltperk", wo dieser Ort also mit seinem deutschen Namen angeführt wird.

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Opole

der Zeit der Teilungen[17]), und mag man auch weiterhin mit einer gewissen Selbstverständlichkeit die Ereignisse von 1241 im Zusammenhang der Regierung des kleinpolnischen Boleslaw V. darstellen, so fehlt doch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine ausgesprochen antideutsche Tendenz noch vollkommen; an der Beteiligung der Kreuzritter nimmt man keinen Anstoß. Ja, als der Deutsche Johannes Voigt in seiner „Geschichte Preußens" die betreffende Nachricht des Długosz in Zweifel zieht[18]), ist es ein Pole, der Krakauer Professor Kulawski, der die Glaubwürdigkeit dieser Überlieferung und somit die Teilnahme des Ordens an der Schlacht in einer Zuschrift an die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur verteidigt![19])

Geradezu überraschend ist der geringe Akzent, den der Altmeister der polnischen Historiographie und Polens größter Dichter dem Jahre 1241 und der Schlacht auf der Wahlstatt als Ereignis ihrer Geschichte beilegen. Joachim Lelewel tut in seiner „Geschichte Polens"[20]) den Mongoleneinfall von 1241 mit wenigen Zeilen ab[21]), und in den „Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polen und die Geschichte seines Volkes" erwähnt er ihn überhaupt nicht mehr. Noch auffallender ist das Verhalten von Adam Mickiewicz. Im Jubiläumsjahre 1841 hält er in Paris seine berühmten Vorlesungen über „Slawische Literatur und Zustände". Die 21. Vorlesung ist am 12. März. Am 18. März ist die 600jährige Wiederkehr des Tages von Chmielnik, der den siegreichen Mongolen den Weg nach Krakau freigab. Am 19. März hält Mickiewicz seine 22. Vorlesung und kommt in ihr auf die Mongoleneinfälle des 13. Jahrhunderts zu sprechen: Welch ein großartiger Anlaß, Polens Martyrium für die abendländische Christenheit zu feiern! Was tut Mickiewicz? Er begnügt sich mit der kurzen Bemerkung, daß der dritte Mongolenzug des 13. Jahrhunderts die Richtung nach Kiew und Halicz hatte und von dort nach Polen und Ungarn ging; Ungarns König habe damals auf eine Insel des adriatischen Meeres fliehen müssen[22]). Weiter nichts! Kein Wort von Chmielnik oder gar von der Wahlstatt! Und eine eindeutige Bestätigung dieser Beobachtungen ist es, wenn Polen in der Jubiläumsliteratur des Jahres 1841 anscheinend überhaupt nicht vertreten ist, während wir — von deutschen und speziell schlesischen Gedenkschriften oder Aufsätzen ganz abgesehen — allein aus tschechischer Feder drei Arbeiten über den Mongoleneinfall besitzen, darunter die viel beachtete des berühmten Historikers Palacký, der sich bemühte, das ganze

[17]) A. Naruszewicz: Historya narodu polskiego, Warschau 1780 ff.

[18]) J. Voigt: Über die Theilnahme des Deutschen Ordens an der Mongolenschlacht bei Liegnitz (Beilage III zum 2. Band der „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens", Königsberg 1827, S. 660—665).

[19]) Vgl. Scholtz: Der deutsche Orden als Mitkämpfer bei dem Einfalle der Mongolen in Schlesien im Jahre 1241 (Schles. Provinzialblätter 104, 1836) S. 3.

[20]) J. Lelewel: Geschichte Polens, deutsche Ausgabe von Jordan, erste Auflage Leipzig 1846, zweite Auflage 1847, S. 57.

[21]) Lelewel gibt nicht einmal an, wer aus der Schlacht als Sieger hervorging.

[22]) A. Mickiewicz: Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände, deutsche Ausgabe Leipzig und Paris 1843, erster Teil S. 314.

Verdienst an der Abwehr der Barbaren dem Böhmenkönig Wenzel zuzuschreiben[23]).

Wie erklärt sich dieses Fehlen polnischer Stimmen in der Jubiläumsliteratur des Jahres 1841, in der andererseits die Tschechen so unverhältnismäßig stark vertreten sind? Ein Hauptgrund dafür ist zweifellos die Tatsache, daß das Jahr 1241 für Böhmen — wie für Schlesien — die einzige unmittelbare Berührung mit der Mongolengefahr gebracht hat, während Polen seinen zweiten, seinen dritten Mongoleneinfall erlebte und auf Jahrhunderte hinaus ein ständig bedrohter Nachbar dieser Barbaren blieb. So hat jene erste Überflutung im Bewußtsein des polnischen Volkes bei weitem nicht solchen Eindruck hinterlassen wie in Böhmen und Schlesien; zudem gipfelten ja gerade die Kämpfe von 1241 — vom ungarischen Kriegsschauplatz abgesehen — nach der allgemeinen Anschauung der Zeit in der Liegnitzer Schlacht, unmittelbar vor den Toren des Deutschen Reiches geschlagen, in einem Grenzland, mit dem das polnische Volk noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts keine innere Verbundenheit empfand, in welchem es noch nicht die nur entfremdete, unerlöste Heimaterde sah. So wenig damals noch das politische Interesse der Polen und ihre Propaganda zielbewußt auf Schlesien gerichtet war, so wenig gehörte diese Provinz damals und noch bis in unser Jahrhundert hinein zum eigentlichen Arbeitsfeld der polnischen Wissenschaft[24]). Für Lelewels Zurückhaltung, ja Gleichgültigkeit läßt sich zudem noch anführen, daß der Grundgedanke seines Werkes, der Fortschritt der Zivilisation vom Westen nach dem Osten sei ein Verhängnis für die Entwicklung Polens geworden, ihn daran hindern mochte, in der Mongolenabwehr von 1241 die Erfüllung einer großen abendländischen Mission Polens zu feiern.

Wenn in den folgenden Jahrzehnten in allgemeinen Darstellungen wie in der Einzelforschung dem ersten Mongoleneinfall allmählich etwas mehr Beachtung geschenkt wird und auch die grundsätzliche Konzeption von Polens historischer Aufgabe in Osteuropa sich klarer abzuzeichnen beginnt, so ist es ungemein bezeichnend, daß sich diese Entwicklung fast vollkommen auf das österreichische Teilgebiet beschränkt, ein Spiegelbild der habsburgfreundlichen Orientierung der Polen in Galizien[25]), und Vertreter der Krakauer Historischen Schule sind es, deren Arbeiten sich als aufschlußreich für unsere Frage erweisen. Die erste spezielle und später immer wieder herangezogene Darstellung der Kämpfe des Jahres 1241 ist die Skizze von Karol Szajnocha über die Herzogin Kunigunde, die

[23]) F. Palacký: Der Mongolen-Einfall im Jahre 1241 (Abhandlungen d. k. böhm. Ges. d. Wiss., 5. Folge, 2. Band 1841/42, S. 369—408).

A. V. Šembera: Wpád Mongolů do Morawy, Olmütz 1841, ferner Wiener Zeitung vom 21. V. 1841. (Beides zitiert nach Palacký a. a. O. S. 371 und 396). Es ist höchst interessant, daß die Tschechen ebenso wie bei der Mongolenabwehr von 1241 auch bei dem Türkenkriege von 1683 ein Hauptverdienst beanspruchen: Die Verteidigung des bedrängten Wien sei weniger von Starhemberg als von dem Tschechen Zdenko von Kaplirs geleitet worden. (Vgl. W. Platzhoff: Die Türken vor Wien, Korrespondenzblatt d. Gesamtver. d. deutsch. Gesch. u. Altert. Ver. 81, 1933, Spalte 219—227.)

[24]) M. Laubert: Die Neuauflage von Professor Felix Koneczнys schlesischer Geschichte (Schles. Geschichtsblätter 1933), S. 53.

[25]) W. Feldmann: Geschichte der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen (1795—1914), München und Berlin 1917, S. 216 ff.

Gemahlin Boleslaws V., eine ungarische Prinzessin[26]). Naturgemäß liegt in dieser Studie der Hauptnachdruck auf dem kleinpolnischen Kriegsschauplatz, dessen Bedeutung aber zugleich auf Kosten des schlesischen gehoben wird. Szajnocha übernimmt von Długosz unbedenklich die breite Schilderung der Treffen von Thursko und Chmielnik, verlegt den von Boguphal berichteten Zusammenstoß bei Oppeln nach Opole zwischen Lublin und Sandomir und bestreitet der Liegnitzer Schlacht jeden welthistorischen Charakter, da die Mongolen sowieso nicht die Absicht hatten, weiter nach Westen vorzudringen[27]). Was außerdem noch in einer größeren Anmerkung über dieses Ereignis gesagt wird, ist freilich kennzeichnend genug für Szajnochas deutschfeindliche Einstellung. Im Gegensatz zu seinem Gewährsmann Długosz kennt er in Heinrichs Heer nur vier Treffen, eines gebildet aus den Überlebenden der Ritterschaft von Krakau und Sandomir, die andern drei aus dem großpolnischen und schlesischen Aufgebot, „das heißt im 13. Jahrhundert aber unbedingt und ausnahmslos aus Polen". Als Freiwillige mögen in einigen Fällen ein paar Deutsche mitgekämpft haben, von einer irgendwie nennenswerten Beteiligung dieses Volkes aber oder gar von der Teilnahme des deutschen Ritterordens melden die gleichzeitigen Quellen nicht das geringste. Lediglich den Poppo von Osterna läßt Szajnocha als Einzelkämpfer in der Abteilung des Herzogs gelten. Man darf wohl fragen, warum der Verfasser den sonst so nachdrücklich verteidigten Długosz in der Frage der Kreuzritter plötzlich verwirft und welches denn die anderen „gleichzeitigen" Quellen sind, die uns die übrigen von Szajnocha kritiklos übernommenen Einzelheiten des Długosz bestätigen.

Wenn die meisten Nachfolger im allgemeinen auf dieser Darstellung Szajnochas fußen, so wird dessen deutschfeindliche Tendenz nicht immer übernommen: Josef Szujski in seiner „Geschichte Polens"[28]) und Alexander Semkowicz in seiner umfassenden kritischen Würdigung des Długosz[29]) sprechen sich beide für eine Beteiligung nicht nur Osternas, sondern auch seiner Kreuzritter an der Liegnitzer Schlacht aus. Sehr wichtig für uns sind dann die Forschungen von Boleslaw Ulanowski, der in den Sitzungsberichten der Krakauer Akademie vom Jahre 1884 auf neue westeuropäische Quellen zum Mongoleneinfall aufmerksam machte und mit ihrer Hilfe die Teilnahme des Templerordens an der Schlacht auf der Wahlstatt nachwies[30]). Ob Deutschordensritter mitgekämpft haben, will er nicht entscheiden; für die Johanniter glaubt er die entsprechende Annahme ablehnen zu dürfen: Die Tradition von ihrer Anwesenheit und die entsprechende bildliche Darstellung in der Hedwigslegende des 14. Jahrhunderts erklären sich genugsam daraus, daß die Johanniter nach dem Ende der Templer deren Besitzungen übernahmen[31]).

[26]) K. Szajnocha: Św. Kinga (Szkicze historyczne, Lemberg 1854).

[27]) Szajnocha a. a. O. S. 19.

[28]) J. Szujski: Dzieje Polski podług ostatnich badań, Tom. I. Piastowie, Lemberg 1862, § 81, S. 145.

[29]) Al. Semkowicz: Krytyczny rozbiór „Dziejow polskich" Jana Długosza do roku 1384, Krakau 1887.

[30]) Bol. Ulanowski: O współudziale Templaryuszów w bitwie pod Lignicą (Rozpr. i. sprawozd. z posiedzeń wydz. hist.-filoz. akademii umiejętności XVII, Krakau 1884, S. 275—322).

[31]) Ulanowski a. a. O. S. 308.

Als grundlegendes Werk der Krakauer Schule kann die in zahlreichen Auflagen verbreitete „Geschichte Polens" von Michael Bobrzyński gelten[32]). Hier erscheint die Tatarengefahr zum ersten Mal in einem maßgebenden wissenschaftlichen Werke als organisches Glied einer großen historischen Konzeption: Polens Beruf war es, Vormauer des Christentums in Osteuropa zu sein, ein Beruf, den es wohl gerade damals am reinsten erfüllte, als es nach jahrhundertelangem Kampf mit dem pommerschen und preußischen Heidentum der Mongolenflut auf seinem Boden das Grab bereitete, eine Sendung, die noch viel mehr Opfer verlangte als etwa die Kreuzzüge des Westens und der Kampf gegen die Mauren, da es dort gegen einen geistig und wirtschaftlich vielfach überlegenen Feind ging, von dem noch manches zu lernen war, hier aber im Osten gegen Barbaren, die das von Polen soeben begonnene Aufbauwerk wieder zerstörten oder doch auf lange hin ständig gefährdeten[33]).

Überblickt man im ganzen die Äußerungen der polnischen Wissenschaft aus der zweiten Hälfte des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu unserem Thema, so ergibt sich doch, daß — im starken Gegensatz zu der Diskussion über die Befreiung Wiens — ihr Anteil an der allgemeinen europäischen Forschung über den ersten Mongoleneinfall noch ziemlich bescheiden ist. Monographien über das Jahr 1241 wie die Innsbrucker Dissertation von Bachfeld[34]) oder das noch umfangreichere Werk von Strakosch-Graßmann[35]) hat Polen auch jetzt noch nicht aufzuweisen. Um so mehr darf daher jenes Buch unser Interesse beanspruchen, welches jahrzehntelang das einzige polnische Gegenstück zu Grünhagens „Geschichte Schlesiens" bildete, das gleichnamige Werk von Felix Koneczny, in erster Auflage erschienen im Jahre 1897[36]). Den Leser von heute überrascht es, wie rückhaltlos sich der Verfasser die deutsche Anschauung von der frühzeitigen Germanisierung Schlesiens, von dem Deutschtum Heinrichs I. und seines Sohnes, zu eigen macht; er sieht offenbar gar keine Möglichkeit, diese Ansicht zu widerlegen und unternimmt deshalb auch nicht im geringsten den Versuch, die Schlacht bei Liegnitz als ein Verdienst der Polen hinzustellen. Vielmehr ergeht er sich in bittersten Vorwürfen gegen Herzog Heinrich den Frommen und seine untätigen Landsleute im Reiche, die ihre Pflichten sträflich vernachlässigt haben. Obwohl Heinrich der Vormund Boleslaws V. war, hat er nichts getan, um das Land Sandomir zu verteidigen; Krakau gehörte damals unmittelbar zum Reiche des Breslauer Fürsten, aber auch Krakau sah sich völlig verlassen von seinem berufenen Schützer. Nicht einmal an Oberschlesiens oder Breslaus Verteidigung dachte der Herzog! Wäre er rechtzeitig vorgegangen, so hätte er die Ritterschaft ganz Polens unter seiner Führung vereinigen können, so aber blieben ihm für den Kampf bei Liegnitz nur

[32]) M. Bobrzyński: Dzieje Polski w zarysie (erste Auflage Krakau 1878), dritte Auflage Warschau 1887, S. 193 f. § 34.

[33]) Bobrzyński a. a. O. S. 194.

[34]) G. Bachfeld: Die Mongolen in Polen, Schlesien, Böhmen und Mähren. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Mongolensturmes im Jahre 1241, Diss. Innsbruck 1889.

[35]) G. Strakosch-Graßmann: Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242, Innsbruck 1893.

[36]) F. Koneczny: Dzieje Śląska, Beuthen 1897.

einige tausend Mann, darunter die Reste der Krakauer Ritterschaft, die durch ihre Hilfeleistung ihren treulosen Fürsten beschämte. Selbst bei Liegnitz jedoch war die Annahme der Schlacht kein freier Entschluß Heinrichs, sondern der Hunger trieb ihn aus seiner festen Burg. Vielleicht hat er seine Unterlassungssünden mit seinem Tode gesühnt. Unverzeihliche Schuld aber haben die Deutschen im Reiche auf sich geladen, die Heinrich I. die Germanisierung Schlesiens verdankten und seinen Sohn jetzt restlos im Stich ließen[37]). Sehen wir uns im Anschluß daran auch gleich die zweite Auflage des Buches aus dem Jahre 1931 an! Manfred Laubert hat sie unlängst einer umfassenden Kritik unterzogen und mit Recht hervorgehoben, daß die Abweichungen dieser zweiten Ausgabe von der ersten äußerst bezeichnend für die inzwischen erfolgte politische Umwälzung und daher viel interessanter sind als die Übereinstimmungen[38]). Auch bei dem Abschnitt über die Mongolenschlacht kann man das beobachten. Von der früher vertretenen Auffassung, daß Schlesien schon unter Heinrich I. auf dem Wege war, ein völlig deutsches Land zu werden, ist in dieser zweiten Auflage nichts mehr zu bemerken; freilich muß dann folgerichtig auch die Beschuldigung wegfallen, das Deutschtum im Reiche habe dem Sohne seines Gönners mit Undank und Gleichgültigkeit gelohnt. Aufrechterhalten wird dagegen fast in vollem Umfange der Vorwurf der Untätigkeit und Pflichtvergessenheit gegen den „verdeutschten" Heinrich den Frommen[39]). Mit dieser abfälligen Beurteilung des Herzogs steht Koneczny indessen heute noch wie bereits damals so gut wie allein; die herrschende Auffassung in der polnischen Geschichtsschreibung läuft vielmehr in wesentlich anderer Richtung. Ihrer Entwicklung seit dem Weltkrieg wenden wir uns nunmehr zu.

Als entscheidendes Kennzeichen bemerken wir auf den ersten Blick, daß die uns bekannte Konzeption der Krakauer Schule von der großen historischen Rolle Polens als Vorkämpfer abendländischer Zivilisation gegen den barbarischen Osten sich allgemein durchgesetzt hat, unzweifelhaft begünstigt von der großen politischen Umwälzung, die sich im Gefolge des Krieges vollzogen hat. Verschwunden war seit 1918 das äußerlich europäisierte, im Konzert der Großmächte durchaus salonfähige Rußland der Romanows, dem bisher 80 Prozent des alten polnischen Reiches angehört hatten; es war abgelöst durch das bolschewistische Staatsgebilde, in dem man plötzlich uralte asiatische Wesenszüge mit ungezügelter Wucht hervorbrechen sah. Mit diesem Rußland wollten selbst die bisherigen Russophilen nichts mehr gemein haben; der Räteherrschaft gegenüber konnte es keinen Augenblick einen Zweifel geben, daß Polens Platz auf der Seite des Westens war. Wieder schien ihm das Schicksal eine weltgeschichtliche Rolle als Verteidiger Europas gegen östliche Barbarei zugedacht zu haben, und nur zu gern besann man sich unter solchen Umständen auf ähnliche Situationen in vergangenen Jahrhunderten. Die Deutung Chołoniewskis aus dem Jahre 1917, mit der wir unsere Be-

[37]) Koneczny a. a. O. S. 107—109. Laubert a. a. O. S. 54f.

[38]) Laubert a. a. O. S. 53.

[39]) „ów zniemczony pobożny", Koneczny a. a. O. zweite Auflage, Beuthen 1931, S. 87.

trachtung eingeleitet haben, ist ein Vorläufer, dem zahlreiche Schriften und Aufsätze folgen sollten, welche die gleichen Gedankengänge wiederholten und weiterspannen. Außerdem aber war mit der Neuaufrichtung Polens und seiner Ausdehnung infolge des Versailler Friedens das lange vernachlässigte Schlesien zu einem Gegenstande von allgemeinem Interesse für die polnische Öffentlichkeit geworden, auch von dieser Seite her also gewann die Mongolenschlacht von 1241 aktuelle Bedeutung.

Um so mehr muß betont werden, daß selbst jetzt die namhaftesten Geschichtswerke noch nicht daran denken, die Schlacht auf der Wahlstatt in betont antideutscher Tendenz darzustellen. Wacław Sobiecki in seiner „Geschichte Polens“[40]) kennzeichnet Heinrich den Frommen ausdrücklich als Deutschenfreund, der sich mit Deutschen umgab, Stanisław Zachorowski spricht in dem Sammelwerk„ Geschichte des mittelalterlichen Polens“ ausdrücklich von der Beteiligung der Kreuzritter an der Abwehr der Mongolen und weist darauf hin, daß die deutsche Kolonisation keine Folge der Tatareneinfälle war, sondern in allen Teilgebieten Polens schon vorher eingesetzt hat[41]). In der Neuausgabe von Anatol Lewickis „Abriß der Geschichte Polens“[42]) wird die Frage des deutschen und polnischen Anteils überhaupt nicht angeschnitten; und noch in der französisch geschriebenen und für den Internationalen Historikerkongreß in Warschau im Vorjahre bestimmten Arbeit von Oskar Halecki „La Pologne de 963 à 1914“[43]) heißt es von Heinrichs Aufgebot: „In seinem kleinen Heere kämpften Polen und Deutsche tapfer Seite an Seite gegen die Barbaren, die in Europa eingefallen waren.“

Dies ist die historiographische Situation noch im Jahre 1933, als die von der Krakauer Akademie in Angriff genommene „Geschichte Schlesiens“[44]), deren erster Band zur Zeit des Warschauer Kongresses erscheint, das Bild völlig verändert. Roman Grodecki behandelt im Rahmen dieses umfassenden Werkes die politische Geschichte Schlesiens bis zum Jahre 1290 und begründet in seinem polnischen Texte eingehend die schon im französischen Resumé erkennbare Ansicht, daß allein den Polen der entscheidende Anteil an der Liegnitzer Schlacht zukomme[45]). Den Vorwurf, das offizielle Deutschland und seine Fürsten hätten dem Mongoleneinfall gleichgültig zugesehen, kennen wir schon von Koneczny. Allerdings kommt er an dieser Stelle etwas überraschend. Denn zwei Seiten vorher wird die befremdende Tatsache, daß Heinrich erst bei Liegnitz dem Feinde entgegentrat, damit entschuldigt, daß man zwar seit Jahren schon einen Angriff der Mongolen befürchtet habe, dann aber doch im Frühjahr 1241 selbst in den Piastenländern völlig überrascht worden sei. Das ist aber nur der Auftakt. „Ganz unpassend und bar jeder tieferen Begründung“, so heißt es bei Grodecki weiter, „ist das Bestreben, das Heldentum des Piastenfürsten und seines Volkes auf Rechnung des jungen Deutschtums in Schlesien zu setzen.“ Die Deutschen waren nach Grodecki

[40]) W. Sobiecki: Dzieje Polski, Band I, Warschau 1923, S. 24.
[41]) St. Zachorowski: Wiek XIII. i panowanie Władysława Łokietka (Dzieje Polski średniowiecznej, Krakau 1926), S. 258 f.
[42]) A. Lewicki: Zarys historji Polski, Band I, Warschau 1928, S. 87 f.
[43]) O. Halecki: La Pologne de 963 à 1914, Paris 1933, S. 51 f.
[44]) S. oben Anm. 3.
[45]) Grodecki a. a. O. S. 901 (französisches Resumé) und S. 225 ff. (polnischer Text).

damals erst in sehr geringer Zahl im Lande ansässig; wenn sie sich am Kampfe beteiligten, so erfüllten sie nur ihre selbstverständliche Pflicht gegenüber dem Landesherrn und dem Wirtsvolk, als Ergänzungsfaktor neben der einheimischen polnischen Bevölkerung. Positiv weiß man nur vom Tode des Vogtes Thomas von Löwenberg. Die Beteiligung der Johanniter und Kreuzritter ist sehr zweifelhaft, sicher ist nur der Anteil der Templer; bei ihnen aber ist es gar nicht gesagt, ob sie deutschstämmig waren, denn ihre Kommende Zagość in Polen z. B. war bestimmt italienisch. Will man Herzog Heinrich als einen Leonidas preisen, so muß man ihn einen Leonidas aus polnischem Blut und Geist nennen, der einen hoffnungslosen Kampf allein aus Pflicht- und Ehrgefühl gegenüber Vaterland, Glauben und bedrohter Zivilisation auf sich nahm.

Was haben wir von unserem Standpunkt aus gegen eine solche Auffassung geltend zu machen? Die allgemeine Konzeption, die Grodecki mit einer Reihe von Vorgängern teilt, die These von der historischen Mission Polens in Osteuropa, soll uns hier nicht weiter beschäftigen, obwohl auch ihr gegenüber schon mancher Vorbehalt zu machen, manches Fragezeichen zu setzen wäre. Nur im Vorbeigehen sei auf die jüngste Arbeit von Erich Maschke verwiesen[46]), die in aller Deutlichkeit darlegt, wie Polen vom 10. bis 13. Jahrhundert in der Erfüllung seiner abendländischen Aufgabe versagt hat, versagen mußte, und ebenso muß ich mich für das grundlegende Buch von Kurt Lück[47]) hier mit einem kurzen Hinweis begnügen, wo ja in eingehender Beweisführung gezeigt wird, wie sehr die politische Expansion Polens nach dem Osten seit dem 14. Jahrhundert, vor allem in Rotreußen, gerade von deutschen Elementen getragen wurde, wie die starke Einwanderung von Deutschen erst die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Ostpolitik Kasimirs d. Gr. und seiner Nachfolger schuf. Wir beschränken uns hier auf das Neue in Grodeckis Polemik, auf seinen „Nachweis“, daß die Deutschen an der Bekämpfung der Mongolen keinen irgendwie nennenswerten Anteil gehabt hätten. Die Auseinandersetzung über diese Frage trägt einen anderen Charakter als die gleiche Kontroverse bei der Befreiung Wiens; sie könnte einerseits belangloser erscheinen, da die Schlacht auf der Wahlstatt keinen solchen weltgeschichtlichen Wendepunkt bedeutet wie die am Kahlenberge, denn die Mongolen wären ohnedies nicht von Schlesien aus damals weiter nach Deutschland vorgedrungen, andererseits hat unsere Frage aber eine grundsätzliche Bedeutung, die dem Ereignis von 1683 wiederum fehlt: Die Entscheidung über das Maß des polnischen oder deutschen Anteils an der Bekämpfung der Mongolen bedeutet nämlich zugleich auch ein Urteil über den damaligen Stand der Eindeutschung Schlesiens, und die Frage, ob der Verfasser diesen Zusammenhang ausdrücklich hervorhebt, oder ob er es dem Leser überläßt, die entsprechende Schlußfolgerung zu ziehen, spielt dabei eine untergeordnete Rolle.

[46]) E. Maschke: Polen und die Berufung des Deutschen Ordens nach Preußen (Ostlandforschungen 4), Danzig 1934.
[47]) K. Lück: Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum (Ostdeutsche Forschungen, herausgeg. v. V. Kauder, Band I), Plauen 1934.

Das erste Bedenken, das gegen die Beweisführung von Grodecki erhoben werden muß, ergibt sich aus unserer Quellenlage. Die wenigen Zeilen der Annales capituli Posnanensis, unsere einzige verläßliche chronikalische Grundlage, erlauben uns keinen näheren Einblick in die Zusammensetzung des christlichen Aufgebotes. Długosz ist mit äußerster Vorsicht zu benutzen, seine Angaben sind im allgemeinen nur zu übernehmen, wenn sie uns durch andere Quellen bestätigt werden[48]). Die Beteiligung des Templerordens ist uns durch ein Schreiben seines Großmeisters an den König von Frankreich bezeugt[49]), polnische und deutsche Forscher sind sich in diesem Punkte einig. Heinrich II. hat — wie schon sein Vater — den Orden in Schlesien und im Lande Lebus freigebig ausgestattet. Grodecki erklärt es nun keineswegs für ausgemacht, daß es sich dabei um deutschstämmige Ritter gehandelt habe, und verweist in diesem Zusammenhange auf die Johanniterkommende Zagość, die aus Italienern bestanden habe. Ist es aber methodisch berechtigt, die Frage nach der Zusammensetzung der schlesischen Ordenskommenden in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit einem Beispiel aus dem Lande Sandomir zu entscheiden? Zudem steht doch nicht nur die Herkunft der Ordensritter selbst, sondern auch die nationale Zugehörigkeit ihrer Gefolgschaft zur Debatte. Gerade aus der Zeit Heinrichs II. aber haben wir Abmachungen, wonach die Templer von dem Gute Brosewitz bei Ohlau höheren Zent zahlen sollen, wenn sie deutsche Siedler ansetzen[50]). Bei den Angehörigen des Deutschen Ordens sind Zweifel über die Nationalität der Ritter wie bei den Templern oder Johannitern unmöglich; gerade deshalb sind gegen ihre Beteiligung an der Liegnitzer Schlacht schon vor Grodecki polnische Stimmen laut geworden. Seit Szajnocha beruft man sich mit Vorliebe auf den Nachweis Voigts, der diese Teilnahme ausdrücklich bestritten habe[51]). Sieht man sich Voigts Darlegungen im Wortlaut an, so polemisieren sie in der Hauptsache gegen Długosz, der den erst 1263 gestorbenen Poppo von Osterna als Hochmeister bei Liegnitz mitkämpfen und umkommen läßt[52]). Sodann beruft sich Voigt noch auf gleichzeitige schwere Kämpfe im Ordenslande, die eine Hilfeleistung der preußischen Ritter in Schlesien nicht erlaubt hätten. Eine andere Frage ist es dann immer noch — und Voigt stellt sie offenbar gar nicht —, ob Heinrich der Fromme nicht vielleicht aus anderen Ordensbesitzungen Zuzug erhielt, vor allem aus den schlesischen selbst, die uns heute (ebenso wie die überaus engen Beziehungen mannigfacher Art zwischen Schlesien und dem Kulmerland) viel besser bekannt sind als dem Verfasser der vor 100 Jahren erschienenen

[48]) Im Gegensatz zu H. Zeißberg (Die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters, Leipzig 1873, Kap. IX) und J. Girgensohn (Kritische Untersuchung über das 7. Buch der Historia Polonica des Długosz, Diss. Göttingen 1872) ist A. Semkowicz (in der oben Anm. 29 zitierten Arbeit) zu einer ziemlich günstigen Einschätzung der Historia Polonica gelangt, ohne daß ihm die deutsche Forschung darin hätte folgen können (vgl. Becker a. a. O. S. 36 f.). Eine neue Spezialarbeit von deutscher Seite über den Quellenwert des Długosz wäre daher sehr erwünscht.

[49]) Vgl. Ulanowski in der oben Anm. 30 genannten Abhandlung.

[50]) Regesten zur schlesischen Geschichte, Band I, herausgeg. v. C. Grünhagen (Cod. Dipl. Silesiae VII, 2. Aufl. Breslau 1884), Nr. 549.

[51]) Voigt a. a. O. S. 660 ff.

[52]) Vgl. oben S. 156 und Anm. 14.

„Geschichte Preußens“[53]). Die Annahme von der Teilnahme der Kreuzritter hat also einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Ähnlich steht es mit den Knappen aus dem Goldberger Revier, deren Erwähnung bei Długosz eine Stütze in alten Einkünften findet, welche der Wahlstätter Pfarrer in Schmottseifen besaß und die offenbar zu Seelmessen für gefallene Bergleute dienten[54]). Der Bergbau aber war damals ganz in der Hand deutscher Einwanderer, die gerade in der Goldberger und Löwenberger Gegend besonders frühzeitig nachweisbar sind. Daß der Löwenberger Vogt Thomas, wie das Stadtbuch überliefert[55]), auf der Wahlstatt gefallen ist, kann auch Grodecki nicht bestreiten, doch verwertet er diese Notiz in seinem Sinne als Beweis für das vereinzelte Auftreten der Deutschen im Heere des Herzogs: Positiv wissen wir nur vom Tode dieses einen Deutschen! Wie steht es aber denn sonst mit urkundlich überlieferten Namen von Mitkämpfern? Ist uns irgend ein anderer aus gleichzeitiger Quelle so gut bezeugt wie der des Löwenberger Vogtes? Mit viel größerem Rechte können wir Grodecki entgegenhalten: Der einzige Mitstreiter Heinrichs II., den wir mit Namen kennen, ist ein Deutscher gewesen! Und schließlich der Herzog selbst! Ein „Leonidas aus polnischem Blut und Geist“? Die Ahnentafel Heinrichs ist uns ziemlich gut bekannt[56]). Nehmen wir seine Vorfahren in drei Generationen: Auch wenn wir seinen Vater, Großvater und Urgroßvater außer Betracht lassen, da bei ihnen die gleiche Frage zu beantworten wäre wie bei Heinrich selbst, so haben wir in sämtlichen andern 11 Ahnen Deutsche vor uns! Ebensowenig läßt sich bezweifeln, daß Heinrich auch seiner ganzen Einstellung nach kein Pole mehr war; noch Sobiecki in seiner „Geschichte Polens“[57]) gibt das offen zu und die ganze bisherige polnische Forschung sieht ja in dem Bruderkampf zwischen Heinrich und Konrad das Ringen der deutschen und der polnischen Partei in Schlesien[58]). Grodecki dagegen ruft für seine These gegen die Autorität Grünhagens Paul von Niessen zu Hilfe und zitiert aus dessen „Geschichte der Neu-

[53]) Vgl. J. Heyne: Dokumentierte Geschichte des Bisthums und Hochstiftes Breslau, Band I, Breslau 1860, S. 285 ff., W. Kuhn: Die deutsche Besiedlung Oberschlesiens (Schaffen und Schauen, Jahrg. 10, Heft 4/5, 1934) und A. Methner: Die kulmische Handfeste in ihren Beziehungen zu Schlesien (Zschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 67, 1933, S. 32—45).

[54]) Taubitz a. a. O. S. 63. Die Endung -seifen, -seiffen bei einer Reihe von schlesischen Orten deutet auf Erzvorkommen (K. Wutke: Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen = Cod. Dipl. Silesiae, XX, Breslau 1900, S. 4, Nr. 13).

[55]) Im alten Löwenberger Stadtbuch, zitiert bei G. A. Tzschoppe und G. A. Stenzel: Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz, Hamburg 1832, S. 278.

[56]) Die polnische Dichterin Z. Kossak hat sie ihrem Roman über die „Wahlstatt von Liegnitz“ (deutsche Ausgabe München 1931) beigegeben.

[57]) S. oben Anm. 40.

[58]) Sobiecki a. a. O. S. 24; derſ.: Zapomniany bohater śląski (książe Konrad Piast, Zam. 1921 Pomarański 15. Grodecki rückt folgerichtig von dieser Auffassung ab; die Überlieferung von einem offenen Kampf und dessen Deutung als Streit einer deutschen und einer polnischen Richtung am Hofe Heinrichs I. lehnt er als unzureichend beglaubigt, als anachronistischen Zusatz eines späteren Autors ab. Da Konrad nach 1208 in den Quellen nicht mehr begegne, hätte der Bruderkampf zudem vor diesem Termin stattfinden müssen, zu einem Zeitpunkt also, da es fast noch keine Deutschen in Schlesien gab. A. a. O. S. 220 Anm. 2.

mark“[59]) ein abweichendes und seiner Ansicht nach objektiveres Urteil: Heinrich war „durchaus ein Piast, ein Herrscher slawischen Stammes über vorwiegend slawische Gebiete“. Selbst Niessen aber fährt dann fort — und Grodecki verzichtet leider auf die Wiedergabe dieses nächsten Satzes —: „In dieser seiner Doppelstellung als Vorkämpfer des Deutschtums aus slawischem Stamm hat er denn auch seinen letzten Kampf ausgefochten, den gegen die Mongolen.“

Hat diese Prüfung der Einzelthesen Grodeckis somit ergeben, daß sie nicht stichhaltig genug sind, die bisherige deutsche Auffassung zu erschüttern, so müssen wir nun noch einen Blick auf seine allgemeine Anschauung vom Beginn und Fortgang der deutschen Besiedlung werfen, ob hier vielleicht die letzte und entscheidende Begründung für seine neuartige Darstellung der Mongolenschlacht zu finden ist. Es wäre ja denkbar, daß Grodecki dem Bilde der Kolonisationszeit, welches die deutsche Forschung bisher immer nur für Teilgebiete und in vielen Einzelzügen herausgearbeitet hat[60]), ein anderes entgegenzustellen weiß, das wirklich grundlegende Berichtigungen unseres Urteils erforderte, die Ansicht einer bedeutenden deutschen Zuwanderung schon vor 1241 widerlegte und somit aus der Beweisführung für die bisherige Auffassung der Mongolenschlacht ein tatsächlich entscheidendes Stück herausbräche. Fast mit Verwunderung aber müssen wir bei näherem Zusehen feststellen, wie nahe gerade in dieser Frage Grodeckis Anschauung dem deutschen Standpunkt kommt! Lassen wir die Motive, welche die deutschfreundliche Politik Heinrichs I. bestimmten, wie sein inneres Verhältnis zum Polentum[61]) hier unerörtert und halten wir uns nur an das, was Grodecki über den Kolonisationsvorgang als solchen sagt[62]): „Jetzt aber — vom Ende des 12. Jahrhunderts an — begann die massenhafte Ansiedlung[63]) von Deutschen, die sich scharenweise[63]) in den hervorragendsten Orten niederließen, also eine Ansiedlung, welche die Voraussetzung zur Aufrechterhaltung der völkischen Besonderheit in sich trug ... So barg das Systematische[63]) der massenhaften Ansiedlung von Deutschen in Schlesien die Gefahr der Eindeutschung gewisser Gegenden in ihrer Gesamtheit[64]) und der Umwandlung ganzer Landstriche in zweisprachige und völkisch gespaltene Gebiete in sich... Die Objektivität des Forschers verlangt die Versicherung, daß die Grundlagen für die spätere Eindeutschung Schlesiens mit ihren für das Polentum des Landes gefährlichen politischen Folgen in bedeutendem Maße Heinrich der Bärtige durch seine eifrige Kolonisationstätigkeit legte, die mittelbar

[59]) P. v. Nießen: Geschichte der Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung (von den ältesten Zeiten bis zum Aussterben der Askanier), Landsberg a. d. W. 1905, S. 71.

[60]) Eine umfassende Darstellung des Gesamtvorganges besitzen wir vorläufig nur für das Bistumsland in dem Buche von J. Pfitzner: Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes, 1. Teil: Bis zum Beginn der böhmischen Herrschaft, Reichenberg 1926.

[61]) Über den blutsmäßig deutschen Einschlag vgl. das oben über Heinrich d. Fr. Gesagte.

[62]) A. a. O. S. 190 f.

[63]) Sperrung von Grodecki selbst.

[64]) Am raschesten ging die Eindeutschung bekanntlich gerade in dem nieder- und mittelschlesischen Vorgebirgsstreifen vor sich, der dem Schlachtfeld von 1241 am nächsten lag und dessen Bewohner sicher einen beträchtlichen Teil des herzoglichen Aufgebotes gestellt haben.

durch starke Unterstützung in den ritterlichen und geistlichen Gütern und unmittelbar durch ihn selbst in seinen riesigen landesfürstlichen Domänen durchgeführt wurde ...“

Wir können abbrechen und das Ergebnis unserer Betrachtung kurz dahin zusammenfassen: Grodeckis Auffassung der Mongolenschlacht ist in ihrer speziellen Beweisführung unzureichend unterbaut und wenig überzeugend, sie steht nicht nur innerhalb der bisherigen polnischen Forschung ziemlich allein, sie wirkt auch in dem unmittelbar sie umgebenden Rahmen wie ein Fremdkörper, der zur Anlage des Ganzen nicht recht passen will. Die deutsche Forschung sieht deshalb keinen Anlaß, sich Grodeckis Ansicht zu eigen zu machen und von ihrem bisherigen Standpunkt abzugehen. Eben so fern liegt ihr aber auch nach wie vor die Absicht, durch einseitige Hervorkehrung des eigenen Anteils die Erinnerung an eine gemeinsame deutsch-polnische Waffentat zu trüben, die gerade als solche anderen trennenden Momenten unserer Geschichte gegenüber nachdrücklich festgehalten zu werden verdiente.

Karl Sczodrok:

Die Deutsche Eichendorff-Stiftung

Der Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur und sein Schlesisches Jahrbuch machen von einem Urrecht der Menschheit Gebrauch, indem sie den Zusammenhalt unter Blutsverwandten pflegen. Zwar ist der Neustamm der Schlesier wie kaum ein anderer deutscher Stamm heute staatspolitisch auseinandergerissen. Das Kattowitzer Schlesien, Reichtal, Bielitz und die Hälfte von Teschen kamen zu Polen, Sudetenland und das Hultschiner Ländchen gehören zur Tschechoslowakei, nur die preußischen Provinzen Ober- und Niederschlesien blieben beim Deutschen Reiche. Über alle politischen Grenzpfähle hinweg aber führt alle Schlesier ohne Unterschied auf kulturellem Gebiete — unter Achtung der jetzt bestehenden Staatsgrenzen — nach wie vor zusammen die Stimme des Blutes und des Herzens, der Gleichklang von Seele und Art. Wenn wir nun nach Persönlichkeiten Ausschau halten, die im Geistigen über alles sonst Trennende hinweg schlesische Art verkörpern, so wird immer ein Mann an erster Stelle genannt werden müssen: Joseph Freiherr von Eichendorff!

Gewiß gehört Eichendorff dem ganzen deutschen Volke, das in ihm den unsterblichen Sänger des deutschen Waldes und des Wanderns verehrt. Aber dieser schlichte Freiherr aus dem oberschlesischen Walde ist uns gleichzeitig ein Ausdruck besten Schlesiertums.

Schon etwas zunächst ganz Äußerliches, der Lebensgang Eichendorffs ist wie ein Symbol: In Oberschlesien schließt sich sein Lebenskreis: Der Beginn ist das „Jubelparadies" von Lubowitz, den Ausklang sah die Bischofsstadt Neisse. Daneben die andern schlesischen Eichendorfforte, das Jagdschlößchen Summin bei Lubowitz (heut gehört Summin zu Polen), die sagenumwobene Burg Tost, der grüne Friede von Sedlnitz im Kuhländchen, das für Eichendorff gastfreie Bischofsschloß Johannesberg, wie Sedlnitz heute im Bereiche der Tschechoslowakei gelegen, nicht zuletzt Gesamtschlesiens Hauptstadt Breslau mit dem Matthiasgymnasium.

Als ein rechter Schlesier vermittelt Eichendorff zwischen Nord und Süd, zwischen preußischer und österreichischer Art, zwischen dem Osten und dem Westen. Neben seiner inbrünstigen Heimatliebe steht seine Fernensehnsucht, die ihn den köstlichen „Taugenichts" schreiben ließ, die Geschichte vom deutschen Wanderjüngling. Aber der kindlich sorglose „Taugenichts" und der pflichttreue preußische Beamte, der Herr Geheimrat, haben im Herzen des Dichters gleichermaßen Platz. Eichendorff, den überzeugungstreuen Katholiken, verband eine echte Freundschaft mit dem evangelischen Oberpräsidenten von Preußen, Heinrich Theodor von Schön, und vereint riefen die beiden das deutsche Volk auf zum Wiederaufbau der Marienburg, dem Wahrzeichen deutscher Arbeit und Kultur im Osten.

Die Erinnerung an den Dichter zu pflegen und für sein Werk zu werben, soweit die deutsche Zunge klingt, das ist die Aufgabe der Deutschen Eichendorff-Stiftung, die im Jahre 1931 von Karl Freiherrn von Eichendorff, dem im März 1934 heimgegangenen Enkel des Dichters, Universitätsprofessor Dr. Adolf Dyroff und mir gegründet wurde. Es waren damals jene schweren Monate, die uns den furchtbaren Wirtschaftszusammenbruch Deutschlands brachten und in seinem Gefolge eine große Kopflosigkeit. Man fing das notwendige Sparen vielfach am falschen Platze an und überbot sich im Abbau bewährter und unentbehrlicher Kultureinrichtungen. Dem Zerfall und der Mutlosigkeit wollten wir mit der Begründung der Deutschen Eichendorff-Stiftung ein Dennoch entgegensetzen. War es doch, wie es in unserem Gründungsaufruf hieß, Eichendorff, „der in den Zeiten des Zusammenbruchs und der Gärungen zur Einkehr und zur Sammlung rief und den an äußeren Gütern Verarmten einen Sonntag im Gemüte bereitete." Wir wollten uns, so wird weiter in jenem Gründungsaufruf ausgeführt, nicht beirren lassen, von jenen, die Romantik als etwas Rückständiges schelten. Wir wissen, daß die Tieck, Schlegel, Novalis, Brentano, von Arnim, Stifter und die Brüder Grimm sich Romantiker nannten, weil sie das Neue wollten, damals die Entdeckung und Erforschung der Geschichte und der Seele des deutschen Volkes. Heute wollen wir nicht länger die Diktatur der aktuellen Literaten dulden, wünschen vielmehr ein Dichtergeschlecht, das fruchtbare Träume von kommenden Dingen gestaltet und unsere Umwelt verseelt. Arbeitslos und seelisch träge hat die Maschine uns gemacht, die Aufhebung dieser Knechtschaft wird uns Aufgabe und Ziel. Wir wollen nicht mehr in einem Zimmer uns einengen, das da heißt Gegenwart und nichts als Gegenwart. Uns bewegt das romantische Zeitempfinden, für das Eichendorff den Vers fand: „O Gegenwart, wie bist du schnelle, Zukunft, wie bist du morgenhelle, Vergangenheit so abendrot!"

So dient denn seit einigen Jahren unsere Stiftung der Erforschung der Romantik und der Pflege der Eichendorfferinnerungen; sie hat sich die Aufgabe gestellt, die Herausgabe von Werken dieser Forschung und die Werbung für die Werke Eichendorffs und der Romantik zu unterstützen und — wenn die Mittel es zulassen — Schriftsteller zu fördern, die im Geiste Eichendorffs und damit in der Richtung einer gesunden Grenzlandgesinnung schaffen.

Bindeglied für die Mitglieder ist das Eichendorff-Jahrbuch, der romantische Almanach „Aurora", der 1935 im 5. Jahrgang erscheint und den ich jetzt, nach dem Tode Karl von Eichendorffs, in Zusammenarbeit mit Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Adolf Dyroff in Bonn, Universitätsprofessor Dr. Hans Heckel-Breslau und Professor Franz Ranegger in Mödling bei Wien herausgebe, gestützt von unserer Monatsschrift „Der Oberschlesier", die als rechte Heimatzeitschrift von Anfang an für Eichendorff sich einsetzte. Anläßlich des 75. Todestages Eichendorffs konnten wir von seiten der Stiftung das deutsche Volk aufrufen, allerorten unseres großen Schlesiers zu gedenken. Wir brachten damals den Lesebogen „Der unsterbliche Eichendorff" heraus und das Eichendorffspiel „Kasperl und Annerl" von Alfons Hayduk.

Dank der Anteilnahme der Stadt Neisse reifen in dieser altehrwürdigen Eichendorffstadt, die auf dem Jerusalemer Friedhof das Grab des Dichters



Eichendorffmedaille von Theodor von Gosen

Vorderseite



Eichendorffmedaille — **von Theodor von Gosen**

Rückseite

Lichtbilder Damerau, Breslau

Pedagogiczna Biblioteka Wojewódzka Opole

hütet, weitgehende Pläne. Es ist gelungen, das Eichendorffsterbehaus zu sichern. In seinen Räumen soll in absehbarer Zeit das deutsche Eichendorffmuseum eingerichtet werden. Auch die Mitglieder der Familie Eichendorff, so Frau Baronin Antonie von Eichendorff in Altenbeuern, Hartwig von Eichendorff in Zoppot und Margarete Sedlnitzky-Eichendorff in Wien sind mit ihrem Herzen bei diesen Plänen. Wesentlich ist, daß die Behörden helfen wollen und mit der Stadt Neisse und den bisherigen Trägern der Stiftung zusammenwirken. Der Sitz der Stiftung wurde von Oppeln nach Neisse verlegt, wo Bürgermeister Franzke im Einvernehmen mit Oberbürgermeister Mazur das Werbe- und Schatzmeisteramt übernahm. Die literarischen Dinge werden nach wie vor von mir von Oppeln aus betreut.

Der ausgezeichnete deutsche Bildhauer Professor Theodor von Gosen in Breslau schuf, einer Anregung der Stiftung nachgehend, eine vollgültige Eichendorffmedaille, die wir in diesem Schlesischen Jahrbuch im Bilde zeigen.

Als wir 1931 die Stiftung gründeten, waren wir uns von vornherein klar, daß diese unsere Neugründung zunächst keine umfassende Volksbewegung sein könne. Mit Recht steht heute die Arbeitsbeschaffung obenan. Aber nicht vom Brote allein lebt der Mensch. Und wenn demnächst von Neisse aus aufgerufen wird zur Mitarbeit am Eichendorffwerk, so möge dieser Ruf überall in Deutschland und beim Auslanddeutschtum gehört werden, ganz besonders aber überall dort, wo Schlesier wohnen und wirken; denn Eichendorff ist einer der allerbesten unseres Stammes, und wer für Eichendorff eintritt, der kämpft und arbeitet gleichzeitig für Schlesien.

Anmerkung: Die Mitgliedschaft ist anzumelden bei der Deutschen Eichendorff-Stiftung in Neisse oder in Oppeln. Der Jahresmindestbeitrag beträgt 3,— Mark, wofür das umfangreiche Eichendorffjahrbuch, der romantische Almanach „Aurora“ kostenfrei zugestellt wird. Beträge über 3,— Mark kommen z. Zt. der Durchführung der Neisser Eichendorffpläne zugute.

Pedagogiczna Biblioteka Wojewódzka Opole

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume

1. Jahrgang 1928

Herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. Schriftleiter: Gierach-Reichenberg, Jantzen-Breslau, Mak-Gleiwitz, Wittek-Troppau. 160 Seiten, 10 Bilder, 1 Karte

2. Jahrgang 1929/30

Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 126 Seiten, 14 Bildtafeln, 1 Karte

3. Jahrgang 1930/31

Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 156 Seiten, 35 Bilder, 15 Kartenskizzen

4. Jahrgang 1931/32

Herausgegeben und geleitet vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur, 96 Seiten, 7 Bildtafeln, 1 Karte

5. Jahrgang 1932/33: Der Eckpfeiler Schlesien

Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 92 Seiten, 3 Kartenskizzen

6. Jahrgang 1933/34

Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 96 Seiten, 10 Karten und 18 Abbildungen

---

Alle Bände sind noch zum ermäßigten Preise von RM. 1.— durch jede Buchhandlung und den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, zu beziehen

Wojewódzka Biblioteka Publiczna Czytelnia w Opolu
Opolu

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
D 3336/VII
013-007375-07-0